This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

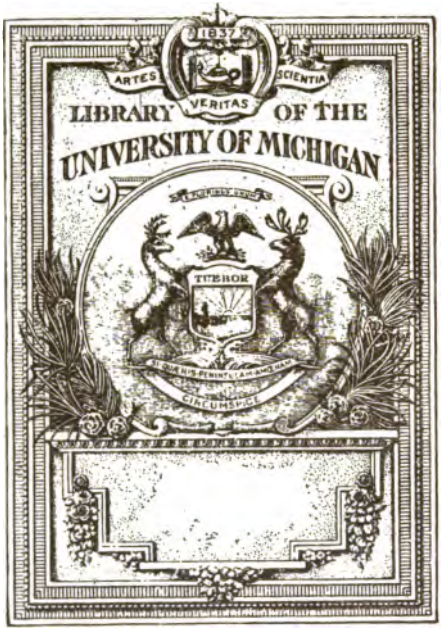
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

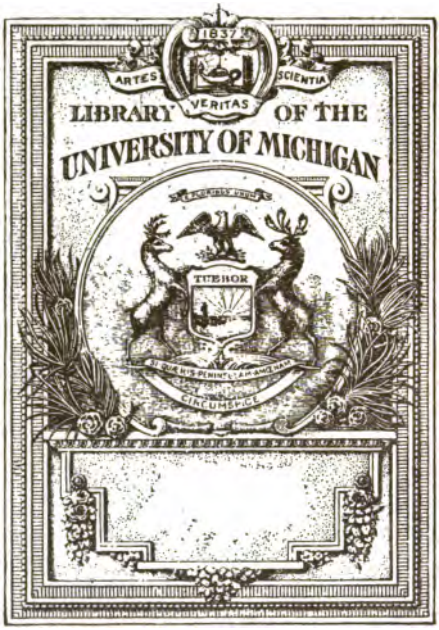
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 868,108


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

Dmitrii Sergeevich Merezhkovskii, 1865-

Dmitrij Mereschkowskij

Der vierzehnte Dezember

Roman

Deutsch von
Alexander Eliasberg

X/443

Drei Masken Verlag München

891.78
M56che
tE42

Alle Rechte vorbehalten
*
Copyright 1921 by
Drei Masken Verlag A.-G.
München
*

November 14, 1933 EN.

Erstes Buch

Der Vierzehnte

Erſter Teil

Comp philol.
Harkansowitz
10-19-23
G626

Erſtes Kapitel

Die Erde lieben iſt Sünde, man muß das Himmliſche lieben. Ich kann es aber nicht, — mehr als alles auf der Welt liebe ich unſer Gut Tſcherjomuſchki! Solange ich da lebte, wußte ich es nicht. Kaum bin aber von dort fort, als ich es zu lieben anfing und mich danach ſo ſehne, daß ich vor Sehnſucht ſterben könnte."

„Lieben Sie Ihre Erde wie etwas Lebendiges, Marja Pawlowna?"

„Natürlich iſt ſie lebendig! Wenn ich ins Gehölz komme, ſtehen die jungen Birken wie dünne Wachskerzen da, ihre Haut iſt ſo warm, weich, von der Sonne durchwärmt, ganz wie lebendig. Ich umarme ſie, ſchmiege meine Wange an ſie, liebkoſe ſie: mein liebes trautes Schweſterchen!"

Im bläulichen Scheine der Winterdämmerung, der ganz ſchwach durch das vereiſte Fenſterchen des Reiſeſchlittens drang, betrachtete Fürſt Valerian Michailowitſch Golizyn das liebliche Geſicht des jungen Mädchens und dachte bei ſich: — Biſt ſelbſt wie eine Birke im Frühling! —

Marja Pawlowna ſah ganz wie ein gewöhnliches Provinzfräulein aus, wie eines, von denen es heißt:

Geteilt ſind ihre Mußeſtunden
Zwiſchen Klavier und Stickerei.

Sie iſt gekleidet nach dem Modebild im „Telegraph"; ſie trägt einen mit dauerhaftem dunkelgrünem Gros-de-Tours aus Groß-

mutters Zeiten gedeckten Pelzmantel und einen Kapotthut mit rosa Bändern; der dicke schwarze Zopf ist zu einem Körbchen geflochten, aus dem leichte Locken auf die Wange herabfallen; dazu trägt sie altertümliche Granatohrringe, wahrscheinlich auch ein Geschenk der Großmutter. Ist gut erzogen und spricht französisch. Dabei hat sie das Gesicht eines Dorfmädels, das auf einer Bank vor dem Tore sitzt, ein gelbes Kopftuch mit roten Tupfen aufhat, mit den Burschen scherzt und Sonnenblumenkerne knackt.

Vielleicht liebt sie noch niemand, aber sie ist vom Dufte der Liebe umhaucht wie blühender Flieder von der Frische des Taues. Und alle fühlen es: die Postmeister, die an den Schlagbäumen stehenden Invaliden, die dickbäuchigen Kaufleute, die im Schweiße ihres Angesichts Tee trinken, die Postkutscher mit den roten Gesichtern, — alle denken sich beim Anblick Marja Pawlownas: „Ach, ist das ein nettes Mädel!"

Golizyn machte auf der Reise von Wassiljkow nach Petersburg Station in Moskau, um das Mitglied der Geheimen Gesellschaft Iwan Iwanowitsch Puschtschin zu besuchen. Puschtschin diente am Strafsenat des Moskauer Hofgerichts und wohnte bei seiner Tante, einer vornehmen Dame aus der guten alten Zeit im Pfarrbezirk von Pjatniza-Boschedomskaja, in der Alten Konjuschennaja-Straße. In diesem Hause war auch auf der Reise nach Petersburg eine entfernte Verwandte der Puschtschins, die Sserpuchower Gutsbesitzerin Nina Ljwowna Tolytschowa mit ihrer neunzehnjährigen Tochter Marja Pawlowna abgestiegen. Golizyn hatte sich auf Puschtschins Bitte bereit erklärt, die Damen zu begleiten.

Um jene Zeit fing zwischen Petersburg und Moskau gerade die Postdiligence an zu verkehren; es war ein niedriges, langgestrecktes, mit Leder überzogenes Fuhrwerk mit zwei kleinen

Fensterchen, das eine vorn, das andere hinten. Liegen konnte man darin nicht: die vier durch eine Scheidewand voneinander getrennten Fahrgäste saßen mit den Rücken zueinander und blickten zwei nach vorn und zwei nach hinten. Da man in den früheren Reisewagen bequem liegen konnte, nannten die Postkutscher diese neue Erfindung „Neleschance"*). Golizyn fuhr nun mit den beiden Damen und deren leibeigenem Dienstmädchen Palaschka in einer solchen „Neleschance".

Frau Tolytschowa, die aus einer begüterten Familie stammte, war gewohnt, nicht anders zu reisen als nach adliger Sitte mit eigenen Pferden, recht gemächlich, mit einer kleinen Küche, mit großem Gepäck und vielen leibeigenen Dienstboten. Die Postdiligencen fürchtete sie als eine unerhörte Neueinführung und freute sich über den verläßlichen Reisebegleiter.

Sie erzählte ihm sofort ihre ganze Geschichte. Ihre Erziehung hatte sie im Smolnyj-Institut genossen. Sie heiratete fast direkt aus dem Institut und lebte mit ihrem Manne knapp fünfundzwanzig Jahre. Pawel Pawlowitsch Tolytschow hatte in der Armee gedient; im italienischen Feldzuge wurde er von Ssuworow zum Leutnant befördert; im Jahre 1812 wurde er verwundet und mit dem Range eines Oberstleutnants verabschiedet. Er war ein Mann von großem Verstande und sogar Schriftsteller: im „Ziosboten" wurde ein Artikel von ihm veröffentlicht; mit dem Herrn Labsin war er befreundet gewesen, und als man diesen wegen seiner Freigeistigkeit verschickte, hätte man beinahe auch Pawel Pawlowitsch erwischt. Er litt Verfolgungen, denn er liebte die Wahrheit und klagte die bösen Menschen — die bestechlichen Beamten und die grausamen Gutsbesitzer an. Er erklärte selbst dem Bischof, daß es keine Leibeigenen geben dürfe, weder Herren noch Knechte. Seine eigenen Bauern wollte er

*) Vom russischen Wort „ne leschat" — nicht liegen abgeleitet.

freilaſſen, aber die Obrigkeit erlaubte es ihm nicht. Man erklärte ihn für einen Freimaurer, Gottloſen und Aufrührer. Der Gouverneur wollte ihn ins Gefängnis ſperren. Pawel Pawlowitſch wurde vor vielem Kummer krank und ſtarb eines plötzlichen Todes. Nina Ljwowna blieb mit dem kleinen Töchterchen mutterſeelenallein. Drei Kinder hatte ſie bei Lebzeiten des Mannes verloren; Marinſka war ihr letztes. Die Gutswirtſchaft war zerrüttet; die Bauern, dieſe Sklavenſeelen, gerieten, als ſie die Güte des verſtorbenen Herrn ſahen, deſſen edle Gefühle ſie nicht verſtanden, aus Rand und Band; die Hälfte war davongelaufen, die andere Hälfte ſoff; ſie zahlten weder den Zins, noch die Kopfſteuer. Frau Tolytſchowa ſelbſt verſtand nichts von der Wirtſchaft; die Damen ihrer Bekanntſchaft machten ſich über ſie luſtig, weil ſie ihre Leute niemals ſchlug: ſie fürchtet wohl ihre Hand an den Wangen eines Leibeigenen zu beſchmutzen. Der Verwalter iſt aber ein Gauner. Das Gut iſt beim Vormundſchaftsgericht verpfändet, die Schuld beträgt fünfundzwanzigtauſend Rubel, die Zinſen kann ſie aber nicht bezahlen; wenn man das Gut verkauft, muß ſie betteln gehen.

Aber der Herr ſelbſt erbarmte ſich der armen Waiſen und ſchickte ihnen einen guten Menſchen. Nach Sſerpuchow kam aus Petersburg auf Beſuch zu ſeinen Verwandten der Staatsrat Porfirij Nikodimytſch Aquilonow, Beamter im Departement für auswärtigen Handel; er ſah auf einem Ball im Provinzklub Marinſka und war ſo bezaubert, daß er nach einigen Tagen den Antrag machte! Ein nicht mehr junger Mann von über fünfzig Jahren, aber reſpektabel, von beſter Geſinnung, angeſehen bei den Vorgeſetzten und, wie man ſagt, mit einem großen Vermögen. In Marinſka iſt er ſterblich verliebt. „Wenn Sie mich durch Ihre Einwilligung beglücken," ſagt er, „ſo werde ich kein Opfer ſcheuen, um Ihre Tochter glücklich zu machen: ich nehme

meinen Abſchied, übernehme die Bewirtſchaftung von Tſcherjomuſchki und bringe Ihre Verhältniſſe in Ordnung." Marinſka ſagte nicht nein, erbat ſich aber Bedenkzeit. Nina Ljwowna will ihre Tochter nicht zwingen: ſie verſteht ſelbſt, daß ein ſo junges Ding nach Liebe, nach einem Herzensbunde ſtrebt. Porfirij Nikodimytſch paßt aber gar nicht zu ihr, er könnte ihr Vater ſein. So war nun ein Jahr vergangen, ſie überlegte ſich noch immer, und ſchließlich kam ein Brief vom Herrn Aquilonow: er bittet reſpektvollſt, über ſein Schickſal zu beſchließen und, falls es noch eine, wenn auch geringe Hoffnung gibt, zu einer perſönlichen Ausſprache nach Petersburg zu kommen; Nina Ljwowna mußte auch ſelbſt in eigenen dringenden Geſchäften hin, da ſie mit den Zinſen für das Gut im Rückſtande war: wie leicht konnte man das Gut mit Beſchlag belegen und öffentlich verſteigern.

Sie hatten noch die Hoffnung auf die entfernte Großtante Natalja Kirillowna Rſchewskaja. Die Alte war reich, aber geizig und launiſch: ſie hatte ſich darauf verſteift, daß ſie ihr Gut verkaufen und zu ihr nach Petersburg ziehen, und wollte nicht nachgeben. „Sonſt kriegt ihr von mir keinen Dreier." Marinſka will aber davon nichts hören. „Lieber heirate ich ſchon den Aquilonow, werde aber Tſcherjomuſchki nicht verlaſſen. Hier bin ich geboren, hier will ich auch ſterben."

Als Nina Ljwowna mit dieſem Bericht zu Ende war, brach ſie in Tränen aus: ſo ſehr ſie den Freier lobte, die Tochter tat ihr doch leid.

Golizyn ſaß in ſeiner Abteilung nachts mit der Palaſchka, und bei Tage mit Nina Ljwowna. Aber am zweiten Tag bekam ſie Kopfſchmerzen; damit ſie ſich ein wenig hinlegen könne, ſetzte man die Palaſchka auf den Bock zum Kutſcher, und Marja Pawlowna ſiedelte zu Golizyn über.

Die Neleſchance kroch wie eine Schildkröte. Der Schlittenweg war noch nicht gut; es gab wenig Schnee, und die Kufen knirſchten auf den nackten Steinen; der Wagen rüttelte ordentlich. Hinter der Scheidewand atmete ſchlaftrunken Nina Lſwowna. Das Glöckchen bimmelte einſchläfernd. Im eingefrorenen Fenſterchen verdichtete ſich das bläuliche Dämmerlicht; es glich dem Lichte, das man im Traume ſieht. Und den beiden war es, als träumten ſie einen uralten, oft geſehenen Traum.

„Mir ſcheint immer, daß ich Sie ſchon mal geſehen habe, Marja Pawlowna. Ich kann mich nur nicht erinnern, wann," ſagte Golizyn, noch immer das liebliche Geſicht des jungen Mädchens betrachtend.

„Auch ich . . ." begann ſie und kam nicht weiter.

„Was denn?"

„Nein, es iſt nichts. Dummheiten." Sie wandte ſich weg und errötete. Sie errötete überhaupt leicht, heftig und plötzlich, über das ganze Geſicht, wie ein kleines Mädchen, und dann war ſie noch hübſcher. Sie beugte ſich zum Fenſter vor und fuhr mit ihrem feinen roſigen Fingerchen über die Eisblumen.

Sie betrachtete Golizyn verſtohlen, doch aufmerkſam, und ſein Geſicht veränderte ſich ſeltſam in ihren Augen; er hatte gleichſam zwei Geſichter: bald ein trockenes, hartes, galliges, mit einer böſen, ewig höhnenden Falte um den Mund, mit einem durchdringend klugen und ſchweren Blick unter den blindfunkelnden Brillengläſern hervor — ſie liebte die Brille nicht und glaubte, daß nur Greiſe und gelehrte Deutſche Brillen tragen, — ein ihr fremdes, beinahe ſchreckliches Geſicht; und dann wieder plötzlich ein einfaches, kindliches, liebes und ſo unglückliches, daß ihr Herz ſich zuſammenkrampfte, als ahnte es ein Unheil, eine Todesgefahr, die dieſem Menſchen drohte. Aber das alles fühlte ſie ſo dunkel und verſchwommen wie in einem ahnungsvollen Traume.

„Ich habe ja vor Ihnen ein wenig Angſt," ſagte ſie, ihn noch immer verſtohlen, doch aufmerkſam muſternd. „Wer weiß, vielleicht ſind Sie auch ſo ein Spötter wie Iwan Iwanowitſch Puſchtſchin!"

„Puſchtſchin iſt ein ſeelenguter Menſch, und man braucht vor ihm keine Angſt zu haben. Auch vor mir nicht."

„Sind Sie auch ein guter Menſch?"

„Und wie glauben Sie, Marinſka ... Marja Pawlowna?"

„Es tut nichts! Alle nennen mich Marinſka. Den Namen Marja Pawlowna mag ich auch ſelbſt nicht." Sie blickte ihm gerade in die Augen und lächelte; auch er lächelte. Sie ſahen einander an, lächelten ſtumm, und beide fühlten, wie dieſes Lächeln ſie einer unaufhaltſam anwachſenden Vertrautheit nahebrachte, einer etwas ſchwindelnden und freudigen Vertrautheit, als erkennten ſie einander und beſännen ſich aufeinander nach einer langen, langen Trennung.

Plötzlich wandte ſie ſich wieder weg, errötete und ſchlug die Augen nieder. Aber er fing noch den durch die langen Wimpern verſchämt leuchtenden liebkoſenden Blick auf, der vielleicht gar nicht ihm galt, ſondern niemand beſtimmtem und allen: ſo liebkoſt auch der Sonnenſtrahl alles, was er trifft.

„Sie müſſen mich ſchon entſchuldigen, Fürſt," ſagte ſie, noch immer mit geſenkten Augen. „Ich bin furchtbar ſcheu und wild. Ich lebte ja immer allein in Tſcherjomuſchki und bin darum verwildert. Habe verlernt, mit Menſchen zu ſprechen. Ich fürchte mich vor allem."

„Es lohnt ſich nicht, die Menſchen zu fürchten, Marinſka: die Menſchen fürchten, heißt: ſie verziehen."

„Ich fürchte ja nicht die Menſchen, ſondern ich weiß ſelbſt nicht, was. In Tſcherjomuſchki fürchtete ich nichts, dort war ich tapfer, kaum bin ich aber von dort fort, als mir alles ſo fremd

und ſchrecklich vorkommt. Als ich klein war, pflegte die Kinderfrau, nachdem ſie mich zu Bett gebracht und bekreuzigt und den Vorhang zugezogen hatte, zu ſagen: ‚Schlaf, Kindchen, mit Gott! Schlaf, ſchlaf, am Bettchen ſteht ein Schaf. Öffne aber die Äuglein nicht und ſchau nicht durch die Vorhänge, ſonſt holt dich das Cho — da liegt es unter dem Bettchen.‘ Später dachte ich mir, daß nicht nur unter dem Bettchen, ſondern überall das ‚Cho‘ liege. Das ganze Leben iſt Cho ...“

„Suchen Sie es zu bannen, dann wird es Sie nicht anrühren.“

„Wie kann man es bannen?“

„Wiſſen Sie es denn nicht?“

„Ich weiß nicht.... Nein, ich weiß wirklich nicht.“ ſagte ſie langſam, wie nachdenklich den Kopf ſchüttelnd, und die langen Locken an den Schläfen ſchwankten wie zwei leichte Trauben. Der Wagen fuhr in dieſem Augenblick über einen hartgefrorenen Schneehaufen und rüttelte, ihre beiden Geſichter kamen einander unwillkürlich nahe, und eine zarte Locke berührte ſein Geſicht wie ein brennender Kuß.

„Und Sie wiſſen es? Sagen Sie es doch!“

„Ich darf es nicht ſagen.“

„Warum nicht?“

„Weil jeder es ſelbſt wiſſen muß. Auch Sie werden es einmal erfahren.“

„Wann denn?“

„Wenn Sie jemand lieben werden.“

„Ach ſo, die Liebe!“ ſagte ſie und ſchüttelte wieder zweifelnd den Kopf. „Man ſagt aber, es gäbe gar keine wahre Liebe, ſondern nur Treuloſigkeit und Tücke!“

„Wer ſagt das?“

„Alle.

Le plus charmant amour

Est celui, qui commence et finit en un jour.

Das hat mir neulich Puſchtſchin geſagt. Auch Tantchen ſagt: ‚Ach, Marinſka, du weißt noch gar nicht, was die Liebe für ein Vogel iſt: kaum kommt ſie geflogen, ſo fliegt ſie ſchon gleich wieder weg.‘ Auch die Großmutter . . .“

„Wieviel Tanten und Großmütter haben Sie doch!“

„Ja, furchtbar viel.“

„Und Sie glauben ihnen allen?“

„Aber natürlich!“

Sie hatte die Gewohnheit, dieſe beiden Worte „Aber natürlich“ bei jeder Gelegenheit zu gebrauchen, und machte es ſo reizend, daß er immer darauf wartete, daß ſie ſie wieder ſage.

„Wie ſoll man ihnen nicht glauben? Man muß doch den Älteren glauben. Ich ſelbſt bin ja ein dummes Gänschen, alſo glaube ich den klugen Menſchen. Ich beſtehe ganz aus fremden Worten, wie eine Bettdecke aus bunten Flicken.“

„Wer hält ſich aber unter der Bettdecke verborgen?“ fragte er lächelnd.

„Nun, raten Sie mal, wer!“ Sie kniff die Augen zuſammen und ſah ihn mit krauſer Stirne, mit einem ſchelmiſch neckenden Lächeln an. Und wieder leuchtete der Sonnenſtrahl auf, der alles liebkoſt, was er trifft.

Sie ſchwieg eine Weile, ſeufzte, und ihr Geſicht wurde von einem gar nicht kindlichen Gedanken verdüſtert.

„Ja, ſo iſt es, Fürſt. Die Liebe fliegt davon, und das ‚Cho‘ bleibt zurück: es hat ja keine Flügel und kann nur kriechen wie ein Wurm oder wie eine große abſcheuliche ſchreckliche Spinne.“

Beide verſtummten und fühlten, wie das Schweigen ſie unaufhaltſam näher brachte.

„Nun, gut," ſagte Golizyn, „ſollen die Großmütter und die Tanten ſagen, was ihnen beliebt. Wollen Sie auch ſelbſt, daß die Liebe davonfliegt?"

„Aber natürlich nicht! Ich liebe es, ſtark zu lieben, ich verſtehe nicht, ein wenig zu lieben. Der Mantel darf nicht von einer Schulter herunterrutſchen, er muß an beiden Schultern feſtſitzen."

„So, ſo, Marinjka!" Golizyn ſah ſie ſo an, als hätte er ſich ihrer plötzlich erinnert, als hätte er ſie endlich wieder erkannt: — Das biſt du alſo! —

„Wie gut Sie ſind!" verſetzte er mit veränderter, leiſer Stimme.

„Da haben Sie eine Gute gefunden! Sie kennen mich noch nicht. Fragen Sie mal Mama: ſie wird Ihnen ſagen, was für ein abſcheuliches, böſes und eigenſinniges Mädchen ich bin."

„Hören Sie mal, Marinjka, darf man mit Ihnen ganz einfach ſprechen?"

„Aber natürlich. Ich liebe ſelbſt nur das Einfache. Alle dieſe Zeremonien kann ich nicht ausſtehen!"

„Alſo hören Sie, Marja Pawlowna," begann er und hielt plötzlich inne; er wandte ſich, wie vorhin Marinjka, weg, errötete und ſchlug die Augen nieder. Sie blickte ihn neugierig an.

„Heiraten Sie nicht den Herrn Aquilonow," ſagte er mit einem plötzlichen Entſchluß.

„Was fällt Ihnen ein? Warum?"

„Weil Sie ihn nicht lieben."

„Wieſo liebe ich ihn nicht? Er iſt doch mein Bräutigam, alſo liebe ich ihn."

„Nein, Sie lieben ihn nicht. Er iſt für Sie Cho."

„Was für Dummheiten! Ein vortrefflicher, ehrenwerter und wohlgeſinnter Menſch. Er kann jedes Mädchen glücklich machen. Das ſagen alle — Mama, Tantchen und Großmutter ..."

„Heiraten Sie ihn dennoch nicht."

„Aber was geht das Sie an? Wie komisch sind Sie! Und wie unterstehen Sie sich? Ich müßte Ihnen böse werden, aber ich kann es nicht, ich dumme Gans ..."

„Nun, verzeihen Sie. Ich sage nichts mehr. Seien Sie nicht böse, Sie mein gutes, liebes, liebes Mädchen ..."

Plötzlich verstummte er. Er sah sie verstohlen an. Sie saß wie vorhin, zum vereisten Fensterchen vorgebeugt und hauchte es an, die beiden Handflächen rechts und links vor dem Munde haltend. Dann fing sie an, mit dem Fingerchen in dem aufgetauten Kreise herumzufahren.

„W. Sehen Sie?, ein W.? Der Name Ihrer Braut beginnt doch mit einem W?"

„Was für einer Braut?

„Da haben wir es! Ein netter Bräutigam, hat seine Braut vergessen! Ach, darf man denn das? Und warum verheimlichen Sie es vor mir? Ich weiß es, Puschtschin hat es mir gesagt: Sie haben in Petersburg eine wunderhübsche Braut; ihr Name beginnt mit einem W... Vielleicht Wassilissa? Valerian und Wassilissa. Das ist ja schön: beide Namen beginnen mit dem gleichen Buchstaben!" Sie lachte hell, scheinbar lustig, ihre Augen blickten aber traurig.

— Warum mit einem W? Ach, ja, die Freiheit,*) — erriet Golizyn und erinnerte sich der Verse:

Wir warten, Hoffnung brennt im Blute,
Wann kommst du, Freiheit, hoch und hehr?
So wartet nur ein Liebender
Auf der Zusammenkunft Minute.

*) Das russische Wort für Freiheit beginnt mit einem W. Die Verse sind von Puschkin.

„Wiſſen Sie, Fürſt, es kann ja auch nicht ſtimmen?“ Sie hörte plötzlich zu lachen auf und ſah ihn ſtreng, beinahe hart an.

„Was kann auch nicht ſtimmen?“

„Das von der Liebe. Es iſt nicht die Liebe, was vor dem ‚Cho‘ retten wird.“

„Was denn?“

„Ich weiß nicht, ich verſtehe es nicht zu ſagen. Es gibt ſo ein Gedicht, mein ſeliger Papa liebte es ſehr:

Demüt'gen Herzens muß man glauben
Und bis zum Tod geduldig ſein ...“

ſagte ſie leiſe, aber in dieſem leiſen Tone lag eine ſolche Kraft, daß Golizyn ſie erſtaunt anſah: erſt eben war ſie ein Kind geweſen, nun war ſie ein Weib ...

In dieſem Augenblick fuhr der Wagen einen Abhang hinab, neigte ſich auf die eine Seite und fiel beinahe um. Marinſka ſchrie erſchrocken auf, griff nach der Armlehne ihres Sitzes und legte unwillkürlich ihre Hand auf die Golizyns. Er drückte ſie feſt und beugte ſich dicht zu ihrem Geſicht vor. Sie rückte ein wenig weg, wollte ihre Hand zurückziehen, er ließ ſie aber nicht los.

„Marie!“ erklang hinter der Scheidewand die undeutliche Stimme Nina Lſwownas.

Marinſka horchte auf, gab aber keine Antwort. Und beide duckten ſich im Finſtern wie Kinder, die etwas anſtellen.

„Sie haben über der Braue ein Schönheitspfläſterchen,“ flüſterte er lachend.

„Es iſt kein Schönheitspfläſterchen, ſondern ein Muttermal,“ antworte ſie mit dem gleichen luſtigen Geflüſter. „Als ich klein war, neckten mich alle Kinder damit: Marinſka hat ein Muttermal, Marinſka iſt ein Scheuſal!“

Er beugte sich noch näher vor, und sie rückte noch mehr zurück.

„Meine Liebe, Liebe!" flüsterte er so leise, daß sie es auch nicht hätte hören können, wenn sie es nicht wollte.

„Marie, où es tu donc, mon enfant?" fragte Nina Ljwowna mit schon vernehmlicher, wacher Stimme.

„Hier, Mamachen! Gleich will ich ... Da ist gerade eine Station!"

Der Wagen hielt. Im Fenster huschten rote Lichter und schwarze Schatten. Marinjka erhob sich.

„Gehen Sie nicht fort," flüsterte Golizyn.

„Es geht nicht. Mamachen wird böse sein."

Er hielt noch immer ihre Hand. Plötzlich führte er sie an seine Lippen und küßte sie dort, wo sonst niemand küßt: auf die innere Handfläche, die so warm, frisch und zart war, wie ein von der Sonne durchwärmter Blütenkelch.

Für die Nacht setzte sich zu ihm wie immer Palaschka, und am nächsten Morgen wieder Marinjka. Frau Tolytschowa machte keine Schwierigkeiten und erlaubte ihrer Tochter, bei ihm zu sitzen, soviel sie wollte.

Kam es daher, daß Nina Ljwowna nicht schlief und alles hören konnte, oder daher, daß Marinjka sich nach dem Gestrigen in ihr Schneckenhaus verkroch und auf der Lauer lag, — ihr Gespräch war gezwungen und unbedeutend. Sie erzählte von ihrem Leben in Tscherjomuschki. In ihrer Erzählung war alles einfach und alltäglich, aber sie mutete ihn wie ein uraltes, liebes Märchen an.

Am Ende der Lindenallee mit den Krähennestern, dicht am Rande des Abhanges über dem stillen Flüßchen Kaschirka, steht Großvaters Laube mit der halbausgelöschten Inschrift auf dem Giebel: „Hier will ich Ruhe finden." In dieser Laube las Marinjka die „Geheimnisse von Udolpho" der Frau Radcliffe

und die „Leiden der Familie Ortenberg" des Herrn von Kotzebue. Sie las überhaupt gerne „Gruſeliges und Empfindſames". Aber an Winterabenden, wenn im halbfinſtern Wohnzimmer das durch die vereiſten Fenſter dringende blaue Mondlicht ſich mit dem rötlichen Scheine des Lämpchens aus Mamas Schlafzimmer vermiſchte, ſang ihre Kuſine Adele zur Spinettbegleitung alte, ſo dumme und ſo zärtliche Lieder:

Klagetöne des Klavieres
Drücken meinen Kummer aus ...

oder:

Die Stunde ſchlug, wir müſſen ſcheiden,
Auf immer von einander gehn!
So laß mich weinen, laß mich leiden,
Gott weiß, wann wir uns wiederſehn! ...

Und Marinjka weinte beim Zuhören.

Sie glaubte an alle Wahrſagekünſte und Vorbedeutungen, die ihr die alte Kinderfrau Petrowna beibrachte: wenn ſie auf dem Fußboden einen Faden liegen ſah oder auf dem Sande einen Kreis von der Gießkanne, ſo trat ſie um nichts in der Welt hin. Sie wußte, daß, wenn aus dem brennenden Ofen Funken fliegen, Gäſte kommen werden; wenn aber der Hahn zu einer ungewohnten Zeit kräht, ſo muß man ihn aus der Steige nehmen und ſeine Beine betaſten: ſind ſie warm, ſo kommt eine Botſchaft, ſind ſie kalt, ſo gibt es eine Leiche.

Sie war eine gute Hausfrau, viel beſſer als die Mama. Bei ihnen in Sſerpuchow iſt alles billig: das Fleiſch koſtet fünf Kopeken das Pfund, junge Hühner fünfzig Kopeken das Paar, Gurken — vierzig Kopeken der Scheffel. Sie verſtand die Gurken ſo gut einzulegen, wie ſonſt niemand im ganzen Landkreiſe. Sie verſtand ſich auch gut auf allerlei Handarbeiten. Einmal brachte man ihnen friſch gekämmte und gewaſchene

feinſte Schafwolle, von der, die die Schafe unten am Halſe und an der Bruſt haben. Pelageja verſteht ausgezeichnet zu ſpinnen, und es gab herrliche weiche Wolle, aber nur weiße, und ohne Farben kann man doch nicht ſticken. Und was glauben Sie? Sie färbte die Wolle ſelbſt, und ſogar nicht einmal ſchlecht; einen wunderſchönen Fußteppich ſtickte ſie mit ihr.

„Tun Sie das abſichtlich, Marinjka?" fragte ſchließlich Golizyn lachend: er konnte ſich nicht länger beherrſchen.

„Was abſichtlich?"

„Ich rede von der Liebe, und Sie kommen mit den eingelegten Gurken und der Schafwolle!"

Sie antwortete nichts, ſie biß ſich nur in die Lippe, führte einen Finger an den Mund und zeigte mit dem Kopfe dorthin, wo die Mutter ſaß, als hätten ſie ſchon ein gemeinſames Geheimnis.

Worüber ſie auch ſprachen, in jedem Worte lag ein anderer, geheimer, wichtiger Sinn. Zuweilen verſtummten ſie und lächelten einander mit freudigem Erſtaunen zu, wie bei einem ſeligen Wiederſehen nach einer langen Trennung. Und die beiden fühlten wieder wie geſtern, daß ſie, ob ſie wollten oder nicht, einander unaufhaltſam immer näher kamen. Sie fürchtete ihn noch immer und mißtraute ihm; aber wenn er den durch die langen Wimpern ihrer geſenkten Augen ſchamhaft hindurchleuchtenden liebevollen Blick auffing, glaubte er, daß dieſe Liebkoſung nicht mehr, ſo wie geſtern, allen gelte, ſondern ihm allein.

— „Was tue ich? Warum mache ich das arme junge Mädchen ſo verlegen?" ſagte er ſich zuweilen; gleich darauf vergaß er aber wieder alles, berauſcht vom Duft der Liebe, der dieſes liebe Mädchen umhauchte, wie die Friſche des Taues den blühenden Flieder.

„Sie ſollten doch Marinſka heiraten, Golizyn," hatte ihm Puſchtſchin geſagt; damals hatte er es als einen Scherz aufgefaßt. „Wir wollen doch aufs Schafott, und Sie reden vom Heiraten, Puſchtſchin?" — „Für den Verheirateten iſt es ſogar luſtiger, aufs Schafott zu gehen: ihn wird wenigſtens jemand beweinen. Nein, heiraten Sie doch wirklich: ſo erlöſen Sie das Mädchen von dieſem alten Gauner und Spitzbuben, dem Herrn Aquilonow."

Der Gedanke, daß Marinſka den Aquilonow heiraten wird, war ihm ſelbſt unangenehm. Wenn man einen Falter in einem Spinnennetz ſieht, will man ihn doch vor der Spinne retten. Wie iſt das aber zu machen? In Petersburg wird er doch keine Zeit für Marinſka haben: dort erwartet ihn die Verſchwörung, die Erhebung, der Sturz des Tyrannen, die Befreiung des Vaterlandes. Vielleicht wiegen aber die Schickſale der Reiche und Völker auf der Wage Gottes nicht mehr als das Schickſal einer einzelnen Menſchenſeele?

Was iſt ihre Begegnung — ein Wink des Schickſals oder ein Zufall? Wenn ſie bloß ein Zufall iſt, warum dann dieſes Gefühl des Wiedererkennens, des ahnungsvollen Sichbeſinnens, wie in einem alten Traume? Und wenn es das Schickſal iſt, warum iſt er dann ſo feſt davon überzeugt, oder will davon überzeugt ſein, daß er ſie wohl liebgewinnen könnte, ſie aber niemals liebgewinnen werde, daß er in dieſem unerfüllbaren Traume von Liebe und letzter Lebensfreude für alle Ewigkeit vom Leben Abſchied nehme? So geht es dem Wanderer, der in der Wüſte auf der Flucht vor einem wilden Tiere in einen Brunnen geſprungen iſt: er hängt an einem Aſt, pflückt vom Strauche Himbeeren und verzehrt ſie, ohne an das drohende Ende zu denken.

Während er ihr ſo lebendiges Geſicht betrachtete, gedachte er eines andern, toten Geſichtes; beim Scheine der bei Tageslicht ſo düſter leuchtenden Kerzen, im weißen Brautkleide, die feine, ſchlanke, wie ein abgeſchoſſener Pfeil davonfliegende ſechzehnjährige Sſofja Naryſchkina im Sarge.

Wo ich ſei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten dir entſchwebt?
Hab ich nicht beſchloſſen und geendet,
Hab ich nicht geliebet und gelebt?
Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo ſich nicht mehr trennt, was ſich verbunden,
Dort, wo keine Träne wird geweint.
Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen, gläubigen Gefühl . . .

Sie hatte Wort gehalten und wird auch jetzt Wort halten. Jene erſte Liebe iſt auch die letzte. Selbſt wenn er Marinſka liebte, würde er Sſofja nicht untreu werden. Beide zuſammen, die irdiſche und die himmliſche. Wie Himmel und Erde an ihrer letzten Grenze eins ſind, ſo ſind es auch Sſofja und Marinſka.

Am Morgen des dritten Tages näherte ſich der Wagen Petersburg. Als ſie die letzte Station Pulkowo hinter ſich hatten, wehte vom Meere her ein warmer Hauch; das vereiſte Fenſterchen taute auf, es fing gleichſam zu weinen an, und durch die Tränen hindurch ſchimmerte eine traurige ſchneeverwehte Ebene, überſät mit ſumpfigen Hügeln, wie mit Gräbern eines Rieſenfriedhofs. Und am Rande der weißen Ebene lagen ſchwarze Punkte — das war Petersburg.

„Nun, leben Sie wohl, Fürſt," ſagte Marinſka. „Wir ſind gleich da. Ich fahre zum Bräutigam, und Sie zur Braut... Werden Sie ſich meiner erinnern?"

Er küßte ihr ſtumm die Hand, wieder auf die Handfläche, die ſo warm, friſch und zart war, wie ein von der Sonne durchwärmter Blütenkelch.

„Werden Sie uns in Petersburg aufſuchen?“ fragte ſie leiſe.

„Ja.“

„Und wenn die Braut Sie nicht fortläßt?“

„Ich habe ja gar keine Braut.“

„Wirklich?“

„Wirklich.“

„Ihr Ehrenwort?“

„Mein Ehrenwort. Und Sie, Marinſka, haben keinen Bräutigam?“

„Ich weiß nicht. Vielleicht habe ich auch keinen.“

Und ſie lächelten wieder ſtumm einander zu, — ſie beſannen ſich aufeinander und erkannten einander. „Ich könnte dich lieben,“ ſprach ſein tiefer Blick. „Auch ich könnte es!“ antwortete ſie mit einem gleichen Blick.

„Marie, was iſt denn? Mach dich fertig, es iſt Zeit. Palaſchka, wo ſind die Reiſepäſſe? Wo haſt du ſie wieder hingetan? Ach, du abſcheuliches Mädel!“ brummte die Mama.

Nun kamen lange Zäune, Gemüſegärten, Hütten, Läden und Herbergen. Endlich hielt der Wagen vor einem kleinen niederen Gebäude mit gelbgetünchten, noch mit dem Sommerſchmutz beſpritzten Wänden und zwei geſtreiften Schilderhäuschen zu beiden Enden des Schlagbaumes.

Der Wagenſchlag wurde aufgemacht, und ein ſchnurrbärtiger Invalide blickte hinein. Der Wachoffizier viſierte die Reiſepäſſe und kommandierte dem Poſten: „Heb den Schlagbaum!“ Der Schlagbaum ging in die Höhe, und die „Neleſchance“ hielt ihren Einzug in Petersburg.

Zweites Kapitel

Vom 27. November 1825 an, als man vom Ableben des Kaiſers Alexander I. erfuhr, wurde es in Petersburg ungewöhnlich ſtill. Alles verſtummte und erſtarb, hielt gleichſam den Atem an. Die Theater waren geſchloſſen; bei den Wachtparaden durfte keine Muſik ſpielen; die Damen legten Trauer an; in den Kirchen wurden Seelengottesdienſte abgehalten, das traurige Glockengeläute ſchwebte von früh bis ſpät über der Stadt.

Rußland leiſtete den Treueid Konſtantin I. Die Ukaſe wurden mit ſeinem Namen gezeichnet; in der Münze prägte man Rubel mit ſeinem Bildniſſe; in den Kirchen wurde für ihn gebetet. Man erwartete ihn von Tag zu Tag, aber er kam nicht, und in der Stadt gingen allerlei Gerüchte. Die einen ſagten, er hätte auf den Thron verzichtet, die andern, er hätte eingewilligt; aber die Wahrheit blieb unbekannt.

Zur Beruhigung der Hauptſtadt wurde bekanntgegeben, daß die Kaiſerin-Witwe einen Brief bekommen hätte, in dem ſeine Majeſtät ſeine baldige Ankunft in Ausſicht ſtellte; dann, daß der Großfürſt Michail Pawlowitſch ihm ſchon entgegengefahren ſei. Aber die beiden Nachrichten erwieſen ſich als falſch.

Die Kuriere raſten aus Petersburg nach Warſchau und aus Warſchau nach Petersburg; die Brüder tauſchten Briefe aus, aber die Lage klärte ſich nicht.

„Es wäre Zeit, dieſem Austauſch von Liebenswürdigkeiten ein Ende zu machen," brummten die Würdenträger.

„Wann werden wir endlich erfahren, wer bei uns Kaiſer iſt?" entrüſtete ſich Kaiſerin Maria Fjodorowna, der die Geduld riß.

„Wir haben auf dem Throne einen Sarg ſtehen," tuſchelten die treuen Untertanen mit ſtillem Entſetzen.

Am Tage nach der Vereidigung erſchienen in den Schaufenſtern der Läden auf dem Newskij-Proſpekt Bildniſſe des neuen Kaiſers. Die Leute drängten ſich vor den Fenſtern. Auf den Bildern ſah er häßlich aus, in Wirklichkeit war er aber noch häßlicher. Er war ſtutznäſig wie Paul I.; hatte große, trübblaue, hervorquellende Augen, gerunzelte Brauen aus dichten Büſcheln hellblonder Haare; die gleichen Haarbüſchel über dem Naſenrücken; in Augenblicken des Zornes ſträubten ſie ſich wie Borſten; lange Arme, die wie bei einem Affen bis unter die Kniee reichten; man hatte den Eindruck, daß er auch auf allen Vieren gehen könne. Er glich ganz einem großen menſchenähnlichen Affen. Man erinnerte ſich, wie ſich die Großmutter, Kaiſerin Katharina die Große, über das zügelloſe und ehrloſe Benehmen des Enkels beklagte: „Überall, ſogar auf der Straße benimmt er ſich ſo unanſtändig, daß ich immer erwarte, jemand werde ihn verprügeln. Ich begreife gar nicht, wie er zu dieſem gemeinen Sansculotismus kommt, der ihn vor allen erniedrigt."

Seine Briefe an ſeinen Lehrer, den Franzoſen de Laharpe unterſchrieb er mit „L'âne Constantin". Aber er war gar nicht dumm; er ſtellte ſich nur närriſch, damit man ihn mit der Krone in Ruhe laſſe. „Deſpotiſcher Sturmwind" nannte man ihn in ſeiner Umgebung. Bei einer Truppenparade ſcheute einmal ſein Pferd. Er zog ſeinen Pallaſch und richtete damit das Tier ſo zu, daß es beinahe verendete. So ein Pferd ſollte nun Rußland ſein, Konſtantin aber ſein raſender Reiter. Man hoffte übrigens, daß er „aus angeborenem Ekel" auf die Regierung verzichten werde.

„Man wird mich erdroſſeln, wie man meinen Vater erdroſſelt hat," pflegte er mit einem gehäſſigen Lächeln zu ſagen. „Ich kenne euch, Kanaillen: Jetzt ſchreit ihr Hurra, wenn man

mich aber auf die Richtſtätte führt und euch fragt, ob man mich hinrichten ſoll, werdet ihr alle ſchreien: ‚Ja!‘“

Man erzählte ſich, daß es ihm, als er das Manifeſt von ſeiner Thronbeſteigung las, ſo ſchlecht wurde, daß man ihn zur Ader laſſen mußte.

„Wollen die Narren mich vielleicht zum Zaren anwerben, wie man Rekruten anwirbt?“ ſchrie er in ſeiner Wut. „Ich will nicht! Ihr habt euch ſelbſt die Suppe eingebrockt, löffelt ſie auch ſelbſt aus.“

Als man es in Petersburg hörte, entrüſtete man ſich allgemein.

„Man darf doch nicht mit der Thronfolge wie mit einem Privateigentum ſpielen,“ ſagten die einen.

„Warum denn nicht?“ entgegneten die andern. „In Rußland darf man alles. Wir ſind ja feig. Wenn man uns nur mit Arreſt auf der Hauptwache droht, ſo fügen wir uns gleich.“

„Wollen wir wetten, wem die Hammel zufallen?“ fragten die Witzlinge.

„Was für Hammel?“

„Wir. Treibt man uns denn nicht von einem Treueid zum andern wie eine Hammelherde?“

Man diskutierte auch die Frage, wer beſſer ſei: Konſtantin oder Nikolai.

Kaiſer Paul I. hatte Nikolai im Alter von fünf Monaten zum Chef der Leibgarde-Kavallerie mit dem Range eines General-Leutnants ernannt. Der Junge ſchlug, noch ehe er gehen lernte, die Trommel und fuchtelte mit ſeinem kleinen Säbel. Als er größer wurde, ſprang er oft nachts aus dem Bett, um mit dem Gewehr Poſten zu ſtehen. Er hatte außer für Soldaten für nichts Intereſſe. Der Erzieher der Großfürſten, Lamsdorff, ſchlug die Jungen mit einem Ladeſtock auf die Köpfe, ſo daß ſie

bewußtlos wurden. „Gott verzeihe ihm die dürftige Erziehung, die wir erhalten haben," pflegte ſpäter Nikolai ſelbſt zu ſagen.

Niemals hatte er an die Thronfolge gedacht; bis zu ſeinem zwanzigſten Lebensjahre übte er auch gar keine Amtstätigkeit aus, und ſeine ganze Weltkenntnis ſtammte aus den Antichambres und dem Sekretärzimmer im Schloſſe. „Raſend wie Pawel und rachſüchtig wie Alexander." Allerdings klug; aber ſeine Klugheit fürchtete man noch mehr: je klüger, umſo bösartiger.

Er war im preußiſchen Militärſtatut vollkommen bewandert und überhaupt ein Deutſcher. Man prophezeite, daß nach ſeiner Thronbeſteigung die Deutſchen Rußland, das ſchon ohnehin ein „beinahe erobertes Land" war, gänzlich überſchwemmen würden.

Konſtantin iſt ein Tier, Nikolai eine Maſchine. Was iſt beſſer: Tier oder Maſchine?

Drittes Kapitel

Im Saale des Reichsrates im Winterpalais, zwiſchen dem Generaladjutantenzimmer und den proviſoriſchen Gemächern des Großfürſten Nikolai Pawlowitſch war es um acht Uhr früh noch ſo finſter wie in der Nacht. Die hohen, auf den Hof hinausgehenden Fenſter gähnten ſchwarz und undurchdringlich. Der ſchwarzgelbe Nebel ſchien wie ein beißender, erſtickender Rauch durch die Fenſter und Mauern einzudringen. Die Wachskerzen, die in ſchweren Kandelabern auf dem langen, mit grünem Tuch bedeckten Tiſche mit trüben Flammen brannten, beleuchteten nur die Mitte des Saales, während die Winkel im Dunkel verſchwanden; zwei große einander gegenüberhängende Bildniſſe von Katharina II. und Alexander I. traten geheimnisvoll und

durchſichtig aus dem Dunkel hervor, und Großmutter und Enkel ſchienen ſich mit dem gleichen ſchelmiſchen und ſpöttiſchen Ausdruck zuzulächeln.

Die alten Würdenträger in Puderperücken, Escarpins und goldgeſtickten Uniformen irrten wie Schatten umher, traten zu einander, tuſchelten und flüſterten. In der finſterſten Ecke ſaßen aber ſtumm und unbeweglich wie drei lebloſe Statuen drei dem Grabe entſtiegene Tote: der ſiebzigjährige Miniſter des Innern Lanskoi, der achtzigjährige Miniſter für Volksaufklärung Schiſchkow und der General Araktſchejew, der unſterblich und ohne Alter ſchien. Nach der Ermordung der Naſtasja Minkina war er heute zum erſten Male bei Hofe erſchienen.

„Der Tod des Mädels nahm ihm jede Fähigkeit, ſich mit Staatsgeſchäften zu befaſſen, aber das Hinſcheiden des Kaiſers gab ihm dieſe Fähigkeit wieder," ſagte man von ihm.

Alle wußten ſchon, daß aus Warſchau ein Kurier mit dem endgültigen Verzicht des Thronfolgers angekommen war, und daß heute das Manifeſt von der Thronbeſteigung Nikolais I. unterzeichnet werden ſollte. Man erwartete von Minute zu Minute den Fürſten Alexander Nikolajewitſch Golizyn mit der Reinſchrift des Manifeſtes. Sooft die Tür aufging, blickten alle hin, ob er es ſchon ſei.

Ein ſchlanker, ehrwürdiger, ſchöner Greis mit ergrauten Haaren, die heraufgekämmt waren, um die Glatze zu verdecken, mit einem länglichen, feinen, blaſſen Geſicht und zwei ſchmerzlichen Falten am Munde, in denen Melancholie und Empfindſamkeit lagen, — ganz ſtill, ſanft, herbſtlich und abendlich, — Nikolai Michailowitſch Karamſin ſtand am Kamin und wärmte ſich. Alle dieſe Tage war er krank. „Meine Nerven beben furchtbar. Alles ermüdet mich wie ein kleines Kind," klagte er. Der Tod des Kaiſers hatte ihn wie der Tod eines Freundes,

eines geliebten Bruders getroffen; noch ſchmerzlicher berührte ihn die Gleichgültigkeit aller gegen dieſen Tod. „Alle denken nur an ſich, an Rußland denkt niemand.“ Alles verletzte, quälte und beleidigte ihn; er wollte grundlos weinen. Er kam ſich wie die alte „Arme Liſa“ vor.

Nikolai beauftragte ihn, das Manifeſt von ſeiner Thronbeſteigung zu verfaſſen. Sein Entwurf gefiel aber nicht. „Möge Rußland die Glückſeligkeit friedlicher Bürgerfreiheit und der Ruhe unſchuldiger Herzen genießen,“ — dieſe Worte gefielen nicht; er mußte ſie ändern; er änderte den Satz ab, aber auch die neue Faſſung gefiel nicht. Mit der Abfaſſung des Manifeſtes wurde nun Speranskij betraut.

Karamſin fühlte ſich gekränkt, blieb aber dennoch im Palais. Er ſprach von den Gründen der allgemeinen Unzufriedenheit und von den Maßregeln, die man zum Wohle des Vaterlandes ergreifen ſollte.

Niemand aber hörte auf ihn, und er verſtummte und trat zur Seite. „Das Leben iſt zu Ende, zu Ende! Es iſt Zeit zu ſterben!“ So lachte und weinte er über die alte „Arme Liſa“.

Am Kamin ſtehend, beobachtete er alles mit traurigen und nachdenklichen Blicken. „Ich ſehe auf alles wie auf fliehende Schatten,“ pflegte er zu ſagen.

In der Nähe flüſterten zwei greiſe Würdenträger.

„Wir werden Sie doch hoffentlich nicht verlieren?“ fragte der eine.

„Gott allein weiß, was mit uns ſein wird,“ antwortete der andere achſelzuckend. „Neulich ſetzte uns Pjotr Petrowitſch beim Souper Champagner vor. ‚Trinken wir,‘ ſagte er, ‚man weiß nicht, ob wir morgen noch leben.‘“

„Euer Exzellenz trauern noch immer?“ wandte ſich an Karamſin der Ober-Kammerherr Alexej Lſwowitſch Naryſchkin;

er strahlte in Gold und Brillanten und hatte ein majestätisch freundliches und unbedeutendes Gesicht mit dem gezierten Lächeln der alten Würdenträger vom Hofe Katharinas. Er war ein lustiger Patron und scherzte selbst dann, wenn es den andern gar nicht zum Scherzen war.

„Nicht ich allein, ganz Rußland ..." begann Karamsin.

„Lassen wir lieber Rußland aus dem Spiel," unterbrach ihn Naryschkin mit einem feinen Lächeln. „Vorhin, während des Trauergottesdienstes waren die Droschkenkutscher auf dem Schloßplatze gar zu übermütig geworden. Man schickte jemand hinaus, um ihnen zu sagen, sie sollten sich doch schämen, zu lachen, wo alle den Verstorbenen beweinen. ‚Was sollen wir ihn beweinen?' sagten sie darauf: ‚Er hat lange genug regiert, nun ist's genug!' Da haben Sie Ihr Rußland!"

Das bleiche Gesicht Karamsins flammte auf.

„Ich wage zu hoffen, Exzellenz, daß sich in Rußland noch Menschen finden, die die Schuld des Dankes bezahlen ..."

„Hören Sie auf, mein Lieber, wer zahlt heute seine Schulden? Was mich betrifft, so werde ich erst auf dem Sterbebette sagen: C'est la première dette, que je paye à la nature!" antwortete Naryschkin lachend.

„Macht man denn so eine so wichtige Sache? Sie haben alle Papiere durcheinandergebracht! Sie haben keinen Zaren im Kopfe!" *) schrie ein böser Zwerg mit einem Kalmückengesicht — der Justizminister Lobanow-Rostowskij — den stellvertretenden Staatssekretär Olenin an, der an eine altersgraue Ratte erinnerte.

„Was sagt er: man hat keinen Zaren?" fragte Fürst Lopuchin, Präsident des Reichsrates und des Ministerkomitees, Ritter des Großkreuzes des Malteserordens, der sich verhört hatte. Er war

*) Russische Redensart, soviel wie: nicht bei Trost sein.

ein schlanker, großer und majestätischer Greis, geschminkt und gepudert, mit einem künstlichen Gebiß und dem Lächeln eines Satyrs. Er litt an Schwerhörigkeit, die in den letzten Tagen infolge der Aufregung noch stärker geworden war.

„Er hat gesagt, Olenin hätte keinen Zaren im Kopf!" schrie ihm Naryschkijn ins Ohr. „Was haben Sie denn geglaubt?"

„Ich glaubte, Rußland hätte keinen Zaren."

„Ja, vielleicht hat auch Rußland keinen," versetzte Naryschkin mit dem gleichen feinen Lächeln. „Am erstaunlichsten ist aber dieses, meine Herren: es ist wohl schon ein Monat her, daß wir ohne einen Zaren sind, und dabei geht alles doch ebenso gut oder schlecht seinen Gang wie früher."

„Immer noch dieser Unsinn! Man spielt noch immer Ball!" fuhr Lobanow zu schreien fort.

„Was für ein Ball?" fragte Lopuchin, der wieder nichts verstanden hatte.

„Na, das kann man ihm nicht ins Ohr schreien," bemerkte Naryschkin abwehrend. Dann wandte er sich leise an Karamsin: „Haben Sie das vom Ball schon gehört?"

„Nein."

„Pendant quinze jours on joue la couronne de Russie au ballon en se la renvoyant mutuellement, — diesen Witz machte neulich der französische Gesandte Laferonnais. Der Witz ist gar nicht übel, wird aber wohl kaum in die Geschichte des Russischen Reiches aufgenommen werden!"

Lopuchin lauschte gespannt hin; als er den Namen Laferonnais hörte, begriff er wohl, wovon die Rede war, und fing ebenfalls zu lachen an, wobei die gleichmäßigen weißen Zähne seines künstlichen Gebisses sichtbar wurden und aus seinem Munde ein Hauch von Moder kam wie aus dem einer Leiche.

„Nun, was macht Ihr Rheumatismus, Nikolai Michailowitsch?" fragte mit angenehmer, heiserer Stimme ein etwa sechzigjähriger Mann in einem ziemlich abgetragenen Frack mit zwei Ordenssternen, mit einem Kranz grauer Locken um den kahlen Schädel, einem fast milchweißen Gesicht und blauen, feuchten, sich langsam bewegenden Augen. Es war Michaïl Michailowitsch Speranskij. „Mir aber setzen die Hämorrhoiden furchtbar zu!" fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten. Darauf holte er aus seiner Dose mit zwei langen Fingern seiner ungewöhnlich vornehmen Hand eine Prise Laferme-Tabak, stopfte sie in die Nase, wischte diese mit einem rotseidenen Tuch von zweifelhafter Sauberkeit ab — inbezug auf saubere Wäsche war er etwas geizig — und sprach mit einem selbstzufriedenen Lächeln: „Was wäre ich für ein Kerl, wenn ich nicht Tabak schnupfte!"

„Nun, ist das Manifest fertig, Exzellenz?" fragte Karamsin, der ihm zu verstehen geben wollte, daß er sich nicht verletzt fühle und ihn nicht beneide.

Speranskij richtete auf ihn langsam seine Augen und antwortete mit einem kaum wahrnehmbaren Lächeln auf den feinen Lippen:

„Ach, sprechen Sie nicht davon! Das Manifest wächst mir schon zum Halse heraus! Wie soll man das Notwendige sagen, wie soll man dem Volke die Familienabmachungen erklären? Nikolai verzichtet zugunsten Konstantins, und Konstantin zugunsten Nikolais. Nicht hin und nicht her."

„Was sollte man denn machen?"

„Das Testament nicht öffnen und die ganze Suppe nicht einbrocken."

„Sich über den Willen des Toten hinwegsetzen?"

„Tote haben keinen Willen."

„Es ſind grauſame Worte, Exzellenz!"

„Grauſame Worte ſind beſſer als grauſame Taten. Man darf nicht mit der legitimen Thronfolge wie mit einem Privateigentum ſpielen. Wenn der verſtorbene Kaiſer ſein Vaterland, das ihm im Jahre 1812 ſo unwiderlegbare Beweiſe ſeiner Ergebenheit geliefert hat, nur einigermaßen liebte, wie konnte er dann Rußland in eine ſolche Lage verſetzen ... Aber was ſoll man noch reden! Die letzten zehn Jahre übertreffen alles, was wir vom eiſernen Zeitalter gehört haben ... Vielleicht iſt aber auch ‚alles zum Beſten', wie Euer Exzellenz zu ſagen belieben."

Karamſin ſchwieg. Die Kränkung für ſeinen Freund, ſeinen geliebten Bruder brannte ihm auf dem Herzen, und er hielt nur mit Mühe die Tränen zurück. Er lehnte ſich gegen den Marmor des Kamins, ließ den Kopf ſinken und bedeckte die Augen mit der Hand.

„Iſt Ihnen nicht ganz wohl, Exzellenz?" fragte Speranſkij.

„Ja, ich habe Kopfweh. Wahrſcheinlich ſind es die Nerven. Meine Nerven ſind immer erregt ..."

„Das haben heute alle. Es kommt vom Wetter," verſetzte Speranſkij. „Wiſſen Sie übrigens ein ausgezeichnetes Mittel zur Kräftigung der Nerven? Statt Tee eine kalte Abkochung aus Millefolium mit bitteren Kamillen."

„Millefolium, Millefolium ..." wiederholte Karamſin mit einem ſchmerzlichen Lächeln; in dieſem Worte lag etwas unangenehm ſüßliches, ekelerregendes, und es blieb ihm wie ein nicht heruntergeſchlucktes Klümpchen in der Kehle ſtecken. Und es ſchien ihm, daß auch Speranſkij ſelbſt mit ſeinem erſtaunlich weißen, faſt milchweißen Geſicht und den feuchten, blaßblauen Augen, den „Augen eines verendenden Kalbes" ganz wie Millefolium ſei.

Er machte eine Anſtrengung, ſchluckte das Klümpchen her unter und nahm die Hände von den Augen.

„Ja, alles iſt zum Beſten, Exzellenz, wenn auch nicht im Sinne dieſer Welt," verſetzte er mit einem ſtillen Lächeln. „Es gibt einen Gott, alſo können wir ruhig ſein."

„Sie haben recht, Nikolai Michailowitſch, wir können ruhig ſein," entgegnete Speranſkij lächelnd. „Ich habe immer geſagt: Dei providentia et hominum confusione Ruthenia ducitur."

„Wie? Was haben Sie geſagt?"

„Rußland wird durch Gottes Vorſehung und menſchliche Dummheit geleitet."

Karamſin ſchloß wieder die Augen. Er wollte weinen und zugleich lachen.

— Wir ſind beide nett, — dachte er ſich, — in einem ſolchen Augenblick, wo ſich das Schickſal des Vaterlandes entſcheiden ſoll, weiß der ruſſiſche Geſetzgeber nichts anderes zu tun, als zu lachen, und der ruſſiſche Hiſtoriker nichts anderes — als zu weinen. Das Leben iſt zu Ende! Es iſt Zeit zu ſterben, alte „Arme Liſa"! —

Die Türe zum Generaladjutantenzimmer ging auf, und alle ſahen wieder hin. Mit einem großen Portefeuille in der Hand, kam der kleine, dicke, kugelrunde Fürſt Alexander Nikolajewitſch Golizyn ins Zimmer gerollt.

„Nun, iſt das Manifeſt fertig?" wandten ſich alle an ihn.

„Was für ein Manifeſt?" fragte er, als verſtünde er nichts.

„Aber, Durchlaucht, die ganze Stadt weiß es!"

„Um Gottes Willen, meine Herren, es iſt ein Staatsgeheimnis!"

„Schon recht, wir werden es nicht verraten. Sagen Sie nur das eine: iſt es fertig?"

„Es iſt fertig. Kommt gleich zur Unterſchrift."

„Gott sei Dank!" Alle atmeten erleichtert auf.

In der dunklen Ecke regten sich die drei gebrechlichen Schatten. Araktschejew schlug langsam ein Kreuz.

Aber am gegenüberliegenden Ende des Saales ging eine andere Türe auf, die zu den provisorischen Gemächern des Großfürsten Nikolai Pawlowitsch führte, und der Generaladjutant Benkendorf glitt sporenklirrend über das Parkett wie über Eis, leicht, beschwingt, flatternd; man hätte glauben können, daß er an Händen und Füßen keine Flügel habe, wie Gott Merkur. Glatt, adrett, sorgfältig gewaschen und rasiert, funkelnd wie eine neue Münze. Jung unter den Alten, lebendig unter den Toten. Bei seinem Anblick begriffen alle, daß das Alte zu Ende sei und daß etwas Neues beginne.

Der Morgen kam. Der erste Tag der neuen Regierung, ein schrecklicher, finsterer, nächtlicher Tag brach an. In den schwarzen Fensteröffnungen dämmerte allmählich ein fahles Licht, und auch die Gesichter erschienen fahl wie bei Leichen. Es war, als müßten die gebrechlichen Schatten zu Staub zerfallen, wie Rauch verschwinden, so daß nichts zurückbleibe.

Viertes Kapitel

„Stabshauptmann in der Adelskompagnie der Leibgarde, Romanow III – Schmatz!" so pflegte der Großfürst Nikolai Pawlowitsch in seiner Jugend scherzweise die Billets an seine Freunde und auch Regimentsbefehle zu unterschreiben; dasselbe pflegte er manchmal zu sagen, wenn er allein im Zimmer vor dem Spiegel stand.

Am finſteren Morgen des 13. Dezember ſaß er am Raſiertiſchchen vor dem von zwei Wachskerzen flankierten Spiegel; er warf einen Blick auf ſein Spiegelbild und ſprach den gewohnten Gruß:

„Stabshauptmann Romanow III, untertänigſten Reſpekt Eurem Wohlgeboren — Schmatz!"

Er wollte noch hinzufügen: „Braver Kerl", ſagte es aber nicht, ſondern dachte ſich: — So mager und blaß bin ich geworden. Der arme Nixe! Armer Kerl! Pauvre diable, je deviens transparent! —

Mit ſeinem Äußeren war er überhaupt zufrieden. „Apollo von Belvedere" nannten ihn die Damen. Trotz ſeiner ſiebenundzwanzig Jahre war er noch immer ſo ſchmächtig wie ein Knabe. Lang, biegſam und ſchlank wie eine Weidenrute. Ein ſchmales Geſicht, ganz Profil. Ungewöhnlich regelmäßige, wie aus Marmor gemeißelte, aber unbewegliche und ſtarre Züge. „Wenn er ins Zimmer tritt, ſo ſinkt im Thermometer das Queckſilber," hatte von ihm jemand geſagt. Dünne, leicht gelockte, rotblonde Haare; ebenſolche Koteletts an den eingefallenen Wangen; tiefliegende, dunkle, große Augen; eine geſchwungene Naſe; eine ſteil abfallende, gleichſam abgeſchnittene Stirn; vorſtehender Unterkiefer. Sein Geſichtsausdruck war ſo, als ob er immer ſchlechter Laune wäre: als ſei er gegen jemand aufgebracht, oder als hätte er Zahnſchmerzen. „Ein Apollo, der Zahnweh hat" — dieſer Scherz der Kaiſerin Jeliſaweta Alexejewna fiel ihm ein, als er ſein mürriſches Geſicht im Spiegel erblickte; es fiel ihm auch ein, daß er dieſe ganze Nacht vor Zahnweh nicht hatte ſchlafen können. Er befühlte den Zahn mit dem Finger — er tut weh; daß nur die Backe nicht anſchwillt. Soll er denn den Thron mit einer geſchwollenen Backe beſteigen? Er ärgerte ſich noch mehr und wurde ganz böſe.

„Dummkopf, wie oft hab ich dir ſchon geſagt, daß du den Seifenſchaum ordentlich ſchlagen ſollſt!" ſchrie er den Generaladjutanten Wladimir Fjodorowitſch Adlerberg, oder einfach „Fjodorytſch" an, der bei ihm auch das Amt eines Kammerdieners verſah. „Auch das Waſſer iſt kalt! Das Meſſer iſt ſtumpf!" Er ſchob den Napf weg und warf das Raſiermeſſer auf den Tiſch.

Fjodorytſch machte ſich ſtumm mit dem Raſierzeug zu ſchaffen. Schwarz, voll und weich wie Watte, erweckte er den Eindruck eines plumpen Bären, war aber in Wirklichkeit flink und geſchickt.

„Nun, wie hat Saſchka geſchlafen?" fragte Nikolai, als er ſich ein wenig beruhigt hatte.

„Seine Hoheit der Thronfolger haben ausgezeichnet geſchlafen," antwortete Adlerberg. „Seit heute früh weint er aber, weil er nicht mehr im Anitſchkin-Palais iſt und ſeine Pferdchen nicht mehr hat."

„Was für Pferdchen?"

„Die Holzpferdchen; ſie ſind im Anitſchkin-Palais geblieben."

— Nein, er beweint nicht die Pferdchen, ſondern ſeinen unglücklichen Vater. Er ahnt wohl Unheil, — dachte ſich Nikolai.

„Wo geruhen Hoheit heute das Diner einzunehmen?" fragte Adlerberg.

„Im Anitſchkin-Palais, Fjodorytſch, zum letzten Male im Anitſchkin-Palais!" antwortete Nikolai mit einem Seufzer.

Es fiel ihm ein, wie er ſich einſt danach ſehnte, „ſich ins Privatleben zurückzuziehen" und in der Einſamkeit die Freuden des Familienlebens zu genießen. „Wenn dich jemand fragt, in welchem Winkel der Welt das wahre Glück wohnt, ſo tue ihm den Gefallen und ſchicke ihn ins Anitſchkinſche Paradies," pflegte er ſeinem Freund Benkendorf mit der gefühlvollen Miene

zu ſagen, die er von ſeiner Mutter, der Kaiſerin Maria Fjodorowna geerbt hatte.

Nach dem Tode ſeines Bruders Alexander war er aus dem Anitſchkin-Palais ins Winterpalais gezogen und wohnte hier in ſtrenger Abgeſchloſſenheit, wie unter Arreſt, da er es für „unpaſſend" hielt, ſich öffentlich zu zeigen. Er richtete ſich ein Arbeits- und Schlafzimmer in der neben dem Saale des Reichsrates gelegenen Bibliothek ein, in den einſtigen Gemächern des Königs von Preußen, in einem Zimmer, das durch einen dunklen Korridor mit dem Reichsratsſaale verbunden war.

Er wohnte hier wie auf einem Biwak. Das Zimmer war rund, ganz ohne Ecken. Das ſchmale Feldbett ſtand ungemütlich neben einem der Glasſchränke; die Ledermatratze war mit Heu gefüllt: an dieſes ſpartaniſche Lager hatte ihn die Großmutter gewöhnt. Auf dem Boden lag der offene Reiſekoffer mit noch nicht ausgepackten Kleidern und Wäſche. Der einzige Luxusgegenſtand in dieſem Zimmer war ein Toilettentiſch aus Mahagoni. Auf den Fächern vor dem Spiegel lagen Bürſten und Kämme und ſtand ein Fläſchchen Parfum de la Cour; gleich daneben waren auf einem eigenen Geſtell Gewehre, Piſtolen, Säbel, Degen und ein Cornet-à-pistons untergebracht.

Als er mit dem Raſieren fertig war, zog er den alten Uniformmantel, der ihm als Morgenrock diente, aus und legte die dunkelgrüne Generalsuniform des Ismailowſchen Regiments mit rotem Unterfutter und goldgeſticktem Eichenlaub an.

Vor dem Spiegel ſtehend, zog er ſich ſo lange, langſam und ſorgfältig an wie eine junge Schöne für den erſten Ball. Er betrachtete und ordnete jedes Fältchen; mit Adlerbergs Hilfe knöpfte er alle Knöpfe zu und ſchloß alle Haken und Öſen. In der Uniform wurde er noch länger und ſchlanker und bekam eine gewölbte Bruſt und eine Weſpentaille, — ganz wie ein preußi-

ſcher Korporal, — er könnte gleich zur Potsdamer Wachtparade gehen.

Nach dem Ankleiden verließ Fjodorytſch das Zimmer, und Nikolai kniete vor dem Heiligenbilde nieder. Er bekreuzigte ſich ſchnell, nur wenig mit der Hand ausholend, und verneigte ſich ſo, daß ſeine Stirne den Boden berührte. Nachdem er die feſtgeſetzten Gebete geſprochen hatte, wollte er auch etwas aus dem eigenen hinzufügen. Aber es fiel ihm nichts ein: er hatte keine eigenen Worte. Er glaubte an Gott; wenn er aber an ihn dachte, ſtellte er ſich nur ein ſchwarzes Loch vor, wo es „ſtreng und etwas unheimlich" iſt, wie Kaiſer Paul I. von der Disziplin in der ruſſiſchen Armee zu ſprechen pflegte. Man mag beten und rufen, ſoviel man will, — aus dem Loche wird doch niemand antworten.

Er erhob ſich und ſetzte ſich in einen Seſſel. Er fühlte ſich krank und zerſchlagen. In der Nacht hatte er ſchlecht geſchlafen und einen unangenehmen Traum gehabt. Es träumte ihm, daß ihm ein großer, krummer Zahn gewachſen ſei. Die Großmutter ſagte, man müſſe den Zahn ziehen; er fürchtet ſich, weint, läuft weg und verſteckt ſich. Aber ſein Erzieher Lamsdorff verfolgt ihn mit einer großen Rute in der Hand; gleich wird er ihn erwiſchen und ihm die Rute geben. Plötzlich iſt Lamsdorff nicht mehr Lamsdorff, ſondern ſein Bruder Konſtantin. Er flieht vor ihm zu der alten Wärterin, der Engländerin Lion und bittet ſie, ſie möchte ihm die Rute geben; er weiß, daß er der Strafe ſowieſo nicht entgehen wird; ihre Schläge tun aber weniger weh. Plötzlich iſt die Wärterin nicht mehr die Wärterin, ſondern ... wer? Er hat es ſchon vergeſſen. Er wußte nur noch, daß der Traum ein übles Ende gehabt hatte.

— Der Traum kann prophetiſch ſein! — ging es ihm durch den Sinn. Nicht umſonſt hatte er den Bruder Konſtantin

immer ſo gefürchtet, als hätte er geahnt, daß jener ſoviel Unheil anſtellen wird; nicht umſonſt hatte ihn jener noch im Mutterleibe verhöhnt: „Niemals hab ich einen ſolchen Bauch geſehen, da iſt für Viere Platz!“ hatte das Söhnchen über die Mutter geſpottet, als ſie mit Nikolai ſchwanger war. Er verhöhnte ihn auch ſpäter ſein ganzes Leben lang. Er nannte ihn mit dem Beinamen des heiligen Nikolaus — „Zarewitſch von Myra in Lykien“. — Er pflegte zu ſagen: „Um nichts in der Welt will ich regieren, denn ich fürchte die Revolution. Und du, Zarewitſch von Myra in Lykien, fürchteſt du ſie nicht? Revolution iſt ja dasſelbe wie ein Gewitter.“ Und er erinnerte ihn daran, wie er als Kind, wenn es donnerte, den Kopf unter das Kiſſen zu ſtecken pflegte. „Ich bin feig und weiß, daß ich feig bin; du tuſt zwar ſehr tapfer, biſt aber noch feiger als ich.“ So hat er ihn auch jetzt auf den Thron geſtoßen und macht ſich über ihn noch luſtig: „Wollen wir mal ſehen, wie du dich aus dieſer dummen Affaire ziehſt, du Parvenu von einem Kaiſer!“

Nikolai ſchrieb ihm freundliche Briefe, nannte ihn ſeinen Wohltäter, flehte ihn an und erniedrigte ſich vor ihm: „Ich falle dir zu Füßen, teurer Konſtantin, und flehe dich an: erbarme dich des Unglücklichen!“ Dabei dachte er ſich aber zähneknirſchend: — Gemeiner Hanswurſt! Verdammter Sansculotte! Was macht er mit mir! Dafür müßte man ihn mindeſtens erſchlagen! —

Jeden Morgen nach dem Gebet pflegte er auf dem Cornet-à-pistons den Zapfenſtreich zu blaſen. Er hielt ſich für einen Muſiker und komponierte gerne Militärmärſche. Beim Potsdamer Manöver hatte er meiſterhaft alle Signale geblaſen, während die Kompagnie ſeiner Hoheit, des Kronprinzen von Preußen, exerzierte.

Er nahm das Cornet-à-pistons, führte es an die Lippen, blähte die Backen, brachte aber nur einen ſchwachen, klagenden Ton hervor und legte das Inſtrument zur Seite. Nein, es iſt genug, jetzt hat er an anderes zu denken. Er ſeufzte ſchwer und fühlte wieder Mitleid mit ſich ſelbſt: „Pauvre Diable! Armer Kerl! Armer Nixe!"

„Fjodorytſch, Tee!"

„Augenblicklich, Hoheit!"

Morgens trank er ſonſt immer Tee mit Sahne und Semmeln aus Butterteig. Diesmal nahm er aber nichts dazu: er hatte keinen Appetit.

Benkendorf meldete Golizyn.

„Mit dem Manifeſt?"

„Zu Befehl, ja, Hoheit."

„Ich laſſe bitten."

Golizyn kam in Begleitung Lopuchins und Speranſkijs.

„Fertig?"

„Fertig, Hoheit."

Golizyn reichte ihm die Reinſchrift des Manifeſtes.

„Ich bitte die Herren Platz zu nehmen," ſagte Nikolai und fing an, das Manifeſt laut zu leſen.

„Wir verkünden allen Unſern treuen Untertanen ... Mit wehmütigem Herzen, den unerforſchlichen Ratſchlüſſen des Höchſten gehorſam ..."

Er ſah Speranſkij nicht an, fühlte aber auf ſich ſeinen Blick. Dieſer allzu klare und durchdringende Blick machte ihn immer verlegen.

Er hielt Speranſkij für einen abgefeimten Jakobiner. Nicht umſonſt hatte ihn der verſtorbene Kaiſer verbannt und beinahe als Staatsverräter hinrichten laſſen. — Dem darf man keinen Finger in den Mund legen, — dachte von ihm Nikolai,

und wie unterwürfig und respektvoll sich jener auch benahm, hatte er doch immer das Gefühl, daß er über ihn wie über einen kleinen Jungen lache. Einmal nannte jemand Speranskij in seiner Gegenwart einen „großen Philosophen"; Nikolai sagte nichts, lächelte aber giftig. Die Philosophie haßte er über alles in der Welt. Und doch fühlte er, daß er Speranskij nicht so anschreien dürfe, wie die Offiziere in der Reitschule: „Meine Herren Offiziere, tun Sie Ihren Dienst und lassen Sie die Philosophie. Ich kann die Philosophen nicht ausstehen! Bei mir werden alle Philosophen die Schwindsucht kriegen!"

„Durch das Hinscheiden des in Gott ruhenden Kaisers Alexander Pawlowitsch, Unseres geliebtesten Bruders," las er weiter, „verloren wir unsern Vater und Herrscher, der Rußland fünfundzwanzig Jahre lang seine Wohltaten erwies. Als die Nachricht von diesem beklagenswerten Ereignis Uns am 27. November erreichte, hielten wir in der ersten Stunde den Schmerz und die Tränen zurück und leisteten, der heiligen Pflicht und Unserer Herzensregung folgend, Unserm älteren Bruder, dem Zessarewitsch und Großfürsten Konstantin Pawlowitsch, als dem nach dem Rechte der Erstgeburt gesetzlichen Erben des russischen Thrones, den Treueid ..."

Des ferneren wurde „das Unerklärliche erklärt": das geheime Testament des verstorbenen Kaisers, der Verzicht Konstantins zugunsten Nikolais, — alle diese „Familienabmachungen", „das Spiel mit der Thronfolge wie mit einem Privateigentum".

„... Wir wußten von der bei Lebzeiten des verstorbenen Kaisers abgegebenen und durch das Einverständnis Seiner Majestät bestätigten Verzichterklärung Seiner Hoheit; Wir hatten aber weder den Willen noch das Recht, diese Verzichterklärung, die seinerzeit unveröffentlicht blieb, als unwiderruflich anzusehen. Damit wollten Wir Unsere Ehrfurcht vor dem ersten

Grundgeſetz des Vaterlandes von der Unabänderlichkeit der Thronfolge bezeugen. Darum beſtanden Wir, dem von Uns geleiſteten Eide treu, darauf, daß auch das ganze Reich Unſerem Beiſpiele folge; dies taten Wir aber nicht aus Mißachtung vor dem von Seiner Hoheit ausgeſprochenen Willen und noch weniger vor dem Uns immer heiligen Willen des hochſeligen Kaiſers, Unſeres Vaters und Wohltäters, ſondern einzig, um das Grundgeſetz von der Thronfolge vor jeder Verletzung zu ſchützen und jeden Schatten eines Zweifels über die Reinheit Unſerer Abſichten zurückzuweiſen ..."

„Es iſt unverſtändlich. Das von der Thronfolge iſt unklar und unverſtändlich," ſagte Nikolai. Sein Gewiſſen war nicht ganz ruhig.

„Befehlen Majeſtät es abzuändern?"

Leicht geſagt: abändern; er müßte doch wiſſen, wie; das wußte er aber nicht.

„Nein, ſoll es ſchon ſo bleiben," ſagte er und machte ein unzufriedenes Geſicht.

„Indem Wir mit einem von Ehrfurcht und Demut vor den unerforſchlichen Wegen der Uns leitenden Vorſehung erfüllten Herzen den Thron Unſerer Väter beſteigen, befehlen Wir den Untertanen, Uns und Unſerm Thronerben, Seiner Kaiſerlichen Hoheit, dem Großfürſten Alexander Nikolajewitſch, Unſerm geliebten Sohne den Treueid zu leiſten; als der Tag Unſerer Thronbeſteigung iſt der 19. November 1825 anzuſehen. Schließlich fordern Wir alle Unſere treuen Untertanen auf, ihre frommen Gebete mit den Unſern zu vereinen und mit Uns zu dem Höchſten zu beten, daß Er Uns die Kraft ſende zum Tragen der Uns von Seiner Vorſehung auferlegten Laſten ..."

„Nicht ‚auferlegten', ſondern ‚auferlegte'," korrigierte Nikolai.

Speranſkij ergriff ſchweigend den Bleiſtift.

„Warten Sie, wie iſt es richtiger?"

„Es iſt der Genetiv, Majeſtät: ‚der auferlegten' — ‚der auferlegten Laſten'."

„Ja, natürlich der Genetiv. Dann iſt ja nichts zu korrigieren ...", ſagte Nikolai errötend. In der ruſſiſchen Grammatik kannte er ſich nie recht aus. Und es kam ihm wieder vor, daß Speranſkij über ihn lache wie über einen kleinen Jungen.

„... und Uns beſtärke in Unſeren aufrichtigen Abſichten: einzig dem Wohle Unſeres geliebten Vaterlandes zu leben und dem Beiſpiele des Kaiſers, den Wir beweinen, zu folgen; auf daß Unſere Regierung nur eine Fortſetzung ſeiner Regierung ſei und alles in Erfüllung gehe, was für das Wohl Rußlands der Monarch wünſchte, deſſen heiliges Angedenken in Uns den Eifer nähren wird und die Hoffnung, den Segen Gottes und die Liebe Unſerer Völker zu erwerben."

Das Manifeſt gefiel ihm gut. Aber er ließ es ſich nicht anmerken. Als er es zu Ende geleſen hatte, machte er ein noch unzufriedeneres Geſicht.

Er nahm die Feder, um das Manifeſt zu unterſchreiben, legte ſie aber gleich wieder weg: er ſagte ſich, daß er in einem ſolchen Augenblick eigentlich an Gott hätte denken müſſen. Er ſchloß die Augen und bekreuzigte ſich; aber wie immer beim Gedanken an Gott ſah er nur ein ſchwarzes Loch vor ſich, in dem es „ſtreng und etwas unheimlich" war; man mag rufen, ſoviel man will, aus dieſem Loche wird niemand antworten. Er unterſchrieb das Manifeſt, ohne an etwas zu denken. Er fragte bloß:

„Der Dreizehnte?"

„Zu Befehl ja, Majeſtät," antwortete Speranſkij.

— Und morgen iſt Montag, — fiel es Nikolai ein. Er verzog das Geſicht und datierte das Manifeſt mit dem Zwölften.

„Ich schätze mich glücklich, Eurer Kaiserlichen Majestät zur Thronbesteigung, oder richtiger, zum Abstieg auf den Thron zu gratulieren," sagte Lopuchin, ihn auf die Schulter küssend.

„Warum zum Abstieg?" fragte Nikolai erstaunt.

„Weil die Familie Eurer Kaiserlichen Majestät in der allgemeinen Meinung so hoch gestiegen ist, daß ihre Mitglieder den Thron nicht mehr besteigen, sondern auf ihn nur gleichsam niedersteigen können!" Lopuchin verzog den Mund zu einem freundlichen Lächeln und zeigte die weißen Zähne seines künstlichen Gebisses; aus seinem Munde kam ein Hauch von Moder wie aus dem einer Leiche.

„Unser Engel blickt auf uns vom Himmel herab!" sagte Golizyn schluchzend und küßte Nikolai gleichfalls auf die Schulter.

„Sie brauchen mir nicht zu gratulieren, meine Herren, man muß mich bemitleiden," sagte Nikolai streng und wandte sich plötzlich mit einer fast unverhohlenen Herausforderung an Speranskij, der schweigend, mit gesenktem Kopfe dasaß. „Nun, was sagen Sie, Michaïl Michailowitsch?"

„Damit Unsere Regierung nur eine Fortsetzung seiner Regierung sei', — niemals werde ich mir diese Worte verzeihen, Majestät!" antwortete Speranskij, den Blick langsam auf ihn richtend.

„Das sind ja nicht Ihre, sondern meine Worte. Warum sind sie schlecht?"

„Es ist nicht das, was Rußland von Eurer Majestät erwartet."

„Was erwartet es denn?"

„Einen neuen Peter."

Die Schmeichelei war zugleich fein und roh. „Il y a beaucoup de praporchique*) en lui et un peu de Pierre le Grand," hatte einmal Speranskij über den Großfürsten Nikolai Pawlo-

*) Praporschtschik — russisch Fähnrich.

witſch geſagt; dasſelbe hätte er auch über den Kaiſer ſagen können. Er bückte ſich plötzlich, ergriff Nikolais Hand und wollte ſie küſſen; jener zog ſie aber ſchnell zurück, umarmte ihn und küßte ihn auf die Glatze.

„Hören Sie auf, Exzellenz!“ erwiderte er mit einem mißtrauiſchen Lächeln, während ſein Herz vor Wonne erſchauerte: „ein zweiter Peter“ war ſeine alte Sehnſucht.

Er ſchwieg eine Weile und ſagte dann:

„Ich hatte niemals an den Thron gedacht. Man erzog mich zu einem Brigadegeneral. Ich hoffe aber, mich meines Berufes würdig zu zeigen; ich hoffe auch, daß alle ebenſo ihre Pflicht tun werden, wie ich die meine getan habe. Wenn ich einmal die nötigen Kenntniſſe habe, werde ich einem jeden den entſprechenden Poſten anweiſen. Die Philoſophie iſt nicht meine Sache. Die Herren Philoſophen können ſagen, was ſie wollen, für mich bedeutet aber leben — dienen; und wenn alle ſo dienen wollten, wie es ſich gehört, würde überall Ordnung und Ruhe herrſchen. Das iſt meine ganze Philoſophie, meine Herren!“

Er warf einen Blick auf Speranſkij. Jener ſchwieg und hielt den Kopf geſenkt und die Augen geſchloſſen, als hörte er Muſik.

„Darum,“ fuhr Nikolai mit erhobener Stimme fort, „laſſe ich gar nicht den Gedanken aufkommen, daß jemand von meinen Untertanen es wagte, in allem, was das mir von Gott anvertraute Reich betrifft, von den von mir angegebenen Wegen abzuweichen.“

Er ſprach kurz, abgeriſſen, als widerſpräche oder zürne er jemand; er fand Geſchmack an der Rolle und ſchrie wie ein junger raufluſtiger Hahn, der noch nicht richtig zu krähen verſteht.

„Und wenn ich auch nur eine Stunde Kaiſer geweſen bin, werde ich zeigen, daß ich deſſen würdig war!“ Mit dieſen Worten erhob er ſich.

„Durchlaucht," wandte er sich an Lopuchin, „wollen Sie den Reichsrat für heute acht Uhr abends zur Anhörung des Manifestes und zur Vereidigung einberufen. Ich bitte Sie, meine Herren, niemand soll es erfahren ... Heute bitte ich noch, aber morgen werde ich befehlen!" Er konnte sich wieder nicht beherrschen und sprach die letzten Worte schreiend.

Lopuchin, Golizyn und Speranskij verließen das Zimmer. Sie gingen zu der einen Türe hinaus, zu der anderen trat aber Benkendorf ein.

Der unbegüterte baltische Edelmann, der künftige große Spitzel, Chef der Gendarmerie und Direktor der III. Abteilung, General-Adjutant Alexander Christophorowitsch Benkendorf, hatte ein adliges Äußere, aber ein etwas mitgenommenes Gesicht: er schien ein bewegtes Leben hinter sich zu haben; er lächelte freundlich und starr und hatte einen trügerisch gutmütigen Blick wie ein Mensch, dem alles gleichgültig ist und der allem ausweicht. Er war nicht dumm, auch nicht schlecht, aber zerstreut und zu allem fähig. „Glissez, mortels, n'appuyez pas," — pflegte er zu sagen.

Kaum war er eingetreten, als Nikolais Gesicht sich sofort, ohne jeden Übergang veränderte: aus einem unzufriedenen und mürrischen verwandelte es sich in ein rührseliges und empfindsames. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich überhaupt mit erstaunlicher Schnelligkeit, als wechsele er eine Maske nach der anderen. „Eine Menge von Masken, aber kein Gesicht," hatte von ihm jemand gesagt.

Er ergriff Benkendorfs Hand mit beiden Händen und sah ihn stumm an.

„Haben Majestät zu unterschreiben geruht?"

„Ich habe es unterschrieben," antwortete Nikolai, schwer aufseufzend und die Augen gen Himmel hebend. „Ich habe

meine Pflicht getan, unſer Engel muß mit mir zufrieden ſein. Alles wird natürlich in Ordnung ſein, oder ich werde nicht leben. Gottes Wille und der Entſchluß meines Bruders gehen an mir in Erfüllung. Ich gehe vielleicht dem Untergange entgegen, aber ich kann nicht anders. Ich bringe mich meinem Bruder zum Opfer; ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn ich wie ein Untertan ſeinen Willen erfülle. Aber was wird mit Rußland ſein?"

Er ſprach noch lange. Die Vorliebe für rührſeliges Geſchwätz hatte er auch von ſeiner Mutter geerbt.

Benkendorf wartete gelangweilt und geduldig, daß er ende.

„Nun, was gibt's in der Stadt?" fragte Nikolai in einem andern, geſchäftlichen Ton, indem er ſich mit dem Taſchentuch ſeine trockenen Augen wiſchte und ebenſo ſchnell wie früher eine Maske mit einer anderen vertauſchte.

„Alles iſt ruhig, Majeſtät. Vielleicht iſt es aber nur die Ruhe vor einem Sturm."

„Erwarteſt du alſo doch einen Sturm?"

„Ja, Majeſtät. Die Zahl der Unzufriedenen iſt allzu groß. In den Geiſtern beſteht ſchon eine Revolution."

„Mit Roſtowzew habe ich geſtern wohl einen Bock geſchoſſen," fiel es Nikolai plötzlich ein. „So habe ich die Namen nicht erfahren. Das werde ich mir niemals verzeihen. Ich hätte die Namen erfahren und alle verhaften laſſen ſollen ..."

„Nein, nein, Majeſtät, nur keine Verhaftungen! Sonſt entwiſcht uns die ganze Bande. Außerdem ſoll man nicht den erſten Tag der Regierung auf dieſe Weiſe trüben."

„Wenn ſie aber zu handeln beginnen?"

„Sollen ſie nur. Dann werden auch die Verhaftungen niemand in Erſtaunen ſetzen. Man muß ganz langſam und vorſichtig vorgehen. Man darf die Leute nicht erbittern. Majeſtät haben auch ſo genug Feinde."

„Dafür aber einen Freund!“ rief Nikolai und drückte ihm fest die Hand.

Er trat an den Tisch, schloß eine Schublade auf und nahm ein Paket heraus mit der Aufschrift: „Von den dringlichsten Dingen. Seiner Kaiserlichen Majestät zu eigenen Händen.“ Es war der Bericht des Generals Dibitsch, den Frederiks einen Tag vorher aus Taganrog gebracht hatte.

„Hier, lies. Es gibt noch eine ganze Verschwörung.“

„In der zweiten Armee? Die Geheime Gesellschaft des Oberstleutnants Pestel?“ fragte Benkendorf, ohne das Paket zu öffnen.

„Weißt du es schon?“ fragte Nikolai erstaunt, beinahe erschrocken: — Ist das ein Kerl: er weiß alles, selbst was eine Elle unter der Erde vorgeht! —

„Ich weiß es, Majestät. Ich hatte schon im Jahre einundzwanzig die Ehre, dem hochseligen Kaiser darüber Meldung zu erstatten.“

„Und was sagte er?“

„Er geruhte dem keine Aufmerksamkeit zu schenken. Der Bericht lag vier Jahre in seinem Schreibtisch.“

„Eine nette Erbschaft hat uns der Verstorbene hinterlassen!“ bemerkte Nikolai mit einem boshaften Lächeln.

„Haben Majestät mit niemand über diese Sache zu sprechen geruht?“ fragte Benkendorf mit einem durchdringenden Blick.

„Nein, mit niemand,“ log Nikolai. Er schämte sich zu gestehen, daß er auch darin „einen Bock geschossen“ und den Grafen Miloradowitsch in die Sache eingeweiht hatte.

„Gott sei Dank. Vor allem darf es Miloradowitsch nicht erfahren,“ erwiderte Benkendorf, als hätte er Nikolais Gedanken erraten. „Ich hatte mir schon damals erlaubt, seiner Majestät

zu bemerken, daß man dieſe Sache Miloradowitſch nicht anvertrauen dürfe."

„Warum denn?"

„Weil er von Verbrechern umgeben iſt."

„Miloradowitſch? Iſt er denn auch mit ihnen?" fragte Nikolai erbleichend.

„Ob er mit ihnen iſt, oder nicht, jedenfalls iſt er ſchlimmer als alle Verſchwörer. Es iſt ſchrecklich daran zu denken, Majeſtät, daß dieſer ſeelenloſe Hanswurſt das Schickſal Rußlands in der Hand hat! Neulich habe ich über ihn ſo etwas gehört, daß ich meinen Ohren nicht traute."

„Was denn?"

„Erlaſſen Sie es mir, Majeſtät. Es iſt mir ekelhaft, es wiederzuerzählen."

„Nein, ſprich."

„Als Miloradowitſch ſich am 27. November nach der Öffnung des Teſtamentes des ſeligen Kaiſers mit unerhörter Frechheit gegen die Thronbeſteigung Eurer Majeſtät ausſprach, ſagte ihm jemand: ‚Sie ſind ſehr kühn, Graf!' Darauf ſagte er: ‚Wenn man 60 000 Bajonette in der Taſche hat, darf man wohl kühn ſein!' Und dabei klopfte er lachend auf ſeine Taſche."

„Der Schurke!" flüſterte Nikolai, noch mehr erbleichend.

„Neulich ſagte er mir aber," fuhr Benkendorf fort: „‚Ich zweifle am Erfolg der Vereidigung. Die Garde liebt ihn, das heißt Eure Kaiſerliche Majeſtät, nicht.' — ‚Von welchem Erfolg ſprechen Sie?' fragte ich ihn. ‚Und was hat damit die Garde zu tun? Was hat die Garde zu ſagen?' — ‚Sehr richtig,' antwortete er mir, ‚ſie darf nichts zu ſagen haben, aber es iſt bei ihr ſchon zu einer Gewohnheit, zu einer zweiten Natur geworden'."

„Der Schurke!" flüſterte Nikolai weiter.

„Der mündlich geäußerte Wille des seligen Kaisers', sagte er, ‚wäre für die Garde heilig; aber wenn das Testament erst nach seinem Tode bekannt gegeben wird, werden es die Leute zweifellos für eine Fälschung halten'."

„Für eine Fälschung?" Nikolai fuhr zusammen, und sein Gesicht flammte auf wie nach einer Ohrfeige. „Was soll das heißen? Bin ich vielleicht ein Usurpator?"

„Der Graf Miloradowitsch, Majestät!" meldete Adlerberg, leise die Türe aufmachend und den Kopf hereinsteckend.

— Nicht hereinlassen! — wollte Nikolai aufschreien, es war aber schon zu spät: die Tür ging weit auf, und ins Zimmer trat sporenklirrend mit kühnen Schritten der militärische General-Gouverneur von Petersburg, Graf Miloradowitsch.

Benkendorf, der in diesem Augenblicke das Zimmer verließ, stieß mit ihm in der Türe zusammen. Er machte vor ihm eine tiefe Verbeugung und ließ ihm mit besonderer Liebenswürdigkeit den Vortritt.

Graf Miloradowitsch, ein Kampfgenosse Ssuworows und Held des Jahres 1812, hatte trotz seiner sechzig Jahre noch seine tapfere Haltung und die sieghafte Miene bewahrt, mit der er im Feuer der Schlachten, im Hagel der Geschosse seine Pfeife zu rauchen und die Falten an seinem amarantfarbenen Mantel zu ordnen pflegte. „Ritter Bayard" nannten ihn die einen, und „Prahlhans und Aufschneider" die andern. Er färbte sich das Haar und hatte eine Hakennase, dicke Lippen und die feuchtglänzenden Augen eines alten Damenfreundes.

Bei seinem Anblick erinnerte sich Nikolai plötzlich an das Ende seines Traumes vom krummen Zahn: als er auf der Flucht vor Lamsdorff-Konstantin sich zu seiner alten Wärterin, der englischen Miß Lion stürzte, deren Schläge doch weniger weh taten, — verwandelte sich die Wärterin in Miloradowitsch.

Dieſer hatte eine rieſengroße Rute in der Hand und züchtigte mit ihr den armen Nixe furchtbar, viel ſchmerzhafter als Lamsdorff-Konſtantin.

Miloradowitſch trat ein, machte eine Verbeugung und wollte etwas ſagen; als er aber Nikolai anſah, blieb er ſtumm: ein ſo wütender Haß lag in Nikolais verzerrtem Geſicht und in den brennenden Augen. Das war aber nur wie ein Blitz, die Maske wurde wieder vertauſcht: die Augen erloſchen, das Geſicht erſtarrte zu Stein; nur eine Muskel in der Wange bebte noch ununterbrochen.

„Ich erwarte Sie ſchon lange, Durchlaucht. Ich bitte Platz zu nehmen," ſagte er ruhig und höflich.

Die Veränderung ging ſo ſchnell vor ſich, daß Miloradowitſch ſchon zweifelte, ob er jenes verzerrte Geſicht wirklich geſehen habe.

„Nun, wie ſtehen die Sachen? Haben Sie jemand verhaftet?" fragte Nikolai.

„Zu Befehl, nein, Eure Hoheit. Von den im Bericht des General Diebitſch genannten Perſonen iſt keine einzige in der Stadt, alle ſind im Urlaub. Und was den Oberſtleutnant Peſtel betrifft, ſo iſt der Haftbefehl gegen ihn ſchon abgegangen."

„Nun, und iſt hier in Petersburg alles ruhig?"

„Es iſt ruhig. In allen Stadtteilen herrſcht eine muſterhafte Ordnung. Man darf wohl ſagen, daß es eine ſolche Ordnung noch nie gegeben hat. Ich bin faſt überzeugt, daß niemand von den am Verbrechen Beteiligten hier anweſend iſt."

„Sie ſind faſt davon überzeugt?"

„Meine Anſicht iſt Eurer Hoheit bekannt: der vollkommenen Sicherheit halber müßte ſeine Hoheit der Zeſſarewitſch ſchleunigſt nach Petersburg kommen, das Teſtament des ſeligen Kaiſers in einer Vollverſammlung des Senats vorleſen, Eure Hoheit zum Kaiſer ausrufen und dann als erſter den Treueid leiſten."

„Wenn das aber nicht geſchieht, was dann? Sie zweifeln am Erfolg der Vereidigung? Die Garde liebt mich nicht? Wenn ſie auch nichts zu ſagen hat, ſo iſt es bei ihr ſchon längſt zu einer Gewohnheit, zu einer zweiten Natur geworden? Nicht wahr?" Nikolai ſah ihn ſcharf an, und die Muskel an ſeiner Wange zitterte noch heftiger.

— Das hat ihm wohl der Schuft Benkendorf hinterbracht, — dachte ſich Miloradowitſch, ließ aber die Augen nicht ſinken; ihn überkam plötzlich Wut.

„Entſchuldigen Sie, Hoheit ..."

„Nicht Hoheit, ſondern Majeſtät," unterbrach ihn Nikolai drohend. „Das Manifeſt iſt ſchon unterſchrieben ..."

„Ich habe die Ehre, zu gratulieren, Majeſtät!" ſagte Miloradowitſch mit einer Verbeugung. „Aber ich muß dennoch meine Pflicht tun. Ich habe die Wahrheit vor Eurer Hoheit — Eurer Majeſtät niemals verheimlicht und werde ſie auch in Zukunft nicht verheimlichen. Ja, es iſt nicht leicht, die Leute zum Treueide durch ein Manifeſt zu zwingen, das von der Perſon ausgeht, die den Thron beſteigen will ..."

„Aha, nun haben wir es! Man wird das Manifeſt für eine Fälſchung und mich für einen Uſurpator halten? Nicht wahr?" rief Nikolai mit einem höhniſchen Lächeln, und wieder fuhr etwas wie ein Blitz durch ſein Geſicht.

„Ich verſtehe nicht, Majeſtät ..."

„Sie verſtehen nicht, Graf? Sie verſtehen Ihre eigenen Worte nicht?"

„Ich weiß nicht, welcher Schuft Ihnen meine Worte ſo verdreht hat. Was brauchen auch Eure Hoheit auf Denunzianten zu hören?!" Miloradowitſch erbleichte, und im alten „Prahlhans und Aufſchneider" erwachte plötzlich der alte Soldat und Kampfgenoſſe Sſuworows. Er ſah Nikolai gerade in die Augen mit

jener sieghaften Miene, mit der er einst im Feuer der Schlachten, im Hagel der Geschosse seine Pfeife zu rauchen und die Falten an seinem amarantfarbenen Mantel zu ordnen pflegte.

Nikolai erhob sich stumm, trat an den Tisch, machte die gleiche Schublade auf, aus der er vorhin den Bericht Dibitschs herausgenommen hatte, holte ein anderes Schriftstück — es war die Anzeige Rostwozews — und kehrte zu Miloradowitsch zurück.

„Ist es Eurer Durchlaucht bekannt, daß auch hier in Petersburg eine Verschwörung besteht?"

„Was für eine Verschwörung? Es besteht keine und kann auch keine bestehen!" Miloradowitsch zuckte die Achseln.

„Und was ist das?" Nikolai schob ihm den Brief hin und las, mit dem Finger auf die unterstrichenen Zeilen zeigend:

„Gegen Sie muß eine Verschwörung bestehen. Sie wird bei der neuen Vereidigung ausbrechen, und diese Flamme wird vielleicht den Untergang Rußlands beleuchten."

Miloradowitsch nahm den Brief, drehte ihn um, sah sich die Unterschrift an und gab ihn ungelesen zurück.

„Leutnant Rostowzew. Ich weiß. Versammlungen des ‚Polarsterns' bei Ryleiew ..."

Über diese Versammlungen hatte ihn die Geheimpolizei unterrichtet. „Es ist Unsinn! Man lasse diese dummen Jungen ruhig ihre schlechten Verse einander vorlesen!" — mit diesen Worten hatte er die Denunziation abgewehrt.

Er wehrte sie auch jetzt ab:

„Lauter Unsinn! Dumme Jungen, Schreiber, Verfasser von Almanachen ..."

„Wie unterstehen Sie sich, Herr!" schrie Nikolai und sprang voller Wut auf. Sein ganzer langer biegsamer Körper schnellte empor wie eine Weidenrute. „Gar nichts wissen Sie! Sie

paſſen auf gar nichts auf! Sie werden es mir mit Ihrem Kopfe bezahlen müſſen!"

Miloradowitſch ſtand gleichfalls auf, ganz vor Wut zitternd; er beherrſchte ſich aber und ſagte mit Würde:

„Wenn ich nicht mehr das Glück habe, das Vertrauen Eurer Majeſtät zu genießen, ſo geruhen Sie nur zu befehlen, daß ich mein Amt niederlege ..."

„Schweigen Sie!"

„Geſtatten Sie die Frage, Eure Hoheit ..."

„Schweigen Sie!"

Trotz ſeiner ganzen Wut war Nikolai doch bei vollem Bewußtſein; er hätte ſich auch beherrſchen können, wenn er wollte; aber er wollte es nicht: die Wonne der Raſerei floß wie ein feuriger Trank durch alle ſeine Adern, und er gab ſich ihr wie berauſcht hin.

„Hinaus! Hinaus! Hinaus!" ſchrie er, die Fäuſte ballend und gegen Miloradowitſch vorrückend.

— Er wird ſich gleich auf mich ſtürzen und mich nicht ſchlagen, ſondern wie ein Tollwütiger beißen! — dachte ſich jener angeekelt und wich zur Türe zurück: ſo weicht ein großer gutmütiger Hund mit geſträubtem Fell und dumpfem Knurren vor einem kleinen böſen Inſekt: einer Spinne oder einem Tauſendfuß.

Als er die Schwelle erreicht hatten, wandte er ſich ſchnell um und wollte aus dem Zimmer ſtürzen. Aber er ſtieß in der Türe wieder wie vorhin mit Benkendorf zuſammen. Diesmal gingen ſie aneinander ohne jede Liebenswürdigkeit vorbei.

Benkendorf lief auf Nikolai zu, umarmte ihn und tat ſo, als wollte er ihn ſtützen.

„Der Schurke! Der Schurke! Was tut er mit mir! Er und Bruder Konſtantin und alle, alle! ..." Nikolai fiel ihm ſchluchzend an die Bruſt.

„Courage, Sir, courage!“ wiederholte Benkendorf. „Gott wird Sie nicht im Stich laſſen ...“

„Ja, Gott ... und der, den wir unſer ganzes Leben lang beweinen werden, unſer Engel im Himmel!“ ſagte Nikolai, die Augen hebend. „Ich atme durch ihn, ich handle durch ihn, ſoll er mich auch leiten! Gottes Wille geſchehe, und ich bin zu allem bereit. Wollen wir zuſammen ſterben, mein Freund! Wenn es mir beſchieden iſt, zugrunde zu gehen, ſo habe ich doch einen Degen mit einer Offiziersquaſte — das Aushängeſchild eines ehrlichen Menſchen! Ich ſterbe mit dieſem Degen in der Hand und trete vor das Gericht Gottes mit reinem Gewiſſen. Morgen, am vierzehnten Dezember bin ich entweder Kaiſer, oder tot!“

Fünftes Kapitel

Am 13. Dezember morgens fuhren Golizyn und Obolenſkij zu Ryleſew.

Als ſie ſich dem Hauſe der Ruſſiſch-Amerikaniſchen Compagnie an der Blauen Brücke über die Moika näherten, erkannte Golizyn ſchon aus der Ferne die Fenſter im Erdgeſchoß mit den vorſtehenden gußeiſernen Gittern.

Der ihnen ſchon bekannte kleine Diener Filiſka öffnete die Tür und ließ ſie ohne weiteres ein, wie er wohl alle einließ. In den letzten Tagen drängten ſich bei Ryleſew von früh bis ſpät die Beſucher; ſie kamen und gingen ohne jede Vorſicht. Hier war der Sammelpunkt, ſozuſagen das Stabsquartier der Verſchwörer.

Im kleinen Eßzimmer war alles beim Alten und dabei doch anders: die weißen Mullvorhänge an den Fenſtern waren vor Staub und Rauch geſchwärzt; die Balſaminen und Samtblumen

auf den Fensterbänken waren verdorrt; die Fußteppiche abgerieben; der nichtgewichste Fußboden war dunkel geworden; der Kanarienkäfig stand leer; die Lämpchen vor den Heiligenbildern brannten nicht. Die Tür zum Wohn- und Schlafzimmer, wo die Frau Rylejew mit ihrem Töchterchen in der Enge hauste, war fest abgeschlossen. Es war, als hätte sich all das Lustige, Unschuldige, der Duft von Geburtstag und Flitterwochen, der hier einst schwebte, verflüchtigt.

Rylejew selbst war nicht im Zimmer. Männer in Uniform und Zivil, die Golizyn nicht kannte, saßen am Tisch um einen Samowar herum und unterhielten sich mit gedämpften Stimmen.

„Ist Rylejew zu Hause?" fragte Obolenskij, die Anwesenden begrüßend.

„Er ist bei sich im Kabinett. Ich glaube, er schläft. Aber es macht nichts, treten Sie nur ein. Er sagte, man solle ihn wecken, wenn Sie kommen."

Obolenskij klopfte an die Türe. Niemand antwortete. Er machte die Türe auf und trat mit Golizyn in ein schmales Zimmerchen, wo man sich zwischen dem großen Ledersofa, dem Schreibtisch, dem Bücherschrank und den Stößen des von Alexander Bestuschew und Rylejew herausgegebenen Almanachs „Polarstern" kaum bewegen konnte. Die Fenster gingen auf einen Hinterhof und auf die schmutzig-gelbe Mauer des Nachbarhauses hinaus.

Das Zimmer war überheizt. Es roch nach Arzneien. Auf dem Nachttischchen vor dem Sofa stand eine Menge von Medizinflaschen mit Rezepten.

Auf dem Sofa schlief Rylejew. Er hatte einen alten Schlafrock an und ein gestricktes Wolltuch um den Hals, und sein Gesicht war so unbeweglich wie bei einem Toten. Er war abgemagert und so heruntergekommen, daß Golizyn ihn fast

nicht wiedererkannte. Er hatte ſich erkältet, als er ſich zwei Nächte in den Straßen herumtrieb um die Soldaten aufzuwiegeln, und ſich dabei die Bräune geholt; jetzt befand er ſich ſchon in der Rekonvaleszenz, war aber noch immer ſehr elend.

Golizyn blieb in der Türe ſtehen. Obolenſkij ging auf das Sofa zu. Ein Dielenbrett knarrte. Der Schlafende ſchlug die Augen auf und richtete auf die beiden einen trüben Blick, der nichts erkannte und nichts ſah.

„Was iſt? Was iſt?“ ſchrie er leiſe auf. Dann erhob er ſich und fing an, ſich mit beiden Händen ſo krampfhaft, als müßte er erſticken, das Tuch vom Halſe zu zerren. Aber er zog mit ſeinen ungeſchickten Bewegungen den Knoten nur noch feſter zu.

„Wart, ich will es aufbinden,“ ſagte Obolenſkij. Er beugte ſich über ihn, löſte den Knoten und nahm das Tuch ab.

„Wir haben dich geweckt und erſchreckt, armer kleiner Ryleſew!“ ſagte Obolenſkij, ſich zu ihm aufs Sofa ſetzend und ihm mit einer ſtillen Liebkoſung die Haare ſtreichelnd. „Haſt du einen böſen Traum gehabt?“

„Ja, wieder der gleiche Dreck! Immer dieſer ſelbe Traum.“

„Was war es denn?“

„Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nicht mehr ... Warum ſtehen Sie denn, Golizyn? Setzen Sie ſich doch ... Mir ſcheint, ich träumte wieder vom Strick ...“

„Von was für einem Strick?“

Ryleſew antwortete nicht und lächelte nur eigentümlich: in ſeinem Lächeln war noch ein Überreſt des Fieberdeliriums. Auch Obolenſkij ſchwieg; er erinnerte ſich an folgendes: als man Ryleſew während ſeiner Krankheit einmal das Spaniſchfliegenpflaſter am Halſe wechſelte und dabei den Hals berührte, ſchrie er vor Schmerz auf, aber Nikolai Beſtuſchew ſagte lachend: „Wie, ſchämſt du dich nicht, wegen eines ſolchen Unſinns zu ſchreien!

Du haſt wohl vergeſſen, was du für deinen Hals erwarteſt?"

„Du haſt aber wieder Fieber. Der Kopf iſt ganz heiß. Du ſollteſt heute nicht ausgehen," ſagte Obolenſkij, ihm die Hand auf die Stirne legend.

„Wenn nicht heute, ſo morgen. Morgen werde ich ganz gewiß ausgehen." Rylejew lächelte wieder dasſelbe eigentümliche, verſchlafene Lächeln.

„Was iſt denn morgen?"

„Ach, Teufel! Wir reden von allerlei Unſinn, die Hauptſache wißt ihr aber noch nicht," begann er mit veränderter Stimme: er war erſt jetzt richtig erwacht. „Aus Warſchau iſt ein Kurier mit dem endgültigen Verzicht Konſtantins eingetroffen. Morgen um ſieben Uhr früh verſammelt ſich der Senat, und die Truppen werden auf Nikolai Pawlowitſch vereidigt."

Dieſe Nachricht erwartete man von Tag zu Tag, und doch kam ſie ganz unerwartet. Nun wußten ſie es: morgen iſt der Aufſtand. Sie verſtummten und wurden nachdenklich.

„Werden wir auch fertig ſein?" fragte ſchließlich Obolenſkij.

Rylejew zuckte die Achſeln.

„Ja, es iſt eine dumme Frage! Wir werden niemals fertig ſein. Nun, alſo morgen. Mit Gott!" ſchloß Obolenſkij und fügte nach einer Weile hinzu: „Und was fangen wir mit Roſtowzew an?"

Roſtowzew war zwar kein Mitglied der Geheimen Geſellſchaft, aber mit vielen Mitgliedern befreundet und wußte manches von den Plänen der Verſchwörer. Seine Zuſammenkunft mit dem Großfürſten Nikolai Pawlowitſch hatte er in einem „Der ſchönſte Tag meines Lebens" betitelten Schriftſtück beſchrieben und dieſes einen Tag vorher Obolenſkij und Rylejew übergeben. Dabei hatte er geſagt: „Tut mit mir, was ihr wollt, — ich konnte nicht anders."

„Du weißt doch meine Ansicht," antwortete Rylejew.

„Ich weiß. Aber einen Schurken umbringen heißt sich selbst anzeigen. Lohnt es auch, sich damit die Hände zu beschmieren?"

„Es lohnt," sagte Rylejew leise. „Und was sagen Sie dazu, Golizyn?"

„Ich sage, daß Rostowzew zugleich Gott und dem Teufel dient. Er enthüllt Nikolai die Verschwörung und wäscht sich vor uns rein. Aber in diesem Geständnisse konnte er uns alles, was er wollte, eröffnen und auch verschweigen."

„Sie glauben also, daß wir schon angezeigt sind?" fragte Rylejew.

„Ganz gewiß, und man wird uns auch verhaften, wenn nicht jetzt, so nach der Vereidigung," antwortete Golizyn.

„Was sollen wir nun tun?"

„Niemand etwas von der Anzeige sagen und handeln. Es ist besser, man verhaftet uns auf dem Platze, als im Bette. Wenn wir schon zu Grunde gehen sollen, so soll man wenigstens wissen, warum wir zu Grunde gegangen sind!"

„Und du, Obolenskij, was denkst du drüber?" fragte Rylejew wieder.

„Natürlich dasselbe."

Rylejew ergriff mit der einen Hand die Hand Golizyns und mit der anderen die Obolenskijs.

„Ich danke Euch, Freunde. Ich wußte, daß Ihr es sagen werdet. Also mit Gott! Wir fangen an. Und wenn wir selbst nichts erreichen, so werden wir es die anderen lehren. Mögen wir untergehen, unser Untergang selbst wird die Gefühle der schlafenden Söhne des Vaterlandes wecken!"

Er sprach wie immer hochtrabend und unnatürlich; natürlich waren dafür seine großen, dunklen, klaren Augen, die in seinem abgemagerten Gesicht mit solchem Feuer brannten, daß es un-

heimlich war; natürlich war sein Gesicht, in dem sich auch ohne Worte alles spiegelte, was er fühlte. „So treten auf den Wandungen einer Alabastervase die Reliefs hervor, wenn in ihr ein Feuer brennt," – diese Worte Moores über Byron fielen Golizyn ein.

Er mußte auch an das Gedicht Rylejews denken:

Ich weiß es wohl, Verderben winkt
Dem, der als erster vorwärts springt
Auf jene, die das Volk bedrücken;
Erwählt hat mich dazu das Los.
Glaub mir, es kann nicht opferlos
Die Freiheit zu erringen glücken ...

„Ja, endlich dürfen wir sagen: morgen fangen wir an," fuhr Rylejew fort. „Wie habe ich diesen Augenblick erwartet, wie habe ich mich gefreut! Und nun ist er gekommen. Warum fühle ich aber keine Freude? Warum ist meine Seele betrübt bis an den Tod?"

Er stützte die Ellenbogen auf die Kniee, legte den Kopf in die Hände und duckte sich wie unter einer schweren Last. Seine Stimme zitterte vor Tränen.

„Lebt wohl, Freunde! Man soll davon nicht reden ..."

„Nein, man soll es, Rylejew. Sag alles, es wird dich erleichtern," sagte Obolenskij.

„Puschkin hat mich einmal ‚Plänеschmied' genannt. Ich sei kein Dichter, sondern Plänеschmied. Ja, ich bin wirklich Plänеschmied," versetzte Rylejew mit einem Lächeln. „Ich philosophiere nur über die Freiheit, mache sie aber nicht. Ich zeichne nur die Pläne, aber baue nicht."

„Nicht Sie allein, Rylejew, wir sind alle so," entgegnete Golizyn.

„Ja, alle. Als ich neulich nachts durch die Straßen ging, verſammelte ſich in einer entlegenen Gaſſe vor einer Kaſerne ein Haufen Soldaten. Sie hörten mir zu und verſtanden alles, was ich ihnen von der neuen Vereidigung ſagte. ‚Wir werden den Zaren Konſtantin mit unſern Leibern ſchützen,‘ ſagten ſie, ‚wir werden ihn nicht im Stich laſſen‘. Nun, ich kam ins Zeug und brachte die Rede auf die Konſtitution, auf die Freiheit, auf die Menſchenrechte. Da hörte ich, wie ſich hinter meinem Rücken ein betrunkener Soldat über mich luſtig machte, aber freundlich, als täte ich ihm leid, ſagte: ‚Ach, Herr, Herr, biſt ein guter Herr, aber ſo unverſtändig! Du redeſt zwar ruſſiſch, aber man kann nichts verſtehen!‘ Nur das hatte er geſagt, aber ich verſtand alles. Ja, wir ſind in Rußland — Nichtruſſen, für unſere eigenen Landsleute ſind wir Fremde, heimatloſe Ausländer, ewige Wanderer. Wir wagen ihnen ſogar nicht zu ſagen, daß wir uns für die Freiheit erheben; wir ſagen: für den Zaren Konſtantin. Wir lügen. Wenn das Volk aber die Wahrheit erfährt, wird es uns verfluchen und den Henkern zum Kreuzigen überliefern. Glaubt es mir, Freunde, ich hatte niemals gehofft, daß unſere Sache anders zuſtandekommen könne als durch unſern eigenen Untergang. Aber ich hoffte immerhin, daß wir das gelobte Land wenigſtens aus der Ferne zu ſehen bekommen. Nein, wir werden es nicht ſehen. Ein freies Rußland werden weder unſere Augen, noch die Augen unſerer Enkel und Urenkel zu ſehen bekommen! Wir werden ruhmlos, ſpurlos, ſinnlos untergehen. Wir werden uns die Köpfe an der Mauer zerſchlagen, werden uns aber aus dem Kerker nicht befreien. Unſere Gebeine werden verfaulen, aber unſere Hoffnungen werden nicht in Erfüllung gehen. Oh, es iſt ſchwer, Brüder, ſo ſchwer, es geht über meine Kraft!“

Er kam nicht weiter und bedeckte das Geſicht mit den Händen.

Obolenskij setzte sich wieder zu ihm und streichelte ihm den Kopf mit einer stillen Liebkosung. Wie immer in Augenblicken der Zärtlichkeit, nannte er ihn „Konjok", Abkürzung von Kondratij.

„Du bist müde, hast dich so abgequält, mein armer Konjok!"

„Ich bin müde, Obolenskij, so furchtbar müde! Man sagt, es gäbe ein Leben im Jenseits. Ich habe aber schon von diesem genug. Ich bin so müde, daß mir wohl der Tod und die Ewigkeit nicht ausreichen werden, um auszuruhen ..."

„Wißt ihr, worüber ich immer nachdenke?" fragte er nach einem Schweigen. „Was heißt das: Ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir? Wie konnte Er das sagen? Er war doch gekommen, um den Kelch zu trinken; und plötzlich wollte Er nicht, war schwach geworden, schreckte zurück. Und das war Er, der Gott! Ganz wie ein Mensch ... Golizyn, gibt es einen Gott? Sagen Sie mir nur einfach, ob es einen gibt."

„Es gibt einen Gott, Rylejew," antwortete Golizyn und lächelte.

„Ja, das haben Sie einfach gesagt," versetzte Rylejew und lächelte gleichfalls. „Nun, ich weiß nicht, vielleicht gibt es ihn auch. Aber was taugt er Ihnen? Sie wollen doch die Freiheit?"

„Gibt es denn keine Freiheit mit Gott?"

„Nein. Mit Gott ist die Sklaverei."

„Einst war es die Sklaverei, nun wird es die Freiheit sein."

„Wirklich? Wann? Jetzt aber ... Nein, Golizyn, es ist kalt, so kalt!"

„Was ist kalt, Rylejew?"

„Ihr Gott und Ihr Himmel. Wer den Himmel liebt, der liebt die Erde nicht."

„Kann man denn nicht beides zugleich lieben?"

„Lehren Sie mich, wie man es tut."

„Er wird Sie lehren: Dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel. Hier iſt beides zuſammen."

„Plänefchmied!"

„Mag ſein. Für dieſen Plan lohnt es ſich zu ſterben."

Rylejew antwortete nicht, ſchloß die Augen, ließ den Kopf ſinken, und über ſein Geſicht rollten ſo ſtille Tränen, daß er ſie ſelbſt nicht fühlte.

Obolenſkij beugte ſich über ihn, umarmte und küßte ihn wie ein krankes Kind mit einer ſtillen Liebkoſung.

„Macht nichts, macht nichts, Konjok! Alles wird ſchon gut werden. Chriſtus ſei mit dir!"

Sechſtes Kapitel

Fürſt Jewgenij Petrowitſch Obolenſkij, Leutnant im Finnländiſchen Leibgarde-Regiment, älteſter Adjutant des Kommandeurs der Gardeinfanterie, des Generaladjutanten Biſtrom, war einer der Gründer der Nordiſchen Geheimen Geſellſchaft.

In Moskau, in der Gegend des Nowinskij-Boulevard, im Pfarrbezirk Mariä Schutz und Fürbitte, in einem beinahe ländlichen weitläufigen Hauſe mit Seitenflügeln und Dienerſchaftsgebäuden, mitten in einem dichten, verwilderten Garten wohnte die Familie Obolenskij ohne große Allüren, einfach und luſtig. Der alte Fürſt, Pjotr Nikolajewitſch war früh Witwer geworden und führte ein richtiges Mönchsleben, in Faſten und Gebet. Äußerlich machte er einen vergrämten und ſtrengen Eindruck. Aber nicht umſonſt liebten ihn ſeine kleinen Enkel über alles und nannten ihn wegen ſeiner leichten, flaumweichen grauen

Haare „Löwenzahn“: ſo war er auch, — ganz leicht, licht und zart, wie ein Kind unter den Kindern.

Fürſt Jewgenij war der Erſtgeborene aus der zweiten Ehe des Fürſten Pjotr Nikolajewitſch Obolenſkij mit Anna Jewgenijewna Kaſchkina, der Tochter eines Generals-en-Chef und Statthalters von Tula unter Kaiſerin Katharina. Nach dem Tode der Fürſtin Anna erſetzte ihre Schweſter Alexandra Jewgenijewna, Hofdame der Kaiſerin Maria Fjodorowna, den Kindern ihre verſtorbene Mutter.

Als der junge Obolenſkij ins Pawlowſche Garderegiment eintrat und nach Petersburg überſiedelte, betraute ihn ſeine Tante Anna Gawrilowna Kaſchkina mit der Aufſicht über ihren einzigen Sohn, Sſerjoſcha, einen noch ſehr jungen, ausgelaſſenen und mutwilligen Burſchen, der im gleichen Regiment diente. Dieſer Sſerjoſcha hatte eine furchtbar ſcharfe Zunge. Einmal erlaubte er ſich einen Scherz über ſeinen Regimentskameraden, einen Leutnant Swinjin, und dieſer forderte ihn zum Duell. Als Obolenſkij davon erfuhr, begab er ſich zum Beleidigten und erklärte ihm, daß das Duell nicht ſtattfinden dürfe. Sſerjoſcha ſei ein grüner Junge, dem man nicht zürnen dürfe; wenn aber Swinjin unbedingt ein Duell wolle, ſo möchte er ſich doch mit ihm, Obolenſkij, ſchlagen. Swinjin nahm die Forderung an und fiel im Duell.

Fürſt Jewgenij war ein guter Menſch und konnte ſelbſt einer Fliege nichts zu leide tun; er war ganz ſeinem Vater, dem ‚Löwenzahn‘ nachgeraten. Dieſer Mord im Duell machte auf ihn einen ſolchen Eindruck, daß er krank wurde; aber er hielt ſich nicht für ſchuldig und hatte auch keine Gewiſſensbiſſe: er glaubte, daß ein Mord im Duell kein Verbrechen, ſondern ein Unglücksfall ſei; außerdem hatte er ſich nicht für ſich ſelbſt, ſondern für ſeinen Vetter, den einzigen Sohn ſeiner Tante, der noch ein Kind war und den man nicht anders retten konnte,

geſchlagen. Dieſe Gedanken beruhigten ihn ſo weit, daß er, als er wieder geſund wurde und ſich ſeinen früheren Zerſtreuungen hingab, alles vergaß. Aber er erinnerte ſich deſſen wieder. Vergaß es noch einmal, und erinnerte ſich wieder, und ſo ging es vielemal, bis er endlich fühlte, daß er es niemals vergeſſen könne und daß die Erinnerung immer lebendiger, ſchärfer und unerträglicher werden würde. Das Schlimmſte aber war, daß er ſelbſt nicht verſtand, was mit ihm los war; er hielt ſich nach wie vor für unſchuldig, und doch hatte er Augenblicke, wo es ihm ſchien, er müſſe verrückt werden oder Hand an ſich legen.

In einem ſolchen Augenblicke fing er zu beten an, faſt unbewußt, die Worte der Gebete ſeiner Kindheit wiederholend — das Vaterunſer, das Gebet zur heiligen Jungfrau, — und er fühlte ſich erleichtert. Von nun an betete er oft und erwachte allmählich zu einem neuen Leben, wie ein halberſtickter Menſch, der wieder zu atmen beginnt.

Endlich begriff er, daß er ſich nur von dem Augenblick an erleichtert fühlte, als er aufgehört hatte, ſich zu entſchuldigen, als er die ganze Laſt der Schuld auf ſich nahm und ſich für einen ganz gewöhnlichen Mörder hielt, durchaus nicht beſſer, ſondern vielleicht auch ſchlimmer, als es die Räuber an den Landſtraßen ſind; er begriff, daß er ſeine Schuld nicht rechtfertigen, ſondern nur ſühnen könne. Er wußte noch nicht, wie. Er hatte die Abſicht, alles aufzugeben und ins Kloſter zu gehen; aber er fühlte, daß dies noch nicht genüge: es ſei leichter, ins Kloſter zu gehen, als in der Welt zu bleiben. Er mußte aber irgendwo hin und trat in eine Freimaurerloge ein; aus dieſer kam er dann in die Nordiſche Geheime Geſellſchaft. Und bald fühlte er, daß er hier das finden würde, was er ſuchte — ſeine ſühnende Tat.

Innerlich hatte er ſich bis zur Unkenntlichkeit verändert, war aber äußerlich der gleiche glänzende Gardeleutnant geblieben, mit

dem recht angenehmen, aber gewöhnlichen gesunden, glatten, weißen, rotbackigen, runden, bartlosen Gesicht; er sah auch jünger aus, als er in Wirklichkeit war: er war aber neunundzwanzig Jahre alt.

Als Golizyn aus Wassilkow angekommen war, kam Obolenskij mit ihm oft zusammen und hörte mit Gier seine Berichte über die Südliche Gesellschaft, den Slavenbund, über Sergej Murawjow und dessen „Katechismus". Den Grundgedanken Murawjows von der Freiheit mit Gott hatte er sofort begriffen.

Am 13. Dezember früh begaben sich Obolenskij und Golizyn zu Trubezkoi.

Zum Englischen Quai, an dem Trubezkoi wohnte, konnte man von der Blauen Brücke direkt durch den Wosnessenskij-Prospekt gelangen. Aber nach der schwülen Luft bei Rylejew wollten die beiden frische Luft atmen und gingen längs des Moika-Quais in der Richtung zur Pozelujew-Brücke, um dann an der Ecke der Marinekaserne nach rechts abzubiegen und auf die Galernaja zu kommen.

Im Stadtinnern gab es noch wenig Schnee, aber hier, an der entlegenen Moika war schon alles weiß, verschlafen und weich. Zwischen dem weißen Federbett der Erde und der grünen Decke des Himmels lagen die gelben, kleinen Häuschen im tiefen Schlafe. In dieser anheimelnden, gleichsam ländlichen Stille, Farblosigkeit und Verschlafenheit erschien der für morgen angesetzte Aufstand ebenso unmöglich wie ein Blitz aus dem winterlichen Himmel.

Man sah keine Menschenseele und konnte ebenso ungeniert sprechen wie bei sich im Zimmer.

„Weiß Trubezkoi, was morgen geschehen soll?" fragte Golizyn.

„Nein. Wir wollen es ihm sagen."

„Ist es wahr, daß man sagt, seine Begeisterung für die Gesellschaft sei abgekühlt?"

„Vielleicht iſt es wahr.“

„Hat er Angſt, oder was?“

„Das glaube ich nicht. Auf der Redoute von Schewardino ſtand er im Geſchützfeuer vierzehn Stunden lang ſo ruhig, als ſpielte er Schach. Aber der Mut eines Soldaten iſt nicht der Mut eines Verſchwörers. Bei Lützen, als die Franzoſen unſere Garde aus vierzig Geſchützen bombardierten, fiel es Trubezkoi plötzlich ein, dem Leutnant von Bock einen Streich zu ſpielen; er ging auf ihn von hinten zu und warf nach ihm mit einem Erdklumpen; jener fiel ſofort bewußtlos hin. So wird er vielleicht auch ſelbſt morgen hinfallen. Für ein Unternehmen wie das unſrige gibt es keinen ungeeigneteren Menſchen. Er iſt unentſchloſſen und höflich, höflich bis zum Wahnſinn. Er iſt bereit, ſich ſelbſt und die anderen ins Verderben zu ſtürzen, nur um keine Unhöflichkeit zu begehen. Das iſt das eine; außerdem geht es ihm zu gut: er iſt jung, reich, vornehm und hat eine entzückende Frau. Er iſt wie der Jüngling im Evangelium, der den Herrn in Trauer verließ, weil er zu reich war ...“

„In einem ſolchen Augenblick zurücktreten iſt eine Gemeinheit!“ rief Golizyn aus.

Obolenſkij ſah ihn durchdringend mit ſeinen klugen und gütigen, ein wenig zuſammengekniffenen, ſcheinbar lächelnden, in Wirklichkeit aber ernſten und ſogar traurigen Augen an.

„Nein, darin iſt keine Gemeinheit.“

„Was denn?“

„Vielleicht iſt es dasſelbe, wovon Ryleſew vorhin ſprach: wir handeln nicht, ſondern wir philoſophieren. ‚Pläneſchmiede‘, Theoretiker, Nachtwandler. Wir ſpazieren auf den Dächern, hart am Rande, und wenn man einen von uns beim Namen ruft, ſo ſtürzt er ab und ſchlägt ſich tot. Unſer ganzer Aufſtand iſt wie Mario ohne Martha, Seele ohne Körper. Nicht wir

allein, alle Ruſſen ſind ſo. In den Gedanken herrliche Menſchen, aber im Handeln knochenloſe Mollusken, weich wie Brei. Das kommt von der Sklaverei. Wir ſind zu lange Sklaven geweſen."

„Hören Sie mal, Obolenſkij, die Sache ſteht ſchlecht. Morgen iſt der Aufſtand, aber unſer Diktator denkt nur daran, wie er uns auf eine möglichſt höfliche Weiſe im Stich laſſen kann. Und warum hat man einen ſolchen gewählt? Wie hat es Rylejew zugelaſſen?"

„Was weiß Rylejew? Er kennt ja die Menſchen nicht. Er kennt auch ſich ſelbſt nicht. Sie haben doch geſehen, wie er ſich quält, aber warum er ſich quält, das weiß er nicht."

„Wiſſen Sie es?"

„Mir ſcheint, ich weiß es!"

„Warum denn?"

„Wegen des Blutes," ſagte Obolenſkij leiſe, mit etwas veränderter Stimme.

„Wegen welchen Blutes?"

„Man muß Blut vergießen, man muß töten," fuhr jener noch leiſer fort. „Er hat ſich alles überlegt, hat alles beſchloſſen, an den Fingern abgezählt. Erinnern Sie ſich noch an die Berechnung Peſtels, wieviel Opfer es geben wird? Damals wollte Rylejew nichts davon wiſſen und ſchrak zurück, heute rechnet er aber ſelbſt: den Kaiſer allein zu töten genüge nicht; man müſſe auch alle Mitglieder der kaiſerlichen Familie umbringen. Die Ermordung eines einzelnen werde nicht nur nichts nützen, ſondern auch den Zielen der Geſellſchaft ſchaden: ſie werde die Geiſter trennen, zur Bildung von Parteien führen, die Anhänger des Kaiſerlichen Hauſes erregen und einen Bürgerkrieg heraufbeſchwören. Mit der Ermordung aller werden ſich aber alle, ob ſie es wollen, oder nicht, abfinden, und ſo werde eine neue Regierung zuſtandekommen können. Ja, ſo hat er ſich alles

überlegt, alles erwogen und an den Fingern abgezählt, aber etwas iſt ihm noch immer im Wege. Er weiß ſelbſt nicht, was es iſt, und darum quält er ſich ſo."

„Und Sie wiſſen auch das?"

„Ich weiß es," antwortete Obolenſkij und verſtummte. Auch Golizyn ſchwieg, und beide fühlten ſich auf einmal verlegen, als ſchämten ſie ſich, einander in die Augen zu blicken. Irgendeine Laſt legte ſich auf ſie, und je länger das Schweigen dauerte, umſo ſchwerer wurde die Laſt.

Sie ſchwenkten von der Moika zum Krjukow-Kanal ab. Hier war es noch öder und ſtiller; man hörte nur den Schnee unter den Füßen knirſchen. Sie ſahen niemand, und doch war es ihnen zumute, als verfolge und belauſche ſie jemand.

„Ich weiß, daß man nicht töten darf," ſagte Obolenſkij endlich, ſo ſeltſam unvermittelt, daß Golizyn ihn erſtaunt anſah.

„Warum nicht? Iſt es eine Sünde?"

„Nein, keine Sünde, aber man kann es einfach nicht, es iſt unmöglich."

„Warum unmöglich? Die Menſchen töten doch einander."

„Sie töten im Wahnſinn, in Bewußtloſigkeit, aus Verſehen, — aber mit Abſicht, bei vollem Bewußtſein iſt es unmöglich. Sich ſagen: ich werde töten, und dann wirklich töten, — das kann der Menſch nicht."

„Nein, er kann es wohl."

„Führen Sie ein Beiſpiel an."

„Nun zum Beiſpiel, der Krieg oder die Todesſtrafe."

„Das iſt etwas ganz anderes. Da tötet das Geſetz, das Geſetz iſt aber blind und ſieht die Menſchengeſichter nicht, — das Geſetz iſt für alle gleich. Auch im Kriege tötet ein jeder alle; wen er aber tötet, weiß er nicht, denn er ſieht ſein Geſicht nicht. Hier ſieht man aber das Geſicht, das Geſicht, und das iſt die

Hauptsache! Einem Menschen ins Gesicht sehen und ihn töten, — das ist unmöglich. Sie verstehen es nicht?"

„Ich verstehe es nicht," antwortete Golizyn, der sich, er wußte nicht warum, zu ärgern anfing. Er erinnerte sich seines Einverständnisses mit Pestel: „alle mit der Wurzel ausrotten", — und es erschien ihm leicht im Vergleich zu der Last, die sich jetzt auf ihn wälzte. „Sie sprechen so sonderbar, Obolenskij, als wüßten Sie etwas!" sagte er und blickte ihm gerade ins Gesicht. Dabei sah er, daß jener über und über rot wurde, bis über die Ohren, bis zu den Haarwurzeln: so erröten kleine Kinder, bevor sie zu weinen anfangen.

„Ja, ich weiß," wiederholte Obolenskij mit Anstrengung. Und plötzlich wurde er so blaß wie Leinwand. „Sie wissen vielleicht, Golizyn, daß ich einen Menschen getötet habe," flüsterte er fast lautlos, und seine blaßgewordenen Lippen lächelten so, daß Golizyn das Herz stillstand.

„Entschuldigen Sie, Jewgenij Petrowitsch, um Gottes willen! Sie haben mich nicht richtig verstanden . . . Was ist es denn für ein Mord, — im Duell!"

„Es ist ganz gleich. Ich habe einen Menschen getötet und weiß es."

Wieder verstummten beide, und die Last wurde noch unerträglicher.

„Mir will aber Trubezkoi nicht aus dem Sinn. Er ist vielleicht noch schlimmer als Rostowzew," sagte Golizyn, um die Rede auf andere Dinge zu bringen und die Last von sich zu werfen; es geriet ihm aber unnatürlich, und er fühlte es auch selbst. Er wurde wieder böse. Er fühlte Mitleid mit Obolenskij, aber je mehr er ihm leid tat, umso mehr ärgerte er sich über ihn.

„Wiſſen Sie was, Obolenſkij," ſagte er trocken, beinahe grob: „Wenn man die Wölfe fürchtet, ſoll man nicht in den Wald gehen: wenn man nicht töten darf, ſoll man auch nicht revoltieren."

„Nein, man ſoll es," entgegnete Obolenſkij wieder ſo leiſe wie vorhin; je mehr ſich der eine ereiferte, umſo ſtiller wurde der andere.

„Was iſt das für eine Revolte ohne Blut? Vielleicht mit Roſenwaſſer à la Trubezkoi?"

„Haben Sie keine Angſt, Golizyn, es wird auch Blut geben. Man kann nicht abſichtlich töten, unbeabſichtigte Morde hat es aber immer viel gegeben und wird es auch bei uns geben."

„Ach ſo! Jetzt fange ich an zu verſtehen. Die Dummköpfe werden töten, die Klugen aber abſeits ſtehen, um ſich nicht zu beſchmutzen?"

„Warum ſprechen Sie ſo!" Obolenſkij ſah ihn vorwurfsvoll an. „Sie wiſſen ja, daß uns die Kreuzespein erwartet und daß wir alle, alle in dieſe Pein gehen. Eine größere Pein gibt es auf Erden nicht."

„Was für eine Pein? Was für eine Pein? Sagen Sie es gerade heraus: ſoll man töten oder nicht?"

„Man ſoll."

„Und darf man es?"

„Nein, man darf nicht."

„Man darf nicht und ſoll, beides?"

„Ja, beides."

„Das iſt ja Wahnſinn!" Golizyn blieb ſtehen und ſtampfte wie raſend mit den Füßen. „Hol uns alle der Teufel! Was tun wir! Was tun wir! Ryleſew quält ſich, Trubezkoi wird uns untreu, Roſtowzew denunziert, und wir beide werden ver-

rückt. Breiweiche Mollusken, ohne Knochen, wir gemeine, gemeine Ruſſen! Eine heilige Sache in gemeinen Händen!"

„Nun, Golizyn, man nehme uns, wie wir ſind," ſagte Oboſenſkij und lächelte, und vor dieſem Lächeln erhellte und veränderte ſich ſein Geſicht bis zur Unkenntlichkeit. „Und doch, und doch muß man anfangen. Mögen wir weich ſein, — wir werden ſchon feſter werden; mögen wir gemein ſein, wir werden ſchon rein werden. Und wenn wir auch nichts vollbringen, — die andern werden es vollbringen. ‚Es wird nur einen König auf der Erde und im Himmel geben — Chriſtum!' Das wird einmal ganz Rußland ſagen und danach auch handeln. Gott wird Rußland nicht verlaſſen. Wenn wir nur mit Ihm ſind, wenn wir nur mit Ihm ſind, ſo wird es eine ſolche Revolution geben, wie ſie die Welt noch nicht geſehen hat!"

Siebentes Kapitel

Der „Diktator" der Verſchwörer, Fürſt Sſergej Petrowitſch Trubezkoi, Oberſt im Preobraſchenſkij-Leibgarderegiment, wohnte im Hauſe ſeines Schwiegervaters, des Grafen Laval, am Engliſchen Quai neben dem Senat.

Der bettelarme franzöſiſche Emigrant Laval hatte durch ſeine Heirat mit einer Moskauer Kaufmannstochter, Beſitzerin eines Millionenvermögens und Erbin von ſiebzehntauſend leibeigenen Seelen und der größten Kupferbergwerke auf dem Ural, Karriere gemacht und war ruſſiſcher Graf, Kammerherr, Geheimer Rat und Direktor eines Departements im Miniſterium des Äußern geworden. Auf ſeinen Bällen und Empfängen verſammelten ſich die höchſten Kreiſe, das diplomatiſche Korps und die

kaiſerliche Familie. Eine ſeiner Töchter, Zenaida, war mit dem öſterreichiſchen Botſchafter, dem Grafen Lebzeltern verheiratet, und die andere, Jekaterina, mit dem Fürſten Trubezkoi.

Ein alter Kammerdiener mit grauem Haar, in ſchwarzem Atlasfrack, ſchwarzen ſeidenen Strümpfen und Schnallenſchuhen, einem alten Diplomaten ähnlich, empfing Golizyn und Obolenſkij reſpektvoll und freundlich auf dem mit Marmorflieſen aus dem Palaſte Neros ausgelegten oberen Treppenabſatz und geleitete ſie durch eine Reihe prunkvoll ausgeſtatteter, ſchloßähnlicher Räume in die vom Fürſten bewohnten Gemächer, in ſein Kabinett... Es war ein rieſengroßes, ſehr helles Zimmer voller Bücherſchränke, mit Fenſtern, die auf die Newa hinausgingen, durch dunkle Teppiche, dunkle eichene Wandtäfelung und dunkelgrüne Saffianmöbel angenehm gedämpft.

Der Hausherr empfing die Gäſte mit ſeiner gewöhnlichen, ſtillen, gar nicht ſalonmäßigen Liebenswürdigkeit.

„Wir kommen nur für einen Augenblick, Fürſt," begann Obolenſkij, ohne der Aufforderung des Hausherrn, Platz zu nehmen, Folge zu leiſten. „Rylejew bittet ſehr, Sie möchten ihn aufſuchen . . ."

„Ach, mein Gott!" Trubezkoi griff ſich an den Kopf. „Ich bin ſo ſehr in ſeiner Schuld! Glauben Sie es mir, meine Herren, jeden Tag habe ich es vor, aber immer dieſe verfluchten Geſchäfte im Stab. Aber dieſer Tage ganz beſtimmt, ganz beſtimmt . . . morgen . . ."

„Nicht morgen, ſondern heute und ſofort. Wir ſind gekommen, um Sie zu holen, Fürſt, und werden ohne Sie nicht weggehen," ſagte Obolenſkij ſehr beſtimmt.

„Sofort? Ich weiß wirklich nicht, meine Herren, . . . Aber warum ſtehen Sie, ſetzen Sie ſich doch. Wenigſtens für einen Augenblick. Wollen Sie nicht frühſtücken?"

Auf das Frühſtück verzichteten ſie ſehr entſchieden, mußten ſich aber doch in die tiefen, wiegenweichen Seſſel vor das Kaminfeuer ſetzen, das gemütlich in der Mittagdämmerung flackerte. Als Trubezkoi merkte, daß das Feuer Golizyn ſtören könne, rückte er den Kaminſchirm ſo heran, daß die Glut nur ſeine Füße, aber nicht ſein Geſicht traf. Erſt dann ſetzte er ſich ſelbſt, mit dem Rücken zum Licht — der gewöhnliche Kunſtgriff ſchüchterner Menſchen.

„Laſſen Sie mich wenigſtens meine Gedanken ſammeln, meine Herren."

Golizyn ſchielte nach der Tür. Trubezkoi ſtand auf, ging zur Türe und ſchloß ſie ab.

„Dieſe führt in die Gemächer der Fürſtin, niemand iſt jetzt da," ſagte er, auf die andere Türe zeigend.

„Erlauben Sie, meine Herren, daß ich ganz aufrichtig ſpreche."

„Aufrichtigkeit iſt das Beſte," beſtätigte Golizyn, Trubezkoi unverwandt betrachtend.

Trubezkoi trug einen Hausfrack. Er war nicht ſehr jung, über dreißig. Lang, hager, gebückt, mit eingefallener Bruſt wie ein Schwindſüchtiger, pockennarbig und rothaarig, hatte er einen zerzauſten dünnen Backenbart, abſtehende Ohren, ein langes, ſchmales Geſicht, eine große Hakennaſe, dicke Lippen und zwei ſchmerzvolle Falten an den Mundwinkeln. Er ſah wirklich ein wenig wie ein Jude aus, wie ihn ſeine Kameraden in der Kindheit neckten. Er war unſchön, aber in ſeinen großen, grauen, kindlich treuherzigen, traurigen und guten Augen lag ein ſolcher Adel, daß Golizyn ſich dachte: — Haben wir, Obolenſkij und ich uns nicht getäuſcht? —

Er erinnerte ſich der Sätze in der von Trubezkoi ausgearbeiteten Verfaſſung, — dem „Statut des Slawiſch-Ruſſiſchen Reiches": „Die Sklaverei wird abgeſchafft. Die Teilung

in Adel und gemeines Volk wird nicht angenommen, insofern sie dem christlichen Glauben widerspricht, nach dem alle Menschen Brüder sind; alle sind zum Guten geboren und einfach Menschen, denn vor Gott ist jeder Mensch schwach." Sein ganzes Wesen war in diesen Worten enthalten: er war weder Brutus, noch Robespierre oder Marat, sondern ein adliger „Liberalist", ein guter russischer Fürst, der zu dem gemeinen Volke mit seiner Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit kommt. Ein „Don Quixote der Revolution".

„Meine Stellung in der Geheimen Gesellschaft ist sehr schwierig. Ich fühle, daß ich nicht den Mut habe, auf den Untergang hinzuarbeiten, aber ich fürchte keine Gewalt mehr zu haben, die Ereignisse aufzuhalten," begann er mit dumpfer, heiserer, aber angenehmer und weicher Stimme. — Wenn man ihm zuhört, ist es, wie wenn man mit der Hand über Samt streicht, — dachte sich Golizyn.

„Die Gesellschaft braucht nur meinen Namen. Rylejew hat alles in der Hand, ich weiß aber nichts. Ich weiß sogar nicht, wie ich Diktator geworden bin . . ."

Golizyn spürte den leichten Duft einer Teerose, konnte aber nicht begreifen, woher er kam. Als er aber einmal die Augen senkte, erblickte er auf der Armlehne des Sessels, in dem er saß, ein kleines Spitzentaschentuch. Er nahm es in die Hand und roch daran. Trubezkoi sah ihn an, errötete leicht und verstummte. Golizyn reichte ihm schweigend das Taschentuch; jener steckte es in die Seitentasche und fuhr fort:

„Rylejew hat die Entschlossenheit, fast ohne jede Hoffnung zu handeln. Aber nach den Mitteln und den Absichten zu schließen, ist es der Gipfel des Wahnsinns, der Gipfel des Wahnsinns, ja . . ."

Er hatte die Gewohnheit, die letzten Worte zu wiederholen und stotternd und flüsternd in die Länge zu ziehen; in diesem Stammeln lag aber etwas vornehm-schwächliches und kindlich-gutmütiges.

„Die Truppen, die die Gesellschaft zu ihren Zwecken gebrauchen könnte, sind ungenügend. Von den wichtigen Personen beteiligt sich niemand am Unternehmen. Man hat eine Menge hohler Jungen angeworben, die nur schwatzen. Sie schwatzen nur in den Salons; auf den Straßen und Plätzen schweigen sie aber. Es ist doch lächerlich, wenn man bedenkt, daß drei oder vier Fähnriche, ohne Einfluß, ohne einen Namen, die Absicht haben, ein seit Jahrhunderten gegründetes Reich zu erschüttern . . . ein seit Jahrhunderten gegründetes Reich . . . ja . . ."

„Serge, sind Sie hier?" erklang eine jugendliche weibliche Stimme, und Golizyn erblickte, sich umwendend, an der Schwelle der nicht verschlossenen Türe, die in die Gemächer der Fürstin führte, eine unbekannte Dame. Sie wollte eintreten, sah aber die Gäste und blieb unschlüssig stehen.

„Guten Tag, Fürst," begrüßte sie Obolenskij, den sie erkannte, und ging auf ihn zu. „Entschuldigen Sie, meine Herren, mir scheint, ich störe?"

„Gestatten Sie, liebe Freundin, Ihnen den Fürsten Golizyn vorzustellen," sagte Trubezkoi.

Als Golizyn ihr die Hand küßte, spürte er den Duft von Teerose. Ganz schwarz gekleidet — sie trug Trauer um den verstorbenen Kaiser, — mit den schwarzen, glatt in die Schläfen gekämmten Haaren und der gelblichen, gleichmäßigen und frischen Blässe ihres Gesichts erinnerte sie wirklich an eine Teerose. Französisch nannte man sie Catache, von Cathérine, russisch aber — „Katascha" (Röllchen); der Name klang zwar etwas komisch,

paßte aber gut zu ihr: ſie war klein, rund, elaſtiſch und hatte ſchnelle, gleichſam rollende Bewegungen wie eine kleine Elfenbeinkugel.

Alle verſtummten. Die Fürſtin wechſelte mit ihrem Mann Blicke, und dieſen Blicken allein konnte man anſehen, wie glücklich die beiden waren. Sie ſelbſt hielten ſich für ein altes Paar, erſchienen aber allen andern als ein „junges Pärchen". Wenn ſie zuſammen in Geſellſchaft waren, lächelten ſie ſchuldbewußt, als ſchämten ſie ſich ihres Glückes.

Sie lächelte auch jetzt, aber in ihren Augen war eine ahnungsvolle Unruhe.

— Weiß ſie, wer wir ſind und wozu wir gekommen ſind? Wenn ſie es nicht weiß, ſo fühlt ſie es, — ſagte ſich Golizyn, und plötzlich mußte er, er wußte ſelbſt nicht warum, an Marinjka denken.

Die Fürſtin ſagte noch einige freundliche Worte und verabſchiedete ſich.

„Ich bitte noch einmal um Entſchuldigung, meine Herren. Vergeſſen Sie nicht, mein Freund, heute um vier Uhr bei den Bjeloſſelſkijs zu ſein. Ich werde meinen Wagen nach Ihnen ſchicken," ſagte ſie beim Weggehen ihrem Mann, und in ihren Augen erſchien wieder eine ahnungsvolle Unruhe.

„Entſchuldigen Sie, meine Herren, um Gottes Willen! Ich wußte wirklich nicht . . . Man hatte mir geſagt, die Fürſtin ſei ausgefahren," ſtammelte Trubezkoi verlegen.

„Laſſen Sie es, Fürſt," unterbrach ihn Golizyn. „Selbſt wenn die Fürſtin alles wüßte, wäre es kein großes Unglück. Die Ausſchließung der Frauen aus der Geſellſchaft hielt ich immer für eine Ungerechtigkeit. Womit ſind ſie ſchlimmer als wir? Solche Frauen aber, wie Ihre Frau Gemahlin . . ."

„Kennen Sie ſie denn?"

„Es genügt sie zu sehen, um sie zu kennen."

Trubezkoi erstrahlte, errötete und lächelte wieder wie vorhin glücklich und schuldbewußt.

„Also gut, genug davon," schloß Golizyn. „Meine Herren, die Zeit vergeht. Wollen wir schneller zu Ende kommen. Sie glauben also, Trubezkoi, daß unsere Kräfte dem Unternehmen nicht gewachsen sind?"

„Ja, Golizyn, es genügt ein Tropfen Vernunft, um die ganze Unmöglichkeit dieser Sache einzusehen, die ganze Unmöglichkeit, ja . . . Niemand wird sich dazu entschließen, außer denen, die sich in einen politischen Wahnsinn verrannt haben . . ."

„Ja, in einen Wahnsinn," bestätigte Golizyn. Er sagte zu allem ja, um ihn zu ‚prüfen' und zu fangen. Obolenskij litt offenbar und schwieg.

„Es freut mich sehr, meine Herren, daß Sie mich verstanden haben. Ich will es offen aussprechen: bis zum letzten Augenblick hoffte ich, daß ich, indem ich die Beziehungen zu den Mitgliedern der Gesellschaft, als ihr Oberhaupt, aufrechterhalte, die Möglichkeit habe, das Unheil abzuwenden und wenigstens einen Schein von Gesetzlichkeit zu wahren. Aber sie haben jetzt, Gott weiß, was, vor: sie wollen alle, sie wollen alle . . . ja . . ." flüsterte Trubezkoi erschrocken, da er nicht wagte, die schrecklichen Worte auszusprechen: „sie wollen alle Mitglieder der kaiserlichen Familie ausrotten."

„Sie wollen aber nicht alle? Sie wollen niemand?"

„Nein, ich will nicht, ich kann nicht, Golizyn. Ich bin nicht zum Mörder geboren . . ."

„Was sollen wir denn tun, Fürst? Vielleicht werden Sie das Amt des Diktators niederlegen und sogar ganz aus der Gesellschaft austreten?" fragte Golizyn, ihm mit einem leisen Lächeln in die Augen blickend.

Trubezkoi verſtummte: wahrſcheinlich merkte er die Falle.

„Alſo was ſoll man machen, Fürſt? Wie? Als ehrlicher Menſch müſſen Sie uns offen antworten: ja oder nein, bleiben Sie mit uns oder treten Sie aus?" ſagte Golizyn mit einer unverhohlenen Herausforderung.

„Ich weiß wirklich nicht. Ich werde noch nachdenken."

„Sie wollen nachdenken? Leider iſt aber keine Zeit mehr zum Nachdenken, Durchlaucht: wir fangen ja morgen an . . ."

„Morgen? Wieſo morgen?" ſtammelte Trubezkoi mit einem verſtändnisloſen Blick auf Golizyn.

„Ach ja, Sie wiſſen es noch nicht!" Golizyn ſah ihn ſchadenfroh lächelnd unter der Brille an, und ſein Geſicht wurde wie immer in ſolchen Fällen ſchwer, ſteinern, einer Maske ähnlich. „Aus Warſchau iſt ſchon der Kurier mit der endgültigen Verzichterklärung eingetroffen; morgen um ſieben früh werden alle Truppen vereidigt; wir verſammeln uns auf dem Senatsplatze und beginnen mit dem Aufſtand . . ."

„Auf . . . Aufſtand . . ." Trubezkoi kam nicht weiter; ſeine Stimme verſagte, er riß die Augen weit auf, ſein Geſicht wurde blaß, grün und lang, die dicken Lippen zitterten, und er hatte plötzlich noch mehr Ähnlichkeit mit einem „Juden".

— Er iſt vor Schreck verjudet, — dachte ſich Golizyn voller Ekel.

„Was ſchweigen Sie, Herr? Wollen Sie antworten!"

„Hören Sie auf, Golizyn, unterſtehen Sie ſich nicht!" rief Obolenſkij aufſpringend und zu Trubezkoi ſtürzend. „Wie, ſchämen Sie ſich nicht? Sehen Sie denn nicht?"

Trubezkoi hatte den Kopf auf die Stuhllehne zurückgeworfen, und die Augen geſchloſſen. Obolenſkij knöpfte ihm den Hemdkragen auf.

„Waſſer! Waſſer!"

Golizyn fand eine Waſſerkaraffe, füllte ein Glas und reichte es. Trubezkoi haſchte mit den Lippen danach, und ſeine Zähne klapperten gegen das Glas. Er konnte lange nicht damit fertig werden. Endlich trank er einige Schluck, warf den Kopf wieder zurück und holte Atem.

Obolenſkij beugte ſich über ihn und ſtreichelte ihm das Haar, wie er es vorhin Rylejew geſtreichelt hatte.

„Tut nichts, tut nichts, Trubezkoi! Hören Sie nicht auf Golizyn: er kennt Sie nicht. Wir werden mit Rylejew ſprechen und alles in Ordnung bringen. Alles wird gut werden, alles wird gut werden!"

„Es iſt nichts, Unſinn, es wird vergehen. Es iſt mein Herz ... Alle dieſe Tage bin ich nicht ganz wohl; vorhin habe ich Kaffee getrunken, es kommt wahrſcheinlich davon. Und dann ſo plötzlich ... Ich kann nicht, wenn es ſo plötzlich iſt ... Entſchuldigen Sie, meine Herren, entſchuldigen Sie, um Gotteswillen ..."

Die rötlichen Haare klebten an der ſchweißigen Stirne, die dicken Lippen zitterten noch immer und lächelten, und in dieſem Lächeln lag etwas Kindlich-Gutmütiges, etwas Mitleiderregendes: ein Don Quixote, der aus ſeinen Träumen erwacht iſt, ein Nachtwandler, der vom Dache geſtürzt iſt und ſich zerſchlagen hat.

Golizyn ſchämte ſich plötzlich, als hätte er ein Kind beleidigt. Er wandte ſich weg, um nicht zu ſehen.

Er fürchtete das Mitleid: er fühlte, daß er, wenn er ſich dem Mitleid hingäbe, alles verzeihen und den „Verräter" rechtfertigen müßte.

„Hören Sie, Fürſt," begann er, ohne Trubezkoi anzuſehen.

„Hören Sie, Golizyn," unterbrach ihn Obolenſkij ruhig und beſtimmt. „Ich habe von Rylejew den Auftrag bekommen, Trubezkoi zu ihm zu bringen. Das werde ich auch tun. Stören

Sie bitte nicht und laſſen Sie uns allein. Fahren Sie zu Rylejew und ſagen Sie ihm, daß wir gleich kommen."

„Ich wollte nur ſagen . . ."

„Gehen Sie doch, Golizyn, gehen Sie! Tun Sie, was man Ihnen ſagt!"

„Was iſt das, ein Befehl?"

„Ja, ein Befehl."

„Ich gehorche!" ſagte Golizyn mit einem verlegenen Lächeln. Dann verbeugte er ſich trocken und ging.

— Alle klugen Menſchen ſind furchtbare Dummköpfe, — dieſer Ausſpruch fiel ihm ein. Er kam ſich jetzt wie ſo ein „kluger Dummkopf" vor.

— Ja, Trubezkoi ging betrübt von dannen, wie jener reiche Jüngling im Evangelium. Womit iſt er aber ſchlimmer als ich, ſchlimmer als wir alle? Wer weiß, was mit uns morgen ſein wird? Werden wir nicht auch betrübt von dannen gehen? — fragte ſich Golizyn.

Achtes Kapitel

Als er zu Rylejew zurückkehrte, hatte ſich jener ſchon gewaſchen und raſiert und den Schlafrock mit einem Frack vertauſcht. Es war zwar nur ein Hausfrack, aber elegant, dunkelbraun, „flohfarben", mit einer modernen, aus einem türkiſchen Schal genähten Weſte und einer hohen weißen Halsbinde. Als er in den Saal trat und mit den Gäſten ins Geſpräch kam, wurde er wie immer lebhaft und machte mit ſeinen fieberhaft glänzenden Augen und fieberhaft geröteten Wangen beinahe den Eindruck eines geſunden Menſchen.

Den Rylejew von heute früh erkannte Golizyn nicht, dafür erkannte er aber den von einst: das Geſicht mager, mit vorſtehenden Backenknochen, braun, etwas zigeunerhaft; die Augen unter den ſchwarzen Brauen groß, klar und dunkel; frauenhaft feine Lippen mit einem bezaubernden Lächeln; die lockigen Haare ſorgfältig in die Schläfen gekämmt, im Nacken aber ein eigenſinniger Schopf wie bei einem Schuljungen. Seine ganze Erſcheinung leicht, enteilend, wie eine Flamme im Winde.

Eine Stunde nach Golizyn kamen auch Obolenſkij und Trubezkoi. Rylejew zog ſich mit ihnen ins Kabinett zurück, ſchloß die Türe zum Saal, wo ſich ſchon viele Leute verſammelt hatten, und begann ſofort vom Aufſtand zu ſprechen.

„Wir hoffen alle auf Sie, Trubezkoi, daß Sie unter den jetzigen Umſtänden die nötigen Maßregeln ergreifen, denn es iſt eine Gelegenheit, die man ſich nicht entgehen laſſen darf."

„Wollen Sie denn wirklich handeln, Rylejew?"

„Handeln, unbedingt handeln! Die Umſtände ſelbſt fordern zum Handeln auf. Jetzt oder niemals! Es iſt eine einzige Gelegenheit, und wenn wir nichts unternehmen, ſo verdienen wir im vollen Maße, Schurken genannt zu werden," ſagte Rylejew, ihn unverwandt anſehend. „Und was denken Sie, Fürſt?"

„Ich denke, daß man erſt erfahren muß, welcher Geiſt in den Truppen herrſcht und über welche Mittel die Geſellſchaft verfügt."

„Was für Mittel es auch ſeien, wir dürfen nicht mehr zurück: wir ſind ſchon zu weit gegangen. Vielleicht hat man uns ſchon verraten, vielleicht iſt ſchon alles aufgedeckt. Hier, leſen Sie bitte!" Er reichte ihm den Brief Roſtowzews.

Trubezkoi warf nur einen flüchtigen Blick hinein: vor Aufregung konnte er nicht leſen.

„Was iſt das, eine Anzeige?"

„Wie Sie ſehen. Die Scheide iſt zerbrochen, man kann den Säbel nicht mehr verwahren. Wir ſind dem Untergang geweiht."

„Ja, wir werden nicht nur ſelbſt zu Grunde gehen, ſondern auch die anderen zu Grunde richten. Wir haben aber nicht das Recht, jemand zu Grunde zu richten, jemand zu Grunde zu richten, ja . . ." begann Trubezkoi. Er dachte ſich: — Jetzt muß ich alles ſagen und erklären, daß ich aus der Geſellſchaft austreten will. — Mit dieſer Abſicht war er ja auch zu Rylejew gegangen. Aber er konnte es nicht über die Lippen bringen: es zu ſagen war ebenſo unmöglich, wie einen Unſchuldigen zu beleidigen oder ins Geſicht zu ſchlagen.

Im Vorzimmer ertönte ein Glockenzeichen nach dem andern.

„Warum kommen ſo viele Leute?" fragte Trubezkoi.

„Sie haben ſchon alle vom Kurier gehört," antwortete Rylejew. Nach einigem Schweigen fragte er: „Welche Truppenmacht würden Sie für ausreichend halten, Fürſt?"

„Einige Regimenter. Mindeſtens ſechstauſend Mann oder wenigſtens ein altes Garderegiment, denn zu den Jüngeren werden ſie nicht übertreten wollen."

„Dann brauchen wir keine Sorge zu haben: für zwei Regimenter, das Moskauer und die Leibgrenadiere bürge ich!" rief Rylejew.

„Es ſind nur Worte," verſetzte Obolenſkij. „Du ſollteſt dich für nichts verbürgen: wir können für keinen einzigen Mann garantieren."

Rylejew blickte Obolenſkij an und antwortete nicht; er zuckte nur die Achſeln und brachte die Rede auf den Plan des Aufſtandes.

Das Leichte, Fliegende, Aufwärtsſtrebende, an eine Flamme im Winde Erinnernde, das in ihm ſelbſt war, teilte ſich auch

ſeiner ganzen Umgebung mit. Er ſchien zu befehlen, und man konnte ihm nicht widerſtreben.

Während Trubezkoi Rylejew zuhörte, kam er ſelbſt allmählich ins Feuer — ſo antwortet eine vom Bogen unberührte Saite einer andern neben ihr tönenden Saite. Und er fing an, ſeinen Plan zu entwickeln.

„Mein Plan lautet: Sobald die Regimenter zur neuen Vereidigung verſammelt ſind und die Soldaten Widerſtand leiſten, ſollen die Offiziere ſie zum nächſten Regiment führen; wenn dieſes ſich ihnen angeſchloſſen hat, zu einem dritten, und ſo weiter. Sobald dann faſt alle Garderegimenter oder ihr größter Teil verſammelt ſind, ſoll man die Berufung des Thronfolgers verlangen. So wird der Schein der Geſetzlichkeit gewahrt und der Widerſtand der Regimenter als Treue angeſehen werden können; das Ziel der Geſellſchaft wird aber ſchon verloren ſein. Wenn aber an den Thronfolger keine Berufung abgeht, ſo ſoll man zum Senat gehen und die Veröffentlichung eines Manifeſtes fordern, durch das gewählte Vertreter aller Stände zur Beſchlußfaſſung über die Frage, wem der Thron zufallen ſoll und auf welcher Grundlage, einberufen werden. Inzwiſchen muß der Senat eine Proviſoriſche Regierung einſetzen, bis die Große Verſammlung der Volksvertreter die Verfaſſung des Ruſſiſchen Reiches beſtätigt hat. Nach Veröffentlichung dieſes Manifeſtes müſſen aber die Truppen unverzüglich die Stadt verlaſſen und ein Lager außerhalb derſelben aufſchlagen, damit auch mitten in der Revolution Ruhe und Ordnung gewahrt werden, Ruhe und Ordnung, ja ..."

— Revolution mit Roſenwaſſer, — fiel es Golizyn ein.

„Ein ſchöner Plan, Trubezkoi," ſagte Rylejew. „Ich fürchte nur, daß ſo ein Rundgang von Regiment zu Regiment gar zu lange dauern wird. Iſt denn das unbedingt nötig?"

„Unbedingt. Wie denn ſonſt?"

„Ganz einfach: man gehe direkt auf den Senatsplatz. Ich glaube, es genügt, daß eine einzige Kompagnie meutert, damit die Revolution beginnt. Und wenn auch bloß fünfzig Mann kommen, ſtelle ich mich in ihre Reihen!" rief Rylejew, und ſeine Augen begannen ſo zu funkeln, daß es Trubezkoi unheimlich wurde. Er verſtummte plötzlich und fühlte, daß er gar nicht das ſagte, was er ſagen ſollte.

Hinter der Tür tönten viele Stimmen durcheinander. Alle ſprachen, ſtritten und ſchrieen zugleich. Die Worte konnte man nicht unterſcheiden, aber das Geſchrei war ſo, daß man glaubte, ſie würden ſofort handgemein werden.

Die Tür ging plötzlich mit großem Lärm auf, und ins Zimmer ſtürzte der Stabshauptmann im Moskauer Leibgarderegiment, Fürſt Schtſchepin-Roſtowſkij, über und über rot, ſchweißbedeckt, zerzauſt, raſend, einem Verrückten oder Betrunkenen ähnlich.

„Hol euch alle der Teufel, Schurken, Feiglinge, Verräter!" ſchrie er, mit den Fäuſten fuchtelnd. „Tut, was ihr wollt, aber ich ..."

„Was ſchreien Sie, Herr? Wir ſind nicht taub," unterbrach ihn Rylejew ruhig, und jener wurde für einen Augenblick ſtutzig.

„Hören Sie, Rylejew, ich kann nicht mehr mit ihnen bleiben! Mit dieſen Philantropen iſt nichts anzufangen! Hier muß man einfach draufloshauen! Und wenn Sie wollen, gehe ich hin und zeige mich ſelbſt an ..."

„Schweigen Sie doch, hol Sie der Teufel!" rief Rylejew, aufſpringend und mit den Füßen ſtampfend. „Sind Sie toll oder was? Was wollen Sie? Oder ſehen Sie nicht, daß wir mit wichtigen Dingen beſchäftigt ſind? Gehen Sie, gehen Sie hinaus!" Mit dieſen Worten packte er ihn bei den Schultern, und ſo klein und ſchwächlich er vor dem rieſengroßen Schtſchepin auch

erſchien, drehte er ihn um und ſtieß ihn ſo geſchickt aus dem Zimmer, daß Obolenſkij und Golizyn ſich von ihrem Erſtaunen noch nicht erholt hatten, als alles ſchon erledigt war.

Sie lachten. Trubezkoi war es aber gar nicht luſtig zu Mute.

„Nun, haben Sie es gehört? Was ſagen Sie dazu, Rylejew? Wie?" ſtammelte er erbleichend.

„Es iſt nichts, Trubezkoi, machen Sie ſich keine Sorgen. Er ſpricht nur ſo. Ich werde ihn ſchon beſänftigen. Ich habe ihn ganz in der Hand. Er ſchreit viel, iſt aber eine gute Seele."

„Eine gute Seele, will aber draufloshauen!" fuhr Trubezkoi fort. „Nicht er allein, alle wollen es. Sie denken nur an Blut und Mord. Nein, meine Herren, ich kann nicht ... Gott ſieht mein Herz: ich bin niemals Verbrecher und Mörder geweſen und kann nicht bewußt einen Mord begehen, ich kann es nicht, ja ..."

— Ich will aus der Geſellſchaft austreten, — wollte er ſagen, ſagte es aber nicht: wieder konnte er es nicht über die Lippen bringen. Je mehr er es wollte, umſo weniger konnte er es.

„Nun, ich gehe!" ſagte er, plötzlich aufſtehend und Rylejew mit auffallender Eile die Hand reichend.

„Wo wollen Sie denn hin? Warten Sie. Warum ſo plötzlich? Wir haben ja noch nichts beſchloſſen ..."

„Was gibt es da zu beſchließen? Wir werden ſowieſo nichts beſchließen!"

„Vielleicht werden wir wirklich nichts beſchließen. Vielleicht gibt es auch nichts zu beſchließen. Die Umſtände werden es zeigen ... Nun gut, mit Gott! Alſo morgen?" Rylejew legte ihm die Hände auf die Schulter und näherte ſein Geſicht dem ſeinen, ſo daß jener ſeinen Atem ſpürte. „Und Sie, Trubezkoi, ſind mir nicht böſe? Seien Sie nicht böſe, Liebſter, um Gotteswillen!" Er lächelte kindlich und zärtlich. „Ich bin ſchuld, ich

weiß ſelbſt, daß ich ſchuld bin! Ich habe eigenmächtig geſchaltet, habe auf niemand gehört. Das ſoll nicht wieder vorkommen, Schluß. Morgen ſind Sie Diktator, ich aber bin gemeiner Soldat, Ihr ergebener Knecht. Wenn jemand gegen Sie bloß aufbegehrt, ſo erſchlage ich ihn mit eigenen Händen! Nun, Chriſtus ſei mit Ihnen!" Er wollte ihn umarmen, aber jener taumelte zurück und erbleichte noch mehr. „Sie wollen ſich von mir nicht umarmen laſſen? Alſo ſind Sie mir böſe?" fragte Rylejew, ihm in die Augen blickend.

Trubezkoi hatte nur den einen Wunſch: möglichſt ſchnell wegzugehen. Er fürchtete wieder ohnmächtig zu werden. Plötzlich umarmte und küßte er Rylejew. — Verräteſt du des Menſchen Sohn mit einem Kuß? — ging es ihm durch den Sinn, und er lief aus dem Zimmer.

Erſt auf dem Treppenabſatz kam er zu ſich. Er fühlte, daß ihn jemand am Mantelſchoß feſthielt. Er wandte ſich um und ſah Obolenſkij. Dieſer ſagte ihm etwas, und Trubezkoi konnte es lange nicht verſtehen; endlich verſtand er es:

„Werden Sie morgen auf dem Platze ſein?"

Er nahm ſich zuſammen.

„Ja, wenn irgendwelche zwei Kompagnien kommen, was kann da geſchehen? Mir ſcheint, alles wird ruhig verlaufen," antwortete er faſt ohne Aufregung.

„Werden Sie immerhin kommen?" drang in ihn Obolenſkij, ihn immer am Mantelſchoße feſthaltend. Trubezkoi antwortete aber nichts, riß ſich los, lief auf die Straße, ſprang in ſeinen Wagen, befahl dem Kutſcher: „Nach Hauſe!", klappte den Wagenſchlag zu und drückte ſich mehr tot als lebendig in eine Ecke.

Im Wagen duftete es nach Teeroſen, dem lieben Dufte Kataſchas

— Sie weiß es noch nicht! Einmal wird ſie es aber erfahren! — dachte er ſich, von einem neuen Entſetzen gepackt.

— Werden Sie morgen immerhin auf dem Platze ſein? — klang es ihm wieder in den Ohren.

Er ſprang auf, wandte ſich zum Fenſter, wollte die Scheibe herunterlaſſen und dem Kutſcher zurufen: „Zurück zu Rylejew!" Aber er wurde plötzlich ſchwach, fiel in die Kiſſen und war plötzlich wie weich, wie flüſſig geworden.

Neuntes Kapitel

Golizyn hatte ſich vor ſeiner Abreiſe nach Petersburg vorgenommen, im Demutſchen Gaſthauſe an der Moika, neben der Polizeibrücke abzuſteigen. Er wollte nicht in ſeine eigene Wohnung im Bauerſchen Hauſe an der Wäſcherinnenbrücke, weil dieſe Wohnung den ganzen Sommer über unaufgeräumt blieb und ſein einziger Dienſtbote, der alte Kammerdiener, im Urlaub auf dem Lande war — außerdem hatte er Angſt vor Spitzeln: er wußte von Rylejew, daß man ihn beobachtete. Als er aber mit ſeinen beiden Begleiterinnen, der Frau Tolytſchowa und ihrer Tochter in Petersburg ankam, ſie der Natalja Kirillowna Rſchewſkaja ablieferte und Abſchied nehmen wollte, um ins Gaſthaus zu fahren, wollte die Alte es nicht zulaſſen.

„Was fällt dir ein, Väterchen, ich bitte dich! Wo hat man es gehört, daß man einen Menſchen aus einem anſtändigen Hauſe in ein Gaſthaus ziehen läßt? Sind etwa wenig Zimmer hier? Das ganze Haus iſt ja leer. Wohne da, ſo lange du willſt. Du biſt uns doch kein Fremder."

Natalja Kirillowna ſtellte gleich in den erſten Augenblicken eine ſehr entfernte Verwandtſchaft feſt.

Golizyn ging auf den Vorſchlag umſo lieber ein, als er glaubte, daß der Aufenthalt in dieſem Hauſe für ihn gefahrloſer ſein würde, und auch, weil er ſich nicht gerne von Marinſka trennen wollte.

Das Haus der Frau Rſchewſkaja lag an der Fontanka, neben der Alartſchin-Brücke. Eine öde, menſchenleere Gegend. Ringsherum unbebaute Plätze. Nur am Rande dieſer Wüſte ſtanden niedere Häuschen. Zuweilen ertönten in dieſer Einöde in finſterer Nacht Schreie: „Zur Hilfe! Räuber!“ Die erſchrockenen Leute ſprangen aus den Betten, öffneten die Fenſter, ſteckten die Köpfe heraus und riefen möglichſt eindringlich: „Wir kommen!“ Sie kamen aber nicht, ſondern verkrochen ſich wieder in ihre warmen Betten und ſteckten die Köpfe unter die Bettdecken.

Von einem alten, einſt regelmäßig angelegten, aber ſchon längſt verwilderten Garten umgeben, erinnerte das Haus an ein Landſchloß eines der Paladine Katharinas.

Im großen Flur mit Säulen und einer Marmortreppe ſaßen die alten Diener ſchlummernd, ſtrümpfeſtrickend oder mit gedämpfter Stimme die Pſalmen leſend. Die Seidentapeten in den weiten Sälen waren verblichen und verſchoſſen. Die Kriſtallgehänge an den Kronleuchtern, dunkel und durchſichtig wie Rauchtopaſe, glitzerten trüb und klirrten, wenn jemand durchs Zimmer ging. Die rieſengroßen holländiſchen Öfen aus blauen Kacheln glühten. In allen Räumen roch es nach Ambra und herrſchte eine Grabesſtille.

Das Zimmer der Großmutter war ein Eckzimmer. Die Wände waren mit Bosketten bemalt. Wie in einem Trödlerladen erinnerte hier alles — die Chiffonieren, Etageren, Glasſchränkchen mit Porzellanpuppen, die runden Tiſchchen mit Meſſinggitter

und die dickbauchigen Kommoden mit eingelegter Arbeit im chineſiſchen Geſchmack — an ein anderes Jahrhundert. Vor den Fenſtern ſtanden niedere Lichtſchirme mit himbeerfarbenen Gläſern, die auf alle Gegenſtände und Geſichter einen roſa Schein warfen, der an ein ewiges Abendrot gemahnte. Vor einem der Fenſter ſtanden ein Käfig und eine Kletterſtange für den weißen Papagei mit gelbem Schöpfchen, namens Potap Potapytſch.

Großmutter war eine kleine, vertrocknete Alte mit einem wächſernen, leichenblaſſen Geſicht; man hatte den Eindruck, ſie habe einen Tag und eine Nacht im Sarge gelegen und wäre dann zu neuem Leben auferſtanden. Sie trug ſtets große Toilette: ein ſtahlgraues Seidenkleid mit einer Halskrauſe, eine weiße Tüllhaube mit breiter Rüſche und kleine glänzende falſche Locken „en grappes de raisin"; an den Schultern hing ihr eine Pelzjacke: Großmutter fror es immer. Eine halbe Stunde, bevor ſie aus dem Schlafzimmer kam, mußte eine deutſche Geſellſchafterin, die ſo feiſt wie ein Pferd war, ſich in ihren Seſſel ſetzen und den Platz vorwärmen.

Großmutter ſaß in ihrem Seſſel trotz der vielen kleinen, mit Wolle, Seide und Perlen beſtickten Kiſſen, kerzengerade. Auf dem Tiſchchen neben ihr ſtand ein Schächtelchen mit Puder: die Alte puderte ſich oft und rieb ſich dann das Geſicht mit einem Tüchlein oder einem Stück Ochſenblaſe ab. Auf dem runden Bänkchen zu ihren Füßen lag zuſammengerollt der weiße, furchtbar böſe Bologneſer Fideljka.

„Sag mir mal, warum zittert dir das Tablett in den Händen?" fragte Großmutter das Dienſtmädchen Marfuſchka, wenn ſie ihr des Morgens den Tee brachte.

„Die Fideljka beißt mich furchtbar in die Füße."

„Muß deswegen das Tablett ſo zittern?" fragte Natalja Kirillowna erſtaunt.

Sie war ſtets um ihre Geſundheit beſorgt; beim geringſten Unwohlſein legte ſie ſich ins Bett und wickelte um die „Pulſe" mit Eſſig gefeuchtete Läppchen. Sie mochte nicht von Todesfällen hören. Wenn die alte Geſellſchafterin Sacharowna zuweilen von einem Todesfalle hörte, pflegte ſie zu ihr ins Schlafzimmer zu kommne und es ihr leiſe ins Ohr zu ſagen.

„Schweig, ſage niemand, daß ich es weiß. Du haſt es mir nicht geſagt, hörſt du?!" pflegte ihr die Großmutter ſtreng zu ſagen.

Einmal ſtarb im Mezzanin, faſt direkt über Großmutters Schlafzimmer, eine andere Geſellſchafterin, — es gab ihrer im Hauſe eine ganze Menge.

„Sie iſt geſtorben," flüſterte Sacharowna der Großmutter zu, mit dem Finger nach oben weiſend.

„Ja, ſchweig."

Man trug die Verſtorbene heimlich hinaus und beerdigte ſie, und Großmutter erwähnte ſie mit keinem Wort, als ob ſie niemals gelebt hätte.

Sie hatte ſchon vieles erlebt; darum hatte ſie vor allem Angſt und klagte oft darüber, daß „Fortuna ſo wetterwendiſch ſei".

„Das ganze Leben iſt nichts anderes als ein Hazardſpiel!"

Nach den beiden leichten Schlaganfällen, die ſie erlitten, verfiel ſie leicht in einen halbbewußtloſen Zuſtand; dann ſaß ſie tagelang ſtumm und unbeweglich da und beobachtete mit trüben Blicken den Papagei, der auf ſeiner Stange ſchaukelte und dabei durchdringend ſchrie: „Potap Potapytſch Potapow!" Dann wurde ſie wieder lebhaft und gedachte ihrer Jugend, als ſie noch Hofdame im Gefolge Katharinas war. Sie teilte mit geheimnisvollem Flüſtern als die letzte Neuigkeit mit, daß Fürſt Platon Subow, „ce charmant vaurien" es fertig gebracht habe, ihre

Majeſtät von ſeiner „angenehmen Geſinnung" zu überzeugen. Sie erzählte gerührt von der freundlichen Art der alten Kaiſerin.

„Wenn ſie mal ſah, daß die Sonne jemand ins Geſicht ſchien, ging ſie gleich zum Fenſter und ließ mit eigenen Händchen den Vorhang herunter. Dafür war ſie gegen die Frechen ohne jede Nachſicht: einmal mußte der Oberſekretär der Geheimen Expedition Scheſchkowſkij die allzu geſchwätzige Generalin Koſchina direkt vom Maskenball holen, einer leichten körperlichen Züchtigung unterwerfen und dann unter Wahrung jeglichen Anſtandes auf den Maskenball zurückbringen."

Sie erzählte auch gerne über den Herrn de Fontenelle, den ſie in Paris noch vor der Revolution kennen gelernt hatte.

„Er war ein echter Philoſoph: niemals erhob er ſeine Stimme, niemals zürnte er, niemals weinte er, niemals lachte er. ‚Herr Fontenelle,' fragte ich ihn einmal, ‚haben Sie denn niemals gelacht?' ‚Nein,' ſagte er, ‚ich habe niemals Ha-ha-ha gemacht!' Er kannte keine Gefühle, hatte niemand geliebt, die Menſchen gefielen ihm nur. ‚Herr Fontenelle,' ſage ich ihm, ‚achten Sie mich?' — ‚Je vous trouve fort aimable, madame!' — ‚Und wenn man Ihnen ſagte, daß ich jemand umgebracht habe, würden Sie es glauben?' — ‚Ich würde abwarten, gnädige Frau,' ſagte er drauf und lächelte. War ein kräftiger Greis, hat über hundert Jahre gelebt. Und ſo klug. Heute findet man ſolche nicht mehr!"

Die Menſchen des neuen Zeitalters mit ihren geſtutzten Gedanken und geſtutzten Fräcken mißfielen der Großmutter.

„Wenn ich euch ſo anſchaue, ſo ſeid ihr alle wie gerupft, als kämet ihr gerade aus dem Dampfbade, Gecken, Stutzer!"

Sie konnte ſich unmöglich an die neuen weiten und langen Beinkleider gewöhnen, die an Stelle der einſtigen kurzen Hoſen mit Strümpfen und Schnallenſchuhen getreten waren.

„Von den Sansculotten kommt dieſe Mode, von dieſen ſchamloſen Ohnehoſen, daß Gott mir verzeih!" brummte ſie und erzählte, wie auf einem Balle zu Moskau der Gaſtgeber auf einen jungen Elegant losgeſtürzt ſei, der als erſter in langer Hoſe erſchienen war: „Was iſt dir eingefallen? Man hat dich auf den Ball geladen, damit du tanzt, und nicht damit du auf Maſten kletterſt, du haſt dich aber als Matroſe verkleidet!"

„Seit dem Jahre 1812 iſt Moskau degeneriert," klagte Natalja Kirillowna, wenn Nina Lſwowna ihr die Moskauer Neuigkeiten berichtete. „Wenn unſere Alten auferſtünden und Moskau wiederſähen, würden ſie aufſchreien: keine Geſellſchaft, keine Nobleſſe. Ja, Moskau iſt heruntergekommen! Von Stunde zu Stunde geht es dort abwärts. Ich möchte lieber gar nicht ſehen und hören, was dort vorgeht!"

Als einziger Gaſt kam zu Natalja Kirillowna manchmal der alte Foma Fomitſch Fryndin, ein ehemaliger Brigadier aus Sſuworows Zeiten. Er war klein gewachſen, von angenehmem Äußern und hatte blaßblaue, an verblichene Vergißmeinnicht gemahnende Kinderaugen, ein kindliches Lächeln und eine ſtille und freundliche Stimmung. Er war immer ungewöhnlich ſauber gekleidet und trug einen langſchößigen Rock von franzöſiſchem Schnitt mit Stahlknöpfen, Jabot und Manſchetten, einen Degen und eine gepuderte Zopfperücke mit einer Schleife. Wahrſcheinlich war er einſt in Großmutter verliebt geweſen und blieb ihr bis ans Ende treu. Er benahm ſich immer mit dem größten Reſpekt. Nur beim Mouche- oder L'hombreſpiel erlaubte er ſich manchmal einen Witz; ſo ſagte er z. B. „Sieben Herz" ſtatt „Sieben coeur."

„Hör auf, Väterchen, was ſind das für Scherze!" brummte die Alte.

„Ach Mütterchen, Natalja Kirillowna, warum soll man sich nicht diese Freude gönnen: das Leben ist doch so kurz!" erwiderte der Alte mit seinem milden Lächeln.

Wenn Großmutter ein wenig schlummern wollte, las er ihr aus den „Tröstungen der Philosophie" oder den „Früchten der Melancholie, Nahrung für empfindsame Herzen" vor; und wenn sie sich langweilte, suchte er sie mit irgendeiner Neuigkeit zu zerstreuen.

„In der ‚Nordischen Biene' steht geschrieben, Mütterchen, daß die Chinesen die Affen abrichten, die Blätter von den Teebäumen zu rupfen, denn sie verstehen besser als die Menschen zu klettern."

„Was faselst du da?" zweifelte Großmutter. „So werde ich keinen Tee mehr trinken, wenn er aus Affenhänden kommt."

„Das macht doch nichts, Mütterchen, man wäscht ihnen ja die Pfötchen in drei Wassern," tröstete sie der Alte.

Manchmal philosophierte er:

„Es gibt für den Menschen keine so frohe Zeit, die sich nicht in einer größeren Menge Kummer der folgenden Zeiten auflöste. Ein mildes Herz ist aber den Freunden stets offen. So freue ich mich denn. Ich habe in dieser Welt gar keine Wünsche mehr, und kein Mensch in der Welt ist glücklicher als ich," sagte er, indem er sich aus seiner mit dem Bildnisse Pauls I. und der Inschrift „Neben Gott er allein, und durch ihn atme ich" geschmückten goldenen Dose langsam eine Prise holte. Und in seinem heiteren Lächeln war so eine Stille, daß man seinen Worten wirklich glauben konnte.

Er verglich gern die vergangenen Zeiten mit den jetzigen.

„Unsere Vorfahren hatten weniger Bildung, aber mehr Freuden. Unsern Prunk kannten sie nicht, aber auch nicht diese Sorge und Unruhe. Es ist erstaunlich, daß die Menschen nicht nach dem Vorbilde ihrer Vorfahren ruhig leben wollen. Was aber unsere

Enkel und Urenkel erleben werden, daran ist sogar schrecklich zu denken!"

Nach den stürmischen Zusammenkünften der Verschwörer, wo nur von Meuterei, Blut, von dem im Feuer der Revolution lodernden Rußland gesprochen wurde, kehrte Golizyn in dieses alte Haus wie in ein Traumgesicht, wie in ein Gespensterreich zurück. Der Traum verfliegt, die Gespenster verschwinden, es ist um sie nicht schade: das alte Haus so zerstören, daß kein Stein auf dem andern bleibt, dazu ging er ja in die Revolution. Er wollte nicht, daß es ihm leid tue, und doch tat es ihm leid. Es war, als zögen vor seinen Augen zum letzten Male die stillen Schatten der Vergangenheit vorbei und blickten ihm mit einer stummen Klage in die Augen.

Als er an jenem Tag, dem 13. Dezember, von Rylejew zurückkam und in Großmutters Zimmer hineinblickte, saß die Alte wie immer in einem niederen Sessel vor einem Tischchen mit zwei Wachskerzen und legte eine endlose Grande-Patience. Der alte Fryndin las ihr aus einer vorjährigen Zeitung vor. Nina Ljwowna strickte ein Halstuch, und Marinjka stickte Buchstaben auf Wäsche.

Es war ordentlich eingeheizt und mit Ambra geräuchert, so daß Golizyn, nach der frischen Luft, beinahe erstickte. Er bückte sich, um Großmutter die Hand zu küssen. Fideljka bellte und biß ihn fast ins Bein. Der Papagei, der in seinem Käfig duselte, fuhr auf, öffnete ein Auge, sah ihn an und murmelte mit böser Stimme:

„Potap Potapytsch Potapow!"

Alles wie immer: gemütlich, still, verschlafen, unbeweglich, unabänderlich wie in der Ewigkeit.

„Wo hast du dich wieder herumgetrieben, Väterchen? Warum kannst du nicht ruhig zu Hause sitzen und steckst von früh bis spät bei fremden Menschen?" brummte Großmutter freundlich.

„Ich war beim Onkel, dem Fürsten Alexander Nikolajewitsch. Ich habe ihm Ihre Grüße bestellt," log ihr Golizyn vor, um weiteren Fragen aus dem Wege zu gehen.

„Du lügst wohl? Der Alte wird sich doch meiner nicht mehr erinnern."

„Er erinnert sich wohl, Großmutter. Er ließ Sie grüßen und Ihnen die Hand küssen!" Er bückte sich wieder, und Fidelska fing von neuem zu bellen an.

Eine Weile schwiegen alle, und es wurde noch stiller, gemütlicher, einschläfernder.

„Marie, verdirb dir doch nicht die Augen. Bei Kerzenlicht soll man nicht sticken," sagte Nina Lwowna.

Marinska machte noch einige Stiche, befestigte den Faden, biß das Ende ab und legte die Arbeit weg.

„Komm mal her, Enkelin," rief die Großmutter. „Warum bist du heute so traurig? Auch dein Gesichtchen ist blaß. Ist dir nicht wohl?" Sie küßte sie und streichelte ihr die Wange. „Und wenn du auch bleich bist, heute siehst du doch besonders vorteilhaft aus!"

Sie wandte sich an Nina Lwowna und fuhr fort:

„So hübsch ist unsere Marinska geworden! Einen netten Bräutigam sollte man ihr finden, einen andern, als euern alten Knasterbart Aquilonow. Laß dein Tscherjomuschki, Mütterchen, und ziehe zu mir, verschmähe mich Alte nicht, du wirst zufrieden sein. Ich will auch einen ordentlichen Bräutigam finden."

Nina Lwowna schlug stumm die Augen nieder und bewegte schneller die Stricknadeln.

„Wann werden Sie Ihr Versprechen einlösen, Marja Pawlowna?" fragte Golizyn. Er sah, daß sie sich bedrückt fühlte, und wollte sie von der Großmutter erlösen.

„Was für ein Versprechen, Fürst?"

„Mir die kleinen Andenken zu zeigen."

„Ach ja, mit Vergnügen, wenn Großmutter erlaubt."

„Ich hätte sie dir selbst gezeigt, Väterchen, aber die Füße tun mir weh, ich kann gar nicht aufstehen. Zeig du sie ihm, Marinjka!"

Die Großmutter liebte es, den Gästen ihre „Andenken" vorzuführen, und war auf sie stolz wie ein Kind.

Marja Pawlowna trat mit Golizyn an ein Glasschränkchen, öffnete es und fing an, ihm die alten Sächelchen zu zeigen: Tabatièren, Bonbonieren, Medaillons, Kamäen, Schächtelchen für Schönheitspflästerchen und Puder, Figürchen und Schalen aus sächsischem Porzellan.

„Und was ist das?" fragte Golizyn, auf einen kleinen Gegenstand aus Elfenbein und Gold zeigend.

„Eine Flohfalle. Sehen Sie: ein Röhrchen mit vielen kleinen Löchern, die sich nach innen verjüngen. Der Stift da wird mit Honig bestrichen und in das Röhrchen gesteckt; die Flöhe kommen durch die Löcher herein und bleiben am Honig kleben," erklärte Marinjka. „Großmutter erzählt, daß die Modedamen jener Zeit solche Fallen an einem seidenen Bändchen an der Brust zu tragen pflegten."

„So was muß man sich wirklich ausdenken!" bemerkte Golizyn lachend.

Marinjka sah ihn schweigend mit stillem Ernst an, und er verstand, daß er darüber nicht lachen dürfe; diese armen Andenken einer alten Zeit waren ihr lieb und teuer. Auch sie selbst hatte einige Ähnlichkeit mit ihnen: in ihrer Schönheit lag auch ein Duft der Vergangenheit. Ja, man soll über das Alte nicht lachen: wir lachen über unsere Großväter, und unsere Enkel werden über uns lachen. Jede Zeit hat ihre Flohfalle.

„Marinjka, könnte ich Sie nicht unter vier Augen sprechen?" flüsterte er ihr schnell ins Ohr.

„Kommen Sie ins blaue Sofazimmer," antwortete ſie ihm ebenſo ſchnell und leiſe. Dann ſchloß ſie das Schränkchen und kehrte zur Großmutter zurück. Golizyn ging leiſe aus dem Zimmer.

Großmutters Grande-Patience näherte ſich ihrem Ende. Alle verfolgten ſie mit Intereſſe.

„Schellen, Mütterchen, Schellen zu Coeur!" rief Foma Fomitſch aufgeregt dazwiſchen.

„Laß mich in Ruh', Väterchen! Was redeſt du ſo dumm drein!" erwiderte Natalja Kirillowna böſe.

„Brief und Reiſe! Brief und Reiſe!" gab Foma Fomitſch nicht nach. Bald ſetzte er ſich und ſprang bald wieder auf und blickte über die Achſel der Alten in die Karten.

„Keine Spur von Reiſe, ſondern Tod und Heirat!" widerſprach Nina Lſwowna, die auch ganz aufgeregt war.

„Eintreffen der Erwartungen und unveränderliche Fortuna!" verkündete Natalja Kirillowna feierlich, die letzte Karte auf den Tiſch legend.

„Foma Fomitſch, ſeien Sie ſo gut, helfen Sie mir den Stickrahmen neu beſpannen!" bat Marinſka.

„Warum fällt es dir am Abend ein?" fragte Nina Lſwowna erſtaunt.

„Ich will ja Morgen ſchon in der Frühe anfangen. Denn die Tage ſind jetzt ſo kurz: kaum ſetzt man ſich an die Arbeit, als es ſchon gleich dunkel wird," erklärte Marinſka, bis über die Ohren errötend, denn ſie verſtand nicht zu lügen. Dann beugte ſie ſich zu der Mutter und ſchmiegte ſich an ſie, um ihr Geſicht zu verbergen. „Erlauben Sie es, liebes Mamachen!"

„Gut, geh."

Marinſka und Foma Fomitſch durchſchritten einige dunkle, nur von Nachtkerzen und den Lämpchen vor den Heiligenbildern erleuchtete Zimmer und gelangten in das blaue Sofazimmer.

Hier ſaß am Fenſter vor dem Rahmen mit der angefangenen Stickerei — einem weißen Papagei auf grünem Grunde, wohl einem Bildniſſe Potap Potapytſchs — Golizyn.

„Ach, Sie ſind hier, Fürſt!“ ſagte Marinjka, Erſtaunen heuchelnd und wieder errötend. „Foma Fomitſch, entſchuldigen Sie, um Gotteswillen, daß ich Sie bemüht habe! Der Fürſt wird mir helfen, den Rahmen zu beſpannen. Ich vergaß, daß er es mir früher verſprochen hatte ...“

„Das war doch keine Mühe, Fräulein, ich bitte Sie! Bleiben Sie mit dem Fürſten, ich aber geh und ruhe ein wenig im Seſſel aus, bin ſo ſchläfrig geworden. Ich habe einen leiſen Schlaf: wenn jemand kommt oder ruft, höre ich es gleich und melde es Ihnen ſofort. Tout à vos ordres, mademoiselle!“ ſagte der Alte mit einem artigen Kratzfuß.

Als Foma Fomitſch gegangen war, ſetzte ſich Marinjka vor den Stickrahmen und fing an, aufmerkſam die Stickerei zu betrachten. Golizyn ſetzte ſich neben ſie. Beide ſchwiegen.

„Nun, Fürſt, ſprechen Sie, ich höre zu,“ begann ſie mit einem unwillkürlichen Lächeln. Auch er lächelte. Und ebenſo wie damals auf der Reiſe mit der Diligence von Moskau nach Petersburg, ſahen ſie einander ſtumm und lächelnd an und fühlten, wie dieſes Schweigen ſie einander unaufhaltſam nahe brachte. Es war, als ſähen ſie ſich nach einer langen Trennung wieder und erkannten einander mit freudigem Erſtaunen.

„Erinnern Sie ſich noch, Marinjka, wie Sie mir neulich ſagten, Sie hätten vielleicht gar keinen Bräutigam. Nun, wie iſt es: haben Sie einen oder nicht?“ fragte Golizyn.

„Was brauchen Sie das zu wiſſen?“ fragte ſie, ſich wieder über die Stickerei beugend und mit dem Finger das gelbe Schöpfchen Potap Potapytſchs betaſtend.

„Liebſte Marinſka, Sie wiſſen doch ſelbſt, wozu ich das wiſſen will!“ rief er, ihre Hand ergreifend. Sie zog ihre Hand nicht zurück und neigte nur noch tiefer den Kopf, ſo daß die längs der Wangen herabhängenden langen Locken faſt ihr Geſicht verdeckten. Sie wußte, daß ſich in dieſem Augenblicke ihr Schickſal entſchied. Sie wollte ihre Aufregung verbergen und konnte es nicht. Ihr Herz klopfte ſo, daß ſie fürchtete, er könnte es hören.

„Was iſt mit Ihnen? Was iſt mit Ihnen, Marinſka? Warum wollen Sie mit mir nicht ſo wie früher ſprechen? Warum ſind Sie ſo?“

„Wie bin ich denn? Nein, es iſt nichts ... Man kann doch nicht immer kindiſch ſein. Ich bin kein Kind mehr. Es iſt Zeit, vernünftig zu werden. Das Leben iſt kein Spiel ...“

— Das Leben iſt Cho, — ging es Golizyn durch den Kopf; auch die Verſe fielen ihm ein:

Demüt'gen Herzens muß man glauben
Und bis zum Schluß geduldig ſein.

„Nun, wenn Sie es nicht ſagen wollen, dann nicht. Aber ſeien Sie verſichert, Marinſka, daß Sie, was auch kommen mag, einen Freund haben. Glauben Sie es? Glauben Sie wenigſtens das, ja?“

„Aber natürlich ...“ Sie wollte wie früher lächeln, konnte es aber nicht. „Ich glaube es faſt,“ fügte ſie mit einem anderen, blaſſen und ſchwachen Lächeln hinzu.

„Faſt? Kann man denn faſt glauben? Übrigens iſt nichts zu machen, ich habe es wohl nicht verdient!“ Er lächelte bitter und ließ ihre Hand los.

Sie ſchwiegen wieder, und beiden wurde es ſchwer ums Herz; beide fühlten, daß ſie nicht das Richtige ſagten; die Worte trennten ſie, als hätte nach einem kurzen Wiederſehen wieder eine ewige Trennung begonnen.

„Iſt das alles, Fürſt, was Sie mir ſagen wollten?"

„Nein, nicht alles. Es kommt noch die Hauptſache: wenn Sie ſich wegen des Herrn Aquilonow entſcheiden, ſo vergeſſen Sie nicht, daß Sie frei ſind: die Schuld für das Gut iſt bezahlt, und jetzt kann Ihnen niemand mehr Tſcherjomuſchki nehmen. Beſchließen Sie, wie Sie wollen: Sie ſind frei, Marinjka."

In ihren Augen leuchtete wie ein Blitz die Freude auf, die dann ebenſo plötzlich erloſch.

„Was ſagen Sie, Fürſt? Die Schuld iſt bezahlt? Von wem?"

„Es iſt ganz gleich, von wem."

„Warum iſt es ganz gleich? Jemand hat über mein Schickſal beſchloſſen, und ich weiß nicht, wer ..."

„Ach, mein Gott, es handelt ſich doch nicht darum! Nun, wenn Sie unbedingt wiſſen wollen, wer ..." ſtammelte Golizyn und errötete plötzlich verlegen wie ein kleiner Junge. „Nun, Foma Fomitſch hat es bezahlt ..."

„Foma Fomitſch? Wo hat er denn das Geld her? Er iſt ja noch ärmer als wir."

„Ich weiß wirklich nicht, wo er es her hat. Wahrſcheinlich von der Großmutter ..."

„Von der Großmutter? Aber Mamachen hat erſt heute früh mit der Großmutter geſprochen und ſie gebeten, wenigſtens einen Teil zu bezahlen, und Großmutter hat es ihr rundweg abgeſchlagen. Warum ſagen Sie die Unwahrheit, Fürſt? Was haben Sie für Hintergedanken?" Sie ſah Golizyn unverwandt an. „Valerian Michailowitſch, ſagen Sie mir ſofort, ſofort, wer es bezahlt hat, und wenn Sie es mir nicht ſagen, werde ich mir, Gott weiß, was denken ..."

Er ſagte nichts, und ſie begriff auf einmal alles. Sie erbleichte und ſtand auf, ohne ihn aus den Augen zu laſſen.

„Das waren Sie? ... Nun, ich danke Ihnen, Fürſt! Sie ſind ſehr gütig. Sie haben ſich des armen jungen Mädchens erbarmt und ihm Ihre Wohltat erwieſen ... Kam Ihnen denn dabei gar nicht der Gedanke, daß wir, wie arm wir auch ſind, Ihr Geſchenk ... Ihr Almoſen vielleicht nicht annehmen wollen? Hätten Sie auch nur ein Bißchen — nicht Freundſchaft, ſondern Achtung gegen Mama und mich, ſo würden Sie es nicht getan haben. Ich bin übrigens ſelbſt ſchuld, ich habe es ſelbſt zugelaſſen ... ich dummes, dummes Mädel ..."

Sie bedeckte das Geſicht mit den Händen, ließ ſich in den Stuhl fallen und fing zu weinen an. Ihre ſchmächtigen Schultern zitterten. Das Bruſttuch rutſchte auf die Seite und zeigte ihren feinen Hals und die halbkindliche Bruſt; auf dieſer Bruſt, die ſich beim Schluchzen hob und ſenkte, traten unter der bräunlichen Haut die gleichfalls halbkindlichen Schlüſſelbeine hervor.

— Dummkopf! Dummkopf! Was hab ich angeſtellt! — Golizyn griff ſich an den Kopf. Er wußte nicht, was ihm in dieſem Augenblick wichtiger war: die Befreiung Rußlands, die Revolution und Meuterei oder dieſes weinende Mädchen.

Marinſka erhob ſich und ging, ohne die Hände vom Geſicht zu nehmen, zur Türe.

„Marinſka ... Marja Pawlowna, warten Sie, warten Sie, gehen Sie nicht, laſſen Sie mich ſprechen, hören Sie mich an, um Gotteswillen!"

„Laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich!"

Er ließ ſie aber nicht los und hielt ſie an den Händen feſt.

„Laſſen Sie mich doch ſprechen! Ich kann nicht anders, Marinſka! Sie gehen ja gleich von mir, und vielleicht ſehen wir uns nie wieder ..."

Sie blieb lauſchend ſtehen.

„Nur eine Minute... Ich will nur... Setzen Sie sich, setzen Sie sich..." flehte er und zog sie an der Hand zum Stuhl.

Sie fügte sich, folgte ihm und setzte sich auf ihren früheren Platz.

„Ich bin dumm! Dumm! Alle klugen Menschen sind furchtbare Dummköpfe, das gilt von mir," stammelte er, sich überstürzend. „Mag ich dumm sein. Wenn ich aber gewußt hätte, daß es so kommen wird... Halten Sie mich denn wirklich für so einen Schuft? Ich wollte einfach... Sie haben neulich selbst gesagt, daß man ganz einfach sein darf... Sie wissen ja gar nicht, Marinska, was mit mir jetzt los ist. Erinnern Sie sich an das Märchen vom Wanderer und dem Kameel in der Wüste? Das Kameel war rasend geworden, der Wanderer stürzte sich in einen Brunnen, am Rande wuchs aber ein Himbeerstrauch... Ach, es ist nicht das, nicht das! Ich spreche nicht das Richtige. Ich werde verrückt, Marinska... Ich kann es nicht ertragen, daß Sie sich zugrunde richten, denn dieser Aquilonow ist das Ende... schlimmer als das Ende... Sie sagten soeben, daß Sie an meine Freundschaft fast glauben... Wie langweilig, wie schrecklich ist es, daß alles im Leben nur f a s t und nie g a n z ist... Ach, es ist wieder nicht das Richtige... Warten Sie, was wollte ich noch?... Ja, wenn Ihr Freund, f a s t Ihr Freund in den Tod, in einen Zweikampf ginge, aus dem er vielleicht nicht mehr lebend zurückkehrt, und wenn er Ihnen Gutes tun — diese verfluchte Schuld für Tscherjomuschki bezahlen wollte, um Sie vor dem Untergange zu retten, — würden Sie es denn nicht annehmen, würden Sie dem Sterbenden seinen letzten Wunsch abschlagen?"

Sie hörte zu weinen auf, nahm die Hände vom Gesicht, lauschte, ohne noch seine Worte zu verstehen, seiner Stimme, betrachtete sein Gesicht, sein einfaches, liebes, kindliches Gesicht,

das so unglücklich war, daß ihr Herz sich wieder wie in jenen ersten Augenblicken der Annäherung, sich zusammenkrampfte vor Angst, als fühlte es, daß diesem Menschen Unheil drohe und man ihm helfen, ihn warnen und retten müsse.

„Ich hab es doch gewußt! Ich hab es doch gewußt!" rief sie, die Hände zusammenschlagend. „Sprechen, sagen Sie alles, sofort! Was hat das zu bedeuten? Was für ein Tod? Was für ein Zweikampf?"

„Fragen Sie nicht, Marinjka, ich kann nichts sagen."

„Die Braut?"

„Was für eine Braut?"

„Sie haben es schon vergessen? Sie haben ja eine Braut . . .

„Ich habe gar keine Braut. Ich sagte Ihnen doch . . ."

„Sie sagten, Sie hätten keine. Vielleicht haben Sie doch eine?"

„Warum glauben Sie mir nicht, Marinjka? Sehen Sie denn nicht, daß ich die Wahrheit spreche?"

„Was ist es dann? Sprechen Sie doch! Warum quälen Sie mich? Was tun Sie mit mir?"

„Ich kann es nicht sagen," wiederholte Golizyn.

Marinjka hatte von Foma Fomitsch gehört, „die Zeiten seien so schrecklich", der Kaiser Konstantin Pawlowitsch hätte auf den Thron verzichtet und die Truppen müßten auf Nikolai vereidigt werden; und wenn sie sich weigern, könne es auch einen Aufstand geben. — Vielleicht ist es das? — fragte sie sich in ahnungsvollem Entsetzen.

„Ich habe Ihnen vorhin nicht die Wahrheit gesagt, daß ich Ihnen fast glaube. Nicht fast, sondern ganz. Und was auch kommen mag, ich werde Ihnen immer glauben. Aber es ist schrecklich, so schrecklich, zu wissen und zugleich nicht zu wissen. Was wird mit mir sein, mein Gott! . . . Valerian Michailowitsch. Liebster, läßt es sich nicht vermeiden?"

„Nein, Marinſka, es geht nicht."

„Wann?"

„Ich weiß nicht. Bald. Vielleicht morgen."

„Morgen? Sie gehen alſo, und wir ſehen uns vielleicht nie wieder!"

Sie erbleichte, beugte ſich zu ihm und legte ihm ihre Hände auf die Schultern. Er kniete nieder und umſchlang mit den Armen ihre Taille.

„Meine Liebe, meine Liebe, Einzige!"

Plötzlich fiel ihm Sſofja ein. Ob er nicht der Himmliſchen um der Irdiſchen willen untreu wurde? Aber nein, es war keine Untreue. Er liebte in den beiden — in der Irdiſchen und Himmliſchen — die eine Einzige.

„Gehen Sie, und wir ſehen uns nie, nie wieder!" wiederholte ſie weinend; es waren aber nicht mehr die früheren bitteren, ſondern neue ſüße Tränen der Liebe.

„Nein, Marinſka, wir ſehen uns noch wieder. Und wenn wir uns wiederſehen, werden Sie mich dann nicht verlaſſen?"

Sie beugte ſich noch tiefer über ſeine Schulter, näherte ihr Geſicht dem ſeinigen, und plötzlich ſpürte er ihren Atem. Sie ſahen einander mit einem ſtummen Lächeln an, und plötzlich beſannen ſie ſich aufeinander, erinnerten ſich einander wie durch einen alten, oft geſehenenen prophetiſchen Traum. Die beiden Lächeln näherten ſich immer mehr und floſſen plötzlich in einen Kuß zuſammen.

„Liebſte! Liebſte! Liebſte!" wiederholte er, als läge in dieſem einen Wort alles, was er fühlte. „Bekreuzigen Sie mich, Marinſka. Ich gehe vielleicht auch für Sie in den Tod."

„Warum für mich?"

„Das werden Sie ſpäter erfahren."

„Dürfen Sie das auch nicht ſagen?"

„Ich darf nicht. Bekreuzigen Sie mich."

„Nun, Chriſtus ſei mit Ihnen! Die Allerreinſte Mutter bewahre, beſchütze und behüte Sie!" Sie ſegnete ihn mit den gleichen Worten, mit denen ihn einſt Sſofja geſegnet hatte, und küßte ihn mit einer ſchon mütterlichen Zärtlichkeit.

— Ja, Mutter, Allerreinſte Mutter! — dachte er ſich. — Die liebe Mutter Erde. Mutter und Braut zugleich. In die Kreuzespein, in den Tod für ſie, — für Rußland, die Allerreinſte Mutter!

Zehntes Kapitel

In der Nacht vom 13. auf den 14. Dezember verſammelten ſich die Verſchwörer zum letzten Male in der kleinen Wohnung Rylejews. Nachts drängten ſie ſich, kamen und gingen genau wie am Tage. Aber ſie ſchrieen und zankten ſich nicht mehr wie neulich; ihre Reden waren ſtill, ihre Geſichter feierlich: alle fühlten, daß der entſcheidende Augenblick gekommen war.

Ein älterer Herr in abgetragenem grünem Frack, mit hoher weißer Halsbinde und Schildpattbrille, deſſen Geſicht trocken und rauh ſchien, in der Tat aber begeiſtert und träumeriſch war, der ehemalige Beamte an der Kanzlei des Moskauer General-Gouverneurs, Baron Wladimir Iwanowitſch Steinheil, eines der älteſten Mitglieder der Nordiſchen Geſellſchaft, las undeutlich aus einem ſchmierigen Konzept:

„Durch ein Manifeſt des Senates wird verkündet:

„Die Abſetzung der bisherigen Regierung.

„Die Einſetzung einer Proviſoriſchen Regierung bis zur Konſtituierung einer ſtändigen.

„Die Freiheit der Preſſe und Abſchaffung der Zenſur.

„Die Gleichheit aller Stände vor dem Geſetz.

„Die Abſchaffung der Leibeigenſchaft.

„Die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens.

„Die Einführung von Schwurgerichten.

„Die Abſchaffung des ſtehenden Heeres."

„Wie wollen wir das aber machen?" fragte jemand.

„Es iſt ſehr einfach," antwortete Steinheil. „Wir zwingen den Synod und den Senat, den Oberſten Rat der Geheimen Geſellſchaft zur proviſoriſchen Regierung mit unbeſchränkter Gewalt zu erklären; wir verteilen die Miniſterien, Armeekorps und die höchſten Kommandoſtellen unter den Mitgliedern der Geſellſchaft und ſchreiten dann zur Wahl der Volksvertreter, die die neue Ordnung im ganzen ruſſiſchen Reiche zu beſtätigen haben ..."

Ein jeder, der dieſe drei kleinen Zimmer betrat, war ſofort wie von einem ſtarken Wein berauſcht; das Machtbewußtſein ſtieg allen zu Kopf: alles, was ſie nur wollen, werden ſie durchſetzen; wie ſie beſchließen, ſo wird es auch ſein.

— Nichts wird daraus! — dachte ſich Golizyn. — Vielleicht aber doch? Wahnſinnige, Schlafwandler, Pläneſchmiede, vielleicht aber auch Propheten? Vielleicht iſt das alles keine Erfüllung, ſondern eine Verheißung, ein Wetterleuchten und kein Blitz? Aber wo ein Wetterleuchten iſt, da wird es auch blitzen. —

„Die Stadt Niſchnij-Nawgorod wird unter dem Namen Slawjanſk zur neuen Hauptſtadt Rußlands erklärt werden," verkündete Steinheil.

Golizyn blickte mit zuſammengekniffenen Augen auf die in den Tabakrauchwolken trübe flackernden Wachskerzen, und es war ihm, als ſähe er ſchon die goldenen Kuppeln von Slawjanſk, der kommenden Stadt, des Zion der ruſſiſchen Freiheit.

Der gebückte, knochige, ungelenke und langsame Genieoberst Batenkow sprach so schwerfällig, als ob er schwere Steine herumwälzte; er rauchte eine lange perlenbestickte Pfeife, aus der er bisweilen die ihm fehlenden Worte herauszusaugen schien. Der Held des Jahres 1812, der in der Schlacht bei Montmirail „infolge übertriebener Tapferkeit" ein Kommando mit Geschützen verloren hatte, war ein Meister in weiblichen Handarbeiten und machte mit Vorliebe Kanevasstickereien. Auch jetzt war er mit einer solchen Stickerei beschäftigt: er malte sich seine Mitwirkung an der Provisorischen Regierung neben Speranskij, General Jermolow, dem Erzbischof Philaret und Pestel aus.

Er machte den Vorschlag, „die Besatzung der militärischen Siedlungen Araktschejews in eine nationale Garde umzuwandeln und die Peter-Pauls-Festung der Munizipalität von Petersburg zu übergeben, damit sie darin den Stadtrat und die Stadtwache unterbringe."

„Bei uns in Rußland ist nichts leichter, als Revolution zu machen: man braucht nur den Senat zu veranlassen, gedruckte Ukase auszugeben, und alle werden ohne Schwierigkeiten den Treueid leisten. Oder man nimmt einige Truppenteile und zieht unter Trommelwirbel von Regiment zu Regiment, — auch auf diese Weise kann man eine Menge Ruhmestaten vollbringen."

„Jedenfalls wird auch von uns ein Blatt in der Weltgeschichte zu melden wissen!" rief der Dragonerrittmeister Alexander Bestuschew aus. Er hob die Augen zum Himmel und fügte empfindsam hinzu:

„Mein Gott, wird denn uns das Vaterland nicht zu seinen Söhnen erklären?"

„Lassen Sie das lieber" versetzte Golizyn trocken mit einer Grimasse.

Der Oberst im Leibgrenadierregiment Bulatow, hübsch, schmächtig und weiß wie eine Porzellanpuppe, mit erstaunten blauen Augen und erstauntem und wahnsinnigem Gesichtchen, hörte allen mit der gleichen Aufmerksamkeit zu, als bemühe er sich, etwas zu begreifen, und könne es nicht.

„Ich will Ihnen nur das eine sagen, meine Freunde: wenn ich zum Handeln komme, so wird es auch bei uns manchen Brutus geben, und vielleicht werden wir alle Revolutionäre in den Schatten stellen," fing er an und hielt plötzlich verlegen inne.

„Wie ist nun der Plan der Erhebung?" fragte Obolenskij.

„Unser Plan besteht in Folgendem," antwortete Rylejew. „Wir machen Stimmung gegen die Vereidigung, verbreiten in allen Regimentern das Gerücht, daß man Konstantin zum Verzicht gezwungen habe, und sagen, daß die Verzichterklärung durch einen Brief ungenügend sei, er möchte doch ein Manifest veröffentlichen oder, noch besser, persönlich kommen. Und wenn die Regimenter sich einmal empört haben, führen wir sie auf den Senatsplatz."

„Werden viele Regimenter mittun?" erkundigte sich Batenkow neugierig.

„Rechnen Sie mal selbst: das ganze Ismailowsche, ein Bataillon vom Finnländischen, zwei Kompagnien vom Moskauer, zwei Kompagnien der Leibgrenadiere, die ganze Flottenequipage, ein Teil der Kavallerie und ein Teil der Artillerie."

„Die Artillerie brauchen wir nicht, wir werden auch mit blanker Waffe fertig," meldete sich wieder Bulatow.

„Der Erfolg ist sicher! Der Erfolg ist sicher!" riefen alle.

„Was werden wir aber auf dem Senatsplatze machen?" fragte Obolenskij.

„Wir legen dem Senat das Manifest von der Konstitution vor und gehen dann direkt ins Palais und verhaften die Zarenfamilie."

„Das ist leicht gesagt: wir verhaften. Wenn sie uns aber entwischt? Das Palais ist groß und hat viele Ausgänge."

„Es wäre nicht schlecht, einen Plan des Palais zu verschaffen," riet Batenkow.

„Die Zarenfamilie ist keine Nadel: wenn es zur Verhaftung kommt, wird sie sich nicht verstecken können," bemerkte lachend Bestuschew.

„Wir bilden uns gar nicht ein, daß mit der Besetzung des Palais alles erledigt sei," sagte Rylejew fortfahrend. „Uns genügt, daß der Kaiser mit seiner ganzen Familie flieht, — dann schließt sich uns sofort die ganze Garde an. Es gilt den ersten Schlag zu führen; die Verwirrung, die dann entsteht, wird uns neue Gelegenheit zum Handeln bieten. Vergeßt nicht, Freunde, daß der Erfolg der Revolution auf dem einen Worte beruht: Wage!" Wie eine im Winde lodernde Flamme zitternd, fliegend und funkelnd, war er in diesem Augenblick so schön wie noch nie.

„Ihr habt gar keine Ahnung vom russischen Soldaten, Ihr jungen Herren, ich kenne ihn aber durch und durch," begann der hagere, dunkle, einem Zigeuner ähnliche Hauptmann Jakubowitsch, der „Kaukasushelb", der an seinem durchschossenen Kopfe eine schwarze Binde trug. „Man muß mit der Plünderung der Branntweinschenken beginnen; und wenn sie einmal ordentlich betrunken sind, läßt man die Soldaten mit den Bajonetten und die Bauern mit den Äxten los: sollen sie ein wenig plündern und die Stadt an allen vier Ecken anzünden, damit alles Deutsche ausbrennt. Dann nimmt man aus irgend einer Kirche die Fahnen und geht in einer Prozession ins Palais, verhaftet den Zaren, ruft die Republik aus, und die Sache ist fertig!"

„So ist recht! So ist recht! Das ist auch mein Geschmack! Zum Teufel mit aller Philantropie!" schrie in größter Erregung der Fürst Schtschepin. „Aber sofort! Jetzt gleich! Wir brau-

chen nicht bis zum Morgen zu warten! Augenblicklich! Auf der Stelle!"

Er sprang auf, und auch alle andern sprangen auf, als wären sie in der Tat entschlossen, mit ihm zu laufen, sie wußten selbst nicht, wohin und wozu.

„Was fällt Ihnen ein, meine Herren? Wohin wollen Sie denn jetzt in der Nacht? Vor der Vereidigung werden sich die Soldaten nicht rühren. Sehen Sie denn nicht, daß Jakubowitsch scherzt?"

„Nein, ich scherze nicht. Wenn es aber Ihnen beliebt, meine Worte als einen Scherz aufzufassen ..." lächelte Jakubowitsch doppelsinnig.

„Nein, meine Freunde, wenn wir uns an ein großes Werk machen, dürfen wir keine gemeinen Mittel anwenden. Für eine reine Sache bedarf man reiner Hände. Die heilige Flamme der Freiheit darf nicht entweiht werden!" begann Rylejew von neuem. Und alle kamen allmählich zur Besinnung und beruhigten sich.

In einem Winkel am Ofen saßen vor einem besonderen Tischchen mit vielen Flaschen Küchelbäcker und Puschtschin.

Der Kollegienassessor Wilhelm Karlowitsch Küchelbäcker, oder „Küchel", wie man ihn nannte, Deutsch-Russe, Herausgeber der Zeitschrift „Mnemosyne", ein blonder, glotzäugiger, junger Mann, lang und ungelenk wie eine langbeinige Mücke, tat, nach seinem eigenen Geständnis, nichts anderes als „Verse schreiben und von der zukünftigen Vervollkommnung des Menschengeschlechts träumen". Er war nicht mal Mitglied der Geheimen Gesellschaft, gehörte dafür aber einer andern „Geheimen Gesellschaft" an — dem Kreise der Moskauer Schellingianer.

Der Hofgerichtsbeamte Puschtschin, ein Lyzeumsfreund und alter Zechgenosse Puschkins, der „leichtsinnige Philosoph", wie ihn der Dichter nannte, Liebhaber von Wein, Kartenspiel und

Frauen, hatte die glänzende Militärkarriere aufgegeben und war als kleiner Beamter in das Departement für Straffachen am Moskauer Hofgericht eingetreten, um am eigenen Beiſpiel zu zeigen, „daß man auch in der beſcheidenſten Stellung dem Vaterlande dienen könne, indem man gute Gefühle und Begriffe verbreite". „Die alte Maremjana", „Mutter Sſofja, die um alle beſorgt iſt" — dieſe Spitznamen, mit denen man ihn im Lyzeum genannt hatte, waren für ſeine Herzensgüte und Sorge um alle ſehr bezeichnend. Er pflegte dem Streit zweier alter Marktweiber wegen eines Knäuels Garn mit ſolcher Geduld zuzuhören, als ob es ſich um die wichtigſten Staatsintereſſen handelte.

Küchelbäcker und Puſchtſchin unterhielten ſich über die Naturphiloſophie Schellings und beachteten niemand.

„Das Abſolute iſt die Göttliche Null, in der ſich Plus und Minus, das Ideelle und das Materielle verſöhnen. Verſtehen Sie es, Puſchtſchin?"

„Nichts verſtehe ich, Küchel. Können Sie ſich nicht einfacher faſſen?"

„Es geht auch einfacher. Die Natur iſt eine von der Höchſten Allweisheit aufgezeichnete Hieroglyphe, die Spiegelung des Ideellen im Materiellen. Das Materielle iſt dem Abſtrakten gleich; das Materielle iſt das gleiche Abſtrakte, doch nur in verteilter und endlicher Form. Verſtehen Sie es?"

Puſchſchin glotzte ihn wie ein Uhu an; er hatte etwas zu viel getrunken. Aber er hörte ihm ebenſo aufmerkſam zu wie jenen beiden Marktweibern.

Der verabſchiedete Leutnant von der Linie Kachowſkij, mit dem hungrigen, hageren, wie aus Stein gemeißelten Geſicht, mit hochmütig hervortretender Unterlippe und den unglücklichen Augen eines kranken Kindes oder eines Hundes, der ſeinen Herrn verloren hat, ging immer aus dem Gaſtzimmer ins Kabinett,

vom Ofen zum Fenſter, hin und her, eintönig und unermüdlich wie ein Uhrpendel.

„Genug ſchon gewandert, Kachowſkij!“ rief ihm Puſchtſchin zu.

Jener antwortete aber nicht, als hätte er nichts gehört, und ſetzte ſeine Wanderung fort.

„Das Materielle und das Abſtrakte iſt ein und dasſelbe, doch nur in zweifacher Form. Die Idee dieſer vollkommenen Einheit iſt eben das Abſolute. Das Abſolute iſt die geſuchte Bedingung aller Bedingungen. Nun, haben Sie es jetzt verſtanden?“ ſchloß Küchelbäcker.

„Nichts habe ich verſtanden. Du biſt doch wirklich ſonderbar, Küchel! Daß du in einem ſolchen Augenblick an dieſe Dinge denken kannſt! Nun, wirſt du morgen auf den Senatsplatz gehen?“

Kachowſkij blieb plötzlich ſtehen und horchte.

„Ja.“

„Und wirſt auch ſchießen?“

„Ja.“

„Und wie verhält ſich dazu dein Abſolutes?“

„Mein Abſolutes iſt damit vollkommen einverſtanden. Zwiſchen dem Guten und dem Böſen muß ein ewiger Kampf beſtehen. Erkenntnis und Tugend ſind dasſelbe. Erkenntnis iſt Leben, und Leben iſt Erkenntnis. Um gut zu handeln, muß man gut denken!“ rief der ungelenke, häßliche, doch von einem inneren Lichte durchleuchtete Küchelbäcker aus. In dieſem Augenblick war er beinahe ſchön.

„Ach, du mein liebes, kleines Abſolutchen! Du mein langbeiniger Reiher!“ lachte Puſchtſchin, ihn in ſeine Arme ſchließend.

„Sie dürfen darüber nicht lachen,“ miſchte ſich plötzlich Kachowſkij ein. „Er ſpricht vom Wichtigſten. Alles andere iſt dagegen Unſinn. Wenn es überhaupt einen Sinn hat, Revolution

zu machen, ſo doch nur dazu. Damit man leben kann, muß die ganze Welt gerechtfertigt ſein!" Er beugte ſich über Puſchtſchin und hob drohend ſeinen Zeigefinger dicht vor ſeinem Geſicht. Dann richtete er ſich auf, machte kehrt und fing wieder an, wie ein Uhrpendel auf und ab zu gehen.

Es war ſchon ſpät. Der kleine Diener Filjka ſchnarchte längſt, unnatürlich zuſammengekauert, auf dem harten gewölbten Deckel des Kleiderkoffers im Vorzimmer. Die Gäſte gingen einer nach dem andern fort. In Rylejews Kabinett waren noch einige Mitglieder zurückgeblieben, um die letzten Abmachungen zu treffen.

„Wegen der Hauptſache haben wir aber noch immer nichts beſchloſſen, meine Herren," ſagte Jakubowitſch.

„Was iſt denn die Hauptſache?" fragte Rylejew.

„Als ob Sie es nicht wüßten! Was fangen wir mit dem Zaren und der Zarenfamilie an — das iſt die Hauptſache!" antwortete Jakubowitſch und blickte ihm gerade ins Geſicht.

Rylejew ſchwieg und hielt die Augen geſenkt, aber er fühlte, daß ihn alle erwartungsvoll anblickten.

„Man muß ſie verhaften und in Haft behalten, bis die Große Verſammlung zuſammentritt, die zu beſchließen hat, wer und unter welchen Bedingungen regieren ſoll," antwortete er endlich.

„Verhaften?" Jakubowitſch ſchüttelte zweifelnd den Kopf. „Und wer ſoll den Zaren bewachen? Glauben Sie denn nicht, daß die Wachtpoſten ſchon vor ſeinem erſten Blick erzittern? Nein, Rylejew, die Verhaftung des Kaiſers würde unſer Verderben und das Verderben Rußlands, — nämlich einen Bürgerkrieg bedeuten."

„Nun, was denken Sie darüber ſelbſt, Jakubowitſch?" begann plötzlich Golizyn, der bis dahin geſchwiegen hatte. Er ärgerte ſich ſchon längſt über den ſpöttiſchen Geſichtsausdruck

Jakubowitſchs: er prahlt und reizt alle auf, iſt aber ſelbſt wohl ein Feigling!

„Was ich mir denke? Dasſelbe, was alle," verſuchte Jakubowitſch auszuweichen.

„Nein, antworten Sie. Sie haben die Frage geſtellt und müſſen Sie auch beantworten," drang Golizyn immer gehäſſiger auf ihn ein.

„Gerne. Nun, meine Herren, wenn es keine anderen Mittel gibt, ſo ſind wir hier ſechs Mann . . ."

Kachowſkij, der in dieſem Augenblick auf ſeiner Wanderung ins Kabinett kam und am Fenſter kehrtmachte, um wieder zurückzugehen, blieb plötzlich ſtehen und horchte auf.

„Nein, ſieben," fuhr Jakubowitſch fort mit einem Blick auf Kachowſkij. „Wir werfen das Los, und wen es trifft, der muß entweder den Zaren töten oder ſelbſt getötet werden."

— Vielleicht prahlt er auch nicht, — dachte ſich Golizyn, und die Worte Rylejews fielen ihm ein: ich kenne Jakubowitſch als einen Menſchen, der ſein Leben verachtet und bereit iſt, es bei jeder Gelegenheit zu opfern.

„Nun, meine Herren, ſind Sie einverſtanden?" fragte Jakubowitſch und blickte lächelnd um ſich.

Alle ſchwiegen.

„Glauben Sie, daß es ſo leicht iſt, die Hand gegen den Kaiſer zu erheben?" verſetzte endlich Batenkow.

„Nein, das glaube ich nicht. Ein Anſchlag auf das Leben des Kaiſers iſt doch was ganz anderes als ein Anſchlag auf das Leben eines einfachen Menſchen . . ."

„Auf die geheiligte Perſon Seiner Majeſtät des Kaiſers," bemerkte Golizyn boshaft. Jakubowitſch verſtand ihn aber nicht.

„Das meine ich eben!" fuhr er fort. „Die geheiligte Perſon, der Geſalbte Gottes! Das haben wir alle im Blut. Wir ſind

Revolutionäre und Gottloſe, aber doch Ruſſen und Chriſten. Wir ſind keine Schufte und keine Feiglinge, und werden alle für das Wohl des Vaterlandes ſterben. Wenn es aber gilt, den Zaren zu töten, ſo wird ſich die Hand nicht erheben und das Herz wird widerſtreben. Es iſt viel ſchwerer, den Zaren in ſeinem Herzen zu töten, als auf offener Straße . . ."

„Maul halten!" ſchrie plötzlich Kachowſkij ſo unerwartet, daß alle ſich nach ihm verwundert umſahen.

„Was haben Sie, Kachowſkij?" fragte Jakubowitſch, der ſo erſtaunt war, daß er ſich nicht einmal beleidigt fühlte. „Wen ſchreien Sie ſo an?"

„Dich! Dich! Kein Wort mehr! Unterſteh' dich nicht, davon zu ſprechen! Paß auf!" er drohte ihm mit der Fauſt und wollte noch etwas hinzufügen, winkte aber nur mit der Hand und brummte in den Bart: „Die verdammten Schwätzer!" Und er wandte ſich um und ging, als ob nichts vorgefallen wäre, ſeinen alten Weg aus dem Kabinett ins Gaſtzimmer. Mit dem Geſicht eines Schlafenden ging er wieder wie ein Uhrpendel hin und her.

— Ein Schlafwandler! — dachte ſich Golizyn.

„Iſt er verrückt?" rief Jakubowitſch, vor Wut aufſpringend.

Rylejew hielt ihn bei der Hand zurück.

„Laſſen Sie ihn. Sehen Sie es denn nicht? Er weiß ſelbſt nicht, was er ſpricht."

In dieſem Augenblick kam Kachowſkij wieder ins Kabinett. Jakubowitſch ſah ihn an und ſpuckte aus.

„Dieſer Verrückte! Rylejew, nehmen Sie ſich vor ihm in acht, er bringt uns alle ins Unglück!"

„Sie irren, Jakubowitſch," ſagte Golizyn ruhig. „Kachowſkij iſt bei vollem Verſtand. Und was er geſagt hat, mußte ja einmal geſagt werden."

„Was mußte geſagt werden? Was? Reden Sie doch vernünftig, hol Sie alle der Teufel!"

„Wir haben ſchon genug geredet. Wenn man zu viel redet, tut man zu wenig."

„Sind Sie nicht auch verrückt geworden, Golizyn?"

„Hören Sie, mein Herr, ich liebe keinen Streit. Aber wenn Sie es durchaus wünſchen . . ."

„Hört auf! Das iſt doch wirklich nicht die Zeit für ſolche Streitigkeiten. Wie, ſchämen Sie ſich nicht, meine Herren!" ſagte Rylejew mit einem ſo bitteren Vorwurf in der Stimme, daß beide ſofort zur Beſinnung kamen und verſtummten.

„Sie haben recht, Rylejew," ſagte Golizyn. „Der Morgen iſt klüger als der Abend. Der morgige Tag wird ſchon zeigen, wer recht hat. Und jetzt brechen wir auf!"

Er ſtand auf, und alle folgten ſeinem Beiſpiel. Der Hausherr begleitete die Gäſte ins Vorzimmer. Als ſie ſchon in Mänteln und Pelzen fertig zum Aufbruch ſtanden, kamen ſie nach ruſſiſcher Sitte wieder ins Geſpräch. Sie weckten den ſchnarchenden Filjka und ſchickten ihn in die Küche, damit er nicht zuhöre.

Alle hatten das Gefühl, daß jetzt, nachdem ſie die Frage vom Zarenmord berührt hatten, alles wieder ſo unklar und verworren war, als hätten ſie gar nichts beſchloſſen und könnten auch niemals etwas beſchließen.

„Die bisher getroffenen Maßregeln ſind ungenau und unbeſtimmt," begann Batenkow.

„Man kann doch nicht erſt eine Probe machen," bemerkte Beſtuſchew.

„Die Truppen werden auf den Senatsplatz kommen, und dann werden wir ſchon ſehen, was ſich machen läßt. Wir werden je nach den Umſtänden handeln," ſchloß Rylejew.

„Jetzt dürfen wir nicht mehr räsonieren: wir haben nur den Befehlen unserer Führer zu folgen," bestätigte Bestuschew. „Wo steckt er übrigens, unser Hauptführer? Was hält er sich immer versteckt?"

„Trubezkoi ist heute nicht ganz wohl," erklärte Rylejew.

„Und morgen . . . wird er morgen auf dem Platze sein?"

Alle Gesichter drückten plötzliche Angst aus.

„Was fällt Ihnen ein, Bestuschew!" rief Rylejew mit so aufrichtiger Empörung, daß alle sich beruhigten.

„Nun, meine Herren, Gott wird schon alles einrichten. Mit Gott! Mit Gott!" sagte Obolenskij.

Jakubowitsch, Bestuschew und Batenkow gingen zusammen fort. Golizyn und Obolenskij verabschiedeten sich noch im Vorzimmer von Rylejew.

Kachowskij, der noch immer auf und ab ging und endlich merkte, daß alle aufbrachen, kam auch ins Vorzimmer und fing an, seinen Mantel anzuziehen. Sein Gesicht war noch immer verschlafen — das Gesicht eines Schlafwandlers.

Rylejew ging auf ihn zu.

„Was hast du, Kachowskij, ist dir nicht ganz wohl?"

„Nein, mir fehlt nichts. Leb wohl."

Er drückte ihm die Hand, wandte sich um und machte einen Schritt zur Türe.

„Wart, ich hab mit dir noch ein Wort zu reden," hielt ihn Rylejew zurück.

Kachowskij verzog das Gesicht.

„Ach, noch mehr reden! Wozu?"

„Nun, es geht auch ohne Worte."

Rylejew nahm ihn beiseite, holte etwas aus seiner Brusttasche und drückte es ihm stumm in die Hand.

„Was iſt das?" fragte Kachowſkij erſtaunt und hob die Hand. Es war ein Dolch.

„Haſt du es ſchon vergeſſen?" fragte Rylejew.

„Nein, ich weiß es noch," antwortete Kachowſkij. „Nun, ich danke für die Ehre!"

Es war ein längſt verabredetes Zeichen: der Dolch ſollte dem eingehändigt werden, den der Oberſte Rat der Geheimen Geſellſchaft zum Zarenmörder auserkor.

Rylejew legte ihm beide Hände auf die Schultern und begann höchſt feierlich zu ſprechen; er hatte ſich die Worte offenbar vorher zurechtgelegt und vielleicht ſogar für die kommenden Geſchlechter berechnet. „Auch von uns wird ein Blatt in der Weltgeſchichte zu melden wiſſen," wie vorhin Beſtuſchew geſagt hatte.

„Liebſter Freund, du biſt auf dieſer Erde verlaſſen und elend. Ich kenne deine Selbſtaufopferung. Du kannſt größeren Nutzen bringen, als auf dem Senatsplatze: töte den Zaren . . ."

Rylejew wollte ihn umarmen, Kachowſkij rückte aber weg.

„Wie ſoll ich das machen?" fragte er ruhig, beinahe verträumt.

„Zieh dir eine Offiziersuniform an, geh in aller Frühe, noch vor der Erhebung, ins Palais und töte ihn dort. Oder auf dem Platze bei ſeiner Ausfahrt," ſagte Rylejew.

In Kachowſkij ging langſam eine Veränderung vor ſich wie im Geſicht eines Menſchen, der erwachen will und noch nicht kann. Endlich leuchtete es in ſeinen Augen auf, als hätte er jetzt erſt begriffen, mit wem und worüber er ſprach. Der Schlafwandler war erwacht.

„Gut," ſagte er erbleichend, aber noch immer ruhig und verträumt. „Ich — ihn, und du — alle? Haſt du dich ſchon entſchloſſen?"

„Warum denn alle?“ flüſterte Rylejew, gleich ihm erbleichend.

„Was heißt, warum? Du haſt doch ſelbſt geſagt: es genügt nicht, ihn allein, man muß alle . . .“

Rylejew hatte das niemals geſagt, hatte ſogar gefürchtet, daran auch nur zu denken.

Er ſchwieg. Kachowſkij wurde aber immer bleicher und bohrte in ihn immer tiefer ſeinen brennenden Blick.

„Nun, was ſchweigſt du? Sprich! Oder darf man es gar nicht ſagen? Man darf es nicht ſagen, darf es aber tun . . .“

Sein Geſicht verzerrte ſich plötzlich, die Lippen krümmten ſich zu einem Lächeln, und die hochmütig hervortretende Unterlippe begann zu zittern.

„Nun, ich danke für die Ehre. Ihr habt keinen beſſeren finden können, darum fiel die Wahl auf mich. Aber ihr, ihr alle? Oder habt ihr keine Luſt, euch mit Blut zu beſchmutzen? Ja, natürlich! Ihr ſeid ja edle und vornehme Herren! Mir braucht man aber nur zu pfeifen! Ein verurteilter Miſſetäter! Ein verworfener Menſch! Ein niedriges Werkzeug des Mordes! Ein Dolch in deinen Händen!“

„Was haſt du, was haſt du, Kachowſkij? Niemand zwingt dich ja . . . Du haſt es doch ſelbſt gewollt . . .“

„Ja, ich ſelbſt! Was ich ſelbſt zu tun beſchließe, das werde ich auch tun! Ich werde mich dem Vaterlande opfern, aber nicht dir und nicht der Geſellſchaft. Ich will niemand als Sprungbrett dienen. Dieſe Gemeinheit, dieſe Gemeinheit! Du wollteſt mich unbedingt zu einem Dolch in deiner Hand machen, haſt dir ſolche Mühe gegeben, daß du davon verrückt geworden biſt. Du hieltſt dich für fein, warſt aber ſo grob, daß jeder Narr dich hätte durchſchauen können. Du haſt den Dolch wohl geſchliffen, aber nimm dich in acht, daß du dich nicht ſchneideſt!“

„Petja, liebſter Freund, was ſagſt du!" Rylejew faltete die Hände wie im Gebet. „Halten wir denn jetzt nicht alle zuſammen? Biſt du nicht mit uns?"

„Nein, ich bin nicht mit euch! Niemals war ich mit euch und werde niemals mit euch ſein! Ich bin allein! Allein! Allein!"

Er konnte vor Aufregung nicht weiterſprechen. Er zitterte wie im Krampfe. Sein Geſicht war dunkel und ſo ſchrecklich wie das eines Beſeſſenen.

„Da haſt du deinen Dolch! Und wenn du dich noch einmal unterſtehſt, ſo werde ich dich ..." Mit der einen Hand ſchwang er den Dolch über Rylejews Kopf und packte ihn mit der andern am Kragen. Obolenſkij und Golizyn wollten Rylejew zur Hilfe ſtürzen. Kachowſkij warf aber den Dolch weg. Die Klinge klirrte am Boden. Kachowſkij ſtieß Rylejew mit ſolcher Gewalt zurück, daß jener beinahe umfiel, und lief auf die Treppe hinaus.

Rylejew ſtand einen Augenblick lang wie vom Blitze getroffen. Dann lief auch er auf die Treppe hinaus, beugte ſich über das Geländer und rief mit flehender, verzweifelter Stimme:

„Kachowſkij! Kachowſkij! Kachowſkij!"

Er bekam aber keine Antwort. Irgendwo in der Ferne krachte es: es war wohl die ſchwere Haustür, die Kachowſkij hinter ſich ins Schloß warf.

Rylejew ſtand noch eine Weile, wie auf etwas wartend, auf der Treppe und kehrte ins Vorzimmer zurück.

Alle drei ſchwiegen, hielten die Augen geſenkt und vermieden, einander anzuſehen.

„Ein Verrückter!" ſagte endlich Rylejew. „Jakubowitſch hat recht: er wird uns alle ins Unglück ſtürzen."

„Unſinn! Er wird niemand ins Unglück ſtürzen außer ſich ſelbſt. Wir ſind alle unglücklich, aber er iſt noch viel unglück-

licher als wir. In einem ſolchen Augenblick allein! Ganz allein nimmt er das Martyrium für alle auf ſich. — Es iſt kein größeres Martyrium auf Erden als dieſes . . . Warum haſt du ihn gekränkt, Rylejew?"

„Ich habe ihn gekränkt?"

„Ja, du. Darf man denn einem Menſchen ſagen: töte?"

„Man darf es nicht ſagen, darf es aber tun," wiederholte Rylejew mit bitterem Lächeln Kachowſkijs Worte.

Obolenſkij fuhr zuſammen und errötete ebenſo wie vorhin beim Geſpräch mit Golizyn.

„Ich weiß nicht, ob man es tun darf. Es iſt aber beſſer, ſelbſt zu töten, als ſeinem Nächſten zu ſagen: töte," ſagte er leiſe mit großer Anſtrengung.

Alle drei ſchwiegen wieder. Rylejew ſetzte ſich auf den Koffer, auf dem Filjka zu ſchlafen pflegte, ſtützte die Ellenbogen auf die Knie und vergrub den Kopf in die Hände.

Obolenſkij ſetzte ſich neben ihn und ſtreichelte ihm mit ſtiller Liebkoſung, wie einem kranken Kinde den Kopf.

Lange währte das Schweigen.

Endlich hob Rylejew den Kopf. Er ſchien wieder wie am Morgen ſchwer krank; er war auf einmal bleich geworden, war gleichſam erloſchen: wo Feuer geweſen, war jetzt nur Aſche.

„Schwer iſt es, Brüder, ſchwer! Es geht über meine Kraft!" ſtöhnte er mit dumpfem Schluchzen auf.

„Kannſt du dich noch daran erinnern, Rylejew," begann Obolenſkij, ihm immer noch liebevoll den Kopf ſtreichelnd: „Ein Weib, wenn ſie gebieret, ſo hat ſie Traurigkeit, denn ihre Stunde iſt gekommen; wenn ſie aber das Kind geboren hat, denkt ſie nicht mehr an die Angſt, um der Freude willen, daß der Menſch zur Welt geboren iſt."

„Welche Worte!“ rief Rylejew erſtaunt. „Wer hat das geſagt?“

„Haſt du es ſchon vergeſſen? Macht nichts, es wird dir ſchon einmal einfallen. Höre weiter: ‚Und ihr habt auch nur Traurigkeit; aber Ich will euch wiederſehen, und euer Herz ſoll ſich freuen, und eure Freude ſoll niemand von euch nehmen.‘ Ja, ſo iſt es, Rylejew: es war eine Traurigkeit, aber es wird auch eine Freude ſein, und unſere Freude ſoll niemand von uns nehmen!“

In Rylejews Augen glänzten Tränen, und er lächelte durch die Tränen. Er ſtand auf und legte die Hand auf Golizyns Schulter.

„Wiſſen Sie noch, Golizyn, wie Sie mir einmal geſagt haben: ‚Sie glauben zwar nicht an Gott, aber Gott helfe Ihnen‘?“

„Ich weiß es noch, Rylejew.“

„Nun, ſagen Sie es auch jetzt . . .“ begann Rylejew. Aber plötzlich errötete er vor Scham. Golizyn verſtand ihn. Er bekreuzigte ihn und ſagte:

„Gott helfe Ihnen, Rylejew! Chriſtus ſei mit Ihnen! Mit uns allen ſei Chriſtus!“

Rylejew umarmte mit der einen Hand Golizyn, mit der anderen Obolenſkij und zog beide zu ſich heran. Und ihre Lippen vereinigten ſich in einem dreifachen Kuß.

Durch die Angſt, durch den Schmerz, durch die Kreuzespein hindurch leuchtete eine große Freude, und ſie wußten ſchon, daß niemand dieſe Freude von ihnen nehmen werde.

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

„Mit Peter dem Großen hat die Revolution in Rußland begonnen, die auch heute noch fortdauert," — an dieſe an Peſtel gerichteten Worte Puſchkins mußte Golizyn denken, als er am Morgen des 14. Dezember auf den Senatsplatz trat und das Denkmal Peters erblickte.

Der trübe, neblige und ſtille Morgen ſchien noch zu ſchwanken, ob er ſich für Froſt oder für Tauwetter entſcheiden ſolle. Die Nadel der Admiralität bohrte ſich in den niedern Himmel wie in weiße Watte. Die über die Newa führenden Brücken ſtießen gleichſam gegen eine weiße Mauer, und man glaubte, daß dort, jenſeits der Newa nichts mehr wäre — nur der weiße Nebel, die Leere — das Ende der Erde und des Himmels, der Rand der Welt. Und der Eherne Reiter auf dem eiſernen Pferde ſprengte in dieſe weiße Finſternis.

Golizyn ging auf dem Quai auf und ab und beobachtete den leeren Platz. Er bemerkte in der Ferne Iwan Iwanowitſch Puſchtſchin und ging auf ihn zu.

„Ich glaube, um acht?" fragte Golizyn.

„Ja, um acht," antwortete Puſchtſchin.

„Es iſt aber bald neun. Iſt niemand da?"

„Niemand."

„Wo ſtecken ſie denn alle?"

„Ich weiß nicht."

„Wo iſt Rylejew?"

„Er ſchläft wohl noch. Er ſchläft gerne lange."

„Daß wir nur Rußlands Freiheit nicht verſchlafen!"

Sie gingen eine Weile ſchweigend auf und ab und warteten, ob nicht noch jemand käme. Es kam niemand.

„Nun, ich gehe," ſagte Puſchtſchin.

„Wo wollen Sie hin?" fragte Golizyn.

„Nach Hauſe."

Puſchtſchin ging, und Golizyn fuhr fort, auf dem Quai auf und ab zu gehen.

Ein Weib in angefrorenem Kleid, mit blauangelaufenem Geſicht ſpülte in einem Eisloch Wäſche. Ein alter Laternenanzünder hatte die Laterne von dem noch mit dem Sommerſchmutz beſpritzten Holzpfahl am Block heruntergelaſſen und goß Hanföl in das Blechlämpchen. Ein Hauſierer ordnete auf ſeinem Verkaufsſtand weiße und roſa Fiſchchen aus Pfefferminzmaſſe und durchſichtige gelbe und rote Hähnchen aus Eiszucker.

Ein Ladenjunge in ſchmutziger Schürze, mit einem leeren Korb auf dem Kopfe blieb, Sonnenblumenkerne knabbernd, vor dem Trottoir ſtehen und muſterte Golizyn mit Intereſſe; vielleicht wußte er aus Erfahrung, daß, wenn ein Herr wartet, auch ein junges Mädchen in der Nähe ſein müſſe. Golizyn war es ſelbſt zu Mute, als erwartete er jemand:

So wartet nur ein Liebender
Auf der Zuſammenkunft Minute.

Der Junge langweilte ihn. Er ging über den Quai auf den Admiralitäts-Boulevard hinüber und fing an, auf der einen Seite desſelben auf und ab zu gehen, während auf der andern Seite ein Herr mit ſchwarzer Brille, in erbsgrauem Mantel auf und ab ging. Auf dem Hinwege blickte er Golizyn ſo an, als fragte er: „Nun, wird etwas geſchehen?" — und wenn er

zurückging, schien sein Blick zu antworten: „Etwas wird schon geschehen, wir werden ja sehen!"

— Ein Spitzel, — dachte sich Golizyn. Er bog um eine Ecke, setzte sich auf eine Bank und duckte sich.

„Es ist gar nicht lange her, daß man für eine Kopeke eine Semmel bekam, von der man zwei Tage leben konnte; heutzutage darf man sich selbst mit neun Kopeken nicht an den Verkaufsstand wagen!" jammerte eine Bettlerin einer Semmelverkäuferin vor und suchte mit den Blicken Mitgefühl in Golizyn zu erwecken. Über seinem Kopfe saß aber auf einem nackten Aste ein Rabe; er riß seinen schwarzen Schnabel, in dem etwas blutrot schimmerte, weit auf und krächzte.

— Es wird nichts sein! Es wird gar nichts sein! — dachte sich Golizyn.

Plötzlich fühlte er Langeweile, Ekel und Kälte. Er stand auf, überquerte den Admiralitätsplatz und trat ins Kaffeehaus Loreda an der Ecke des Newskij neben dem Generalstabsgebäude.

Hier brannten Lampen; das Tageslicht drang ins Kellergeschoß kaum herein; es war stark eingeheizt, und es roch nach warmem Brot und Kaffee. Aus dem Nebenzimmer tönte das Klopfen der Billardbälle.

Golizyn setzte sich an ein Tischchen und bestellte Tee. Neben ihm lasen zwei blutjunge Beamte laut das Manifest von der Thronbesteigung des Kaisers Nikolai I.

„. . . Verkünden Wir allen Unseren Untertanen . . . Zerknirschten Herzens, voller Demut vor den unerforschlichen Ratschlüssen des Höchsten haben Wir Unserm älteren Bruder, dem Zessarewitsch und Großfürsten Konstantin Pawlowitsch, als nach dem Rechte der Erstgeburt gesetzlichen Erben des Russischen Thrones, den Treueid geleistet . . ."

Als die Rede auf den Verzicht Konstantins und die neue Vereidigung kam, hielt der Lesende inne.

„Verstehen Sie es?" flüsterte er so laut, daß Golizyn es hören mußte.

„Ich verstehe," antwortete der andere. „Wieviel Vereidigungen wird es denn geben? Heute werden wir auf den einen vereidigt, morgen auf den andern, später vielleicht auch noch auf einen dritten . . ."

„Wir fordern alle Unsere treuen Untertanen auf, ihre frommen Gebete mit den Unsern zu vereinen und mit Uns zu dem Höchsten zu beten, daß Er Uns in Unseren aufrichtigen Absichten bestärke, dem Beispiele des Kaisers, den Wir beweinen, zu folgen, auf daß Unsere Regierung nur eine Fortsetzung seiner Regierung sei. — Verstehen Sie es?"

„Ich verstehen: die Geschichte fängt von vorn an!"

— Es sind wohl Spitzel, — sagte sich Golizyn. Er wandte sich weg, nahm eine zerlesene Zeitschrift vom Tisch und tat so, als ob er läse.

Ein Kornett der Gardekavallerie trat säbelrasselnd in den Laden und verlangte von der französischen Verkäuferin ein Pfund Konfekt: „säuerliche, mit Zitronengeschmack".

Golizyn erkannte den Fürsten Alexander Iwanowitsch Odojewskij. Er begrüßte ihn und nahm ihn auf die Seite.

„Wo kommen Sie her?"

„Aus dem Schlosse. Stand die ganze Nacht Wache."

„Nun, was gibt's?"

„Gar nichts. Graf Miloradowitsch war eben beim Kaiser mit seinem Bericht; die Fahnen aller Regimenter werden ins Schloß zurückgebracht; alle Regimenter sind schon vereidigt; man kann wohl sagen, auch die ganze Stadt, denn alle Kirchen sind vom frühen Morgen an gesteckt voll. Der Graf ist so

guter Laune, als ob er Geburtstag hätte; er hat alle zu einer Paſtete beim Direktor der kaiſerlichen Theater, Maikow, eingeladen und nachher zur Tänzerin Teljeſchowa."

„Du glaubſt alſo, Saſcha . . ."

„Nichts glaube ich. Wenn der Militärgouverneur bei einer Ballettänzerin Paſteten ißt, ſo iſt doch in der Stadt alles in beſter Ordnung."

Die Franzöſin reichte Odojewſkij das mit einem roſa Bändchen verſchnürte Pfund Konfekt.

„Wo willſt du hin?" fragte Golizyn

„Nach Hauſe."

„Was willſt du dort?"

„Auf dem Kanapee liegen und Konfekt lutſchen. Etwas Geſcheiteres kann man ſich gar nicht ausdenken!" antwortete Odojewſkij lachend. Er drückte Golizyn die Hand und ging.

Golizyn ſetzte ſich aber wieder an ſein Tiſchchen. Er fühlte ſich müde, die Augenlider fielen ihm zu. — Daß ich nur nicht einſchlafe! — ging es ihm durch den Sinn.

Weiße ſchwüle Watte füllte den Raum. Irgendwo in der Nähe war Marinſka, und er rief ſie. Aber die Watte dämpfte die Stimme. Und dicht über ſeinem Ohr riß der Rabe ſeinen ſchwarzen Schnabel auf, in dem etwas blutrot ſchimmerte, und krächzte: „Es wird gar nichts ſein! Es wird gar nichts ſein!"

Ein plötzlicher Lärm weckte ihn. Alle waren aufgeſprungen und zu den Fenſtern geſtürzt und ſahen auf die Straße hinaus. Aber an den niedern Fenſtern in der Trottoirhöhe huſchten nur die Beine laufender Menſchen vorbei.

„Wo rennen die hin?"

„Man hat jemand überfahren!"

„Ausgeraubt!"

„Eine Feuersbrunſt!"

„Eine Meuterei!"

Golizyn sprang gleichfalls auf und stürzte, indem er beinahe jemand umrannte, wie ein Verrückter auf die Straße.

„Eine Meuterei! Eine Meuterei!" tönte es in der rennenden Menge. Er bog mit der Menge um die Ecke des Newskij und lief über den Admiralitätsplatz in die Gorochowaja.

„Ach, es gibt ein Unglück!"

„Was ist denn los?"

„Die Garde meutert und will Nikolai Pawlowitsch keinen Treueid leisten!"

„Wer für Nikolai ist, den stechen sie nieder, und wer für Konstantin ist, den schleppen sie mit."

„Wer ist nun Kaiser, sagt es mir bitte!"

„Nikolai Pawlowitsch!"

„Konstantin Pawlowitsch!"

„Es gibt keinen Kaiser!"

„Ach, dieses Unglück!"

Als Golizyn die Gorochowaja erreichte, hörte er in der Ferne Trommelwirbel und ein dumpfes Brausen von Stimmen, dem Brausen eines aufziehenden Gewitters gleich. Immer näher, näher, und näher, und plötzlich erzitterte die Erde vor dem Gestampf Tausender Füße, die Luft erbebte vor betäubendem Geschrei:

„Hurra, Hurra, Hurra, Konstantin!"

Ein Bataillon des Moskauer Leibgarderegiments lief vornübergebeugt, wie stürzend, mit gefällten Bajonetten und wehenden Fahnen: es war wie eine Attacke oder ein Sturm auf eine unsichtbare Festung.

„Hurra! Hurra! Hurra!" schrieen die Soldaten wie wahnsinnig. Ihre Münder waren weit aufgerissen, ihre Augen quollen hervor, die Hälse waren gereckt und die Sehnen gespannt, als

wollten ſie mit dieſem Geſchrei eine ungeheure Laſt heben. Und die niederen ſchmutziggelben Häuschen der Gorochowaja blickten erſtaunt auf das unerhörte Schauſpiel, wie alte Petersburger Beamte auf den Weltuntergang.

Die Menge lief neben den Soldaten her. Die Gaſſenjungen pfiffen, johlten und ſprangen wie kleine Teufel. Drei große Teufel, drei Stabshauptleute rannten aber vor dem Bataillon: die Brüder Alexander und Michaïl Beſtuſchew hatten ihre Dreimaſter mit den Federbüſchen auf die Spitzen ihrer bloßen Degen geſteckt, und Fürſt Schtſchepin-Roſtowſkij ſchwang ſeinen blutigen Säbel: ſoeben hatte er drei Menſchen niedergehauen.

Stolpernd und ſich in den langen Schößen ſeines Mantels verfangend, die von der Naſe gerutſchte Brille in der Hand haltend, lief Golizyn mit den andern und ſchrie wild und begeiſtert:

„Hurra, Konſtantin!"

Zweites Kapitel

Von der Gorochowaja bogen ſie nach links ab und gelangten, am Lobanowſchen Hauſe und an der Umzäunung der Iſaakskathedrale vorbei, auf den Senatsplatz. Hier blieben ſie vor dem Denkmal Peters ſtehen und formierten eine Gefechtskolonne mit der Front zur Admiralität und dem Rücken zum Senat. Schützen und Plänkler wurden aufgeſtellt. Innerhalb der Kolonne pflanzten ſie die Fahne auf, und um dieſe verſammelten ſich die Mitglieder der Geheimen Geſellſchaft.

Hier, innerhalb der ſtählernen Mauer der Bajonette fühlte man ſich geborgen wie in einer Feſtung, es war gemütlich und warm vor den vielen menſchlichen Atemzügen. Die Soldaten

rochen nach der Kaserne — nach Schwarzbrot, Pfeifentabak und Mantelfilz, das „Mutterſöhnchen" Odojewſkij duftete aber nach feinem Parfum, Violette de Parme. Die Verbindung dieſer beiden Gerüche erſchien Golizyn bedeutungsvoll.

Die Mitglieder der Geheimen Geſellſchaft umarmten ſich und tauſchten dreifache Küſſe aus wie in der Oſternacht. Alle Geſichter hatten ſich plötzlich verändert, waren wie neu geworden. Sie erkannten einander kaum, wie beim Wiederſehen im Jenſeits. Sie ſprachen, ſich überſtürzend, einander unterbrechend, zuſammenhanglos, wie im Delirium, wie Betrunkene.

„Nun, Saſcha, es iſt doch ſchön, wie?" fragte Golizyn Odojewſkij, der auf dem Heimwege aus dem Kaffeehauſe von der Meuterei hörte und auf den Platz herbeigeeilt war.

„Es iſt ſchön, Golizyn, furchtbar ſchön! Ich hätte mir gar nicht gedacht, daß es ſo ſchön wird!" antwortete Odojewſkij. Als er ſeinen von der Schulter gerutſchten Mantel in Ordnung brachte, ließ er das mit dem roſa Bändchen verſchnürte Pfund Konfekt fallen.

„Aha, ſäuerlich, mit Zitronengeſchmack!" rief Golizyn lachend. „Nun, wirſt du auf dem Kanapee liegen und Konfekt lutſchen, du Schuft?"

Er lachte, um nicht vor Freude zu weinen. — Ich werde Marinjka heiraten, ich werde ſie ganz gewiß heiraten! — dachte er ſich plötzlich und erſtaunte: — Was fällt mir ein? Ich werde doch gleich ſterben ... Nun, es iſt gleich, wenn ich nicht ſterbe, heirate ich ſie! —

Puſchtſchin ging auf ihn zu. Er tauſchte auch mit ihm den dreifachen Oſterkuß.

„Es hat alſo doch angefangen, Puſchtſchin?"

„Es hat angefangen, Golizyn."

„Erinnern Sie sich noch, wie Sie sagten, daß wir früher als in zehn Jahren daran nicht mal denken dürfen?"

„Ja, nun haben wir ohne zu denken angefangen."

„Und ist es uns schlecht gelungen?"

„Nein, gut."

„Alles wird gut werden! Alles wird gut werden!" wiederholte Obolenskij, der wie die andern besinnungslos schien, aber ein so strahlendes Lächeln auf den Lippen hatte, daß es allen andern bei seinem Anblick licht ums Herz wurde.

Der lange, ungelenke, einem angeschossenen Reiher ähnliche Wilhelm Küchelbäcker erzählte, wie ihn auf dem Wege zum Platz der Kutscher aus dem Schlitten geschmissen hatte.

„Hast du dir weh getan?"

„Nein, ich fiel in den Schnee, da war es weich. Daß nur meine Pistole nicht naß geworden ist!"

„Verstehst du überhaupt zu schießen?"

„Zielst auf eine Krähe und triffst eine Kuh!"

„Warum passieren dir immer solche Sachen, Küchel?"

— Sie lachen, um nicht vor Freude zu weinen, — dachte sich Golizyn.

Es war wie das Spiel von Riesen: ungeheuer groß und schrecklich wie der Tod, zugleich auch komisch und harmlos wie ein Kinderstreich.

Alexander Bestuschew war auf das Gitter des Denkmals gestiegen, hatte sich hinübergebeugt und fuhr mit seinem Degen am Granitsockel auf und ab.

„Was machst du?" rief ihm Odojewskij zu.

„Ich wetze meine Freiheitswaffe
An dem Granit von Peters Fels,"

antwortete Bestuschew feierlich in Versen.

„Und du, Golizyn, warum verziehſt du ſo das Geſicht?“ fragte Odojewſkij. „Beſtuſchew iſt ein tapferer Kerl: er hat ein ganzes Regiment aufgewiegelt. Er ſpielt wohl gerne Theater, wir haben das aber alle, und doch ſind wir brave Jungen!“

Fürſt Schtſchepin war nach dem Anfall von Raſerei plötzlich matt und ſchwer geworden; er ſetzte ſich auf einen Pfoſten am Rande des Trottoirs und betrachtete aufmerkſam ſeine Hände in den blutbefleckten weißen Handſchuhen; er wollte ſie ausziehen, ſie klebten aber an den Händen und gingen nicht herunter; er zerriß ſie, zerrte ſie von den Händen, warf ſie weg und begann die Hände mit Schnee zu reiben, um das Blut abzuwaſchen.

„Alles wird gut werden,“ wiederholte Odojewſkij, an Golizyn gewandt, die Worte Obolenſkijs und zeigte auf Schtſchepin. „Nun, iſt auch das gut?“

„Ja, auch das. Ohne das geht es nicht,“ antwortete Golizyn und blickte, als er das ſagte, er wußte ſelbſt nicht warum, auf Kachowſkij.

In einem Nacktpelz mit rotem Gürtel, in dem ein Dolch und zwei Piſtolen ſteckten, ſtand Kachowſkij abſeits von allen und wie immer ganz allein. Niemand ging auf ihn zu, niemand ſprach ihn an. Er fühlte wohl den Blick Golizyns und ſah ihn gleichfalls an. In ſeinem hungrigen, hageren, wie aus Stein gemeißelten Geſicht mit der hochmütig hervortretenden Unterlippe und den unglücklichen Augen eines kranken Kindes oder eines Hundes, der ſeinen Herrn verloren hat, zuckte etwas; es war, als wollte ſich darin etwas zeigen und konnte es nicht. Und er wandte ſich wieder weg und ſenkte mürriſch die Augen. — Ich bin nicht mit euch, nicht mit euch, niemals war ich mit euch und werde niemals mit euch ſein! — dieſe Worte Kachowſkijs fielen Golizyn ein, und er ſpürte mit ihm plötzlich quälendes Mitleid.

„Ach, da iſt ja Ryleſew! Haſt dich abgehetzt, du Armſter?“ rief Golizyn, auf Ryleſew zugehend und ihn mit beſonderer Zärtlichkeit umarmend. Er fühlte ſich vor ihm ſchuldig: er hatte geglaubt, daß Ryleſew verſchlafen würde, jener war aber den ganzen Morgen von Kaſerne zu Kaſerne herumgerannt, um Truppen anzuwerben; er hatte aber niemand angeworben und war mit leeren Händen gekommen.

„Wir ſind unſer wenig, Golizyn, ach, ſo wenig!“

„Und wenn auch wenig, wir müſſen trotzdem anfangen!“ antwortete ihm Golizyn mit ſeinen eigenen Worten.

„Ja, wir müſſen es! Wir wollen frei ſein, und wenn auch nur einen Augenblick lang!“ rief Ryleſew.

„Wo iſt aber Trubezkoi?“ fiel es ihm plötzlich ein.

„Das weiß der Teufel! Er iſt verſchwunden, wie in die Erde verſunken!“

„Hat wohl Angſt bekommen und hat ſich verſteckt.“

„Wie iſt es nun, meine Herren? Geht es denn ohne Diktator? Was macht er mit uns!“ begann Ryleſew, kam aber nicht weiter. Er winkte nur verzweifelt mit der Hand und lief davon, um in der Stadt auf der Suche nach Trubezkoi herumzurennen.

„Sie haben nichts angeordnet, haben uns wie die Hammel auf den Platz zuſammengetrieben und haben ſich ſelbſt verſteckt,“ brummte Kachowſkij.

Alle wurden plötzlich ſtill, als wären ſie zur Beſinnung gekommen; jedes Herz krampfte ſich vor unheimlicher Kälte zuſammen.

Sie wußten nicht, was zu tun; ſie ſtanden da und warteten. Sie hatten ſich auf dem Platze gegen elf Uhr verſammelt. Die Uhr auf dem Turme der Admiralität ſchlug zwölf, eins, vom Gegner war aber noch immer nichts zu ſehen, ſelbſt die Polizei zeigte ſich nicht, als wäre die ganze Obrigkeit ausgeſtorben.

Sie wollten ſchon die Senatsmitglieder verhaften, aber es ſtellte ſich heraus, daß dieſe ſchon um acht Uhr den Eid geleiſtet und ſich zum Gottesdienſt ins Winterpalais begeben hatten.

Die Soldaten, die Waffenröcke ohne Mäntel anhatten, froren und wärmten ſich mit heißem Tee, traten von einem Fuß auf den anderen und ſchlugen die Hände gegeneinander. Sie ſtanden ſo ruhig da, daß die Paſſanten glaubten, es ſei eine Parade.

Golizyn ging vor der Front auf und ab und hörte den Geſprächen der Soldaten zu.

„Konſtantin Pawlowitſch kommt ſelbſt aus Warſchau her."

„Er ſteht vier Stationen hinter Narwa mit der erſten Armee und dem polniſchen Korps, um alle zu vernichten, die Nikolai Pawlowitſch den Eid leiſten!"

„Auch die andern Regimenter werden ſich ganz gewiß weigern!"

„Wenn er aber nicht kommt, ſo holen wir ihn ſelbſt, bringen ihn auf den Händen her!"

„Hurra, Konſtantin!" mit dieſem Schrei endete alles.

Wenn man ſie aber fragte: „Warum wollt ihr nicht ſchwören?" ſo antworteten ſie: „Unſer Gewiſſen duldet es nicht."

Zwiſchen der rechten Flanke des Karree und der Umzäunung der Iſaakskathedrale drängte ſich eine Menſchenmenge. Golizyn ging zwiſchen den Leuten herum und lauſchte.

In der Menge waren Bauern, Handwerker, Kleinbürger, Kaufleute, Leibeigene, Beamte und Leute unbeſtimmten Standes in ſeltſamer Kleidung, wie man ſie ſonſt nur in der Faſtnachtzeit ſieht: herrſchaftliche Mäntel mit Bauernmützen; bäuerliche Halbpelze mit hohen runden Hüten; ſchwarze Fräcke mit weißen Handtüchern und roten Schärpen ſtatt Gürteln. Einer hatte ein rußgeſchwärztes Geſicht wie ein Schornſteinfeger.

„Er hat viele Bekannte bei der Polizei; darum hat er sich die Fratze geschwärzt, damit man ihn nicht erkennt," erklärte man Golizyn.

„Die Fratze ist schwarz, aber das Gewissen ist weiß. Liebe uns, wenn wir schwarz sind, — wenn wir weiß sind, wird uns jeder lieben," sagte ihm der Schwarze selbst, die weißen Zähne wie ein Neger fletschend.

Manche hatten Waffen bei sich: altertümliche verrostete Säbel, Messer, Äxte, Grabscheite und eiserne Stangen, mit denen die Hausknechte das Eis von den Trottoirs abkratzen, sogar einfache Knüppel, wie man sie in den Tagen Pugatschows gebrauchte. Diejenigen aber, die mit leeren Händen gekommen waren, holten sich Scheite von dem am Zaune der Isaakskathedrale aufgestapelten Brennholz, rissen Steine aus dem Pflaster heraus und bewaffneten sich, die einen mit einem Holzscheite, die anderen mit Pflastersteinen.

„Angesichts einer solchen schweren Bedrückung des ganzen gemeinen russischen Volkes durch die ungeordnete und barbarische Willkür, hat sich Kaiser Konstantin Pawlowitsch entschlossen, diesem Zustande ein Ende zu machen," redete ein Handwerker mit ausgemergeltem, bösem und klugem Gesicht in fettiger Tellermütze und gestreiftem, mit einem Riemen umgürteten Hausrock.

„Zwei Häute schinden sie von einem jeden, die Verruchten!" zischte voller Haß ein zahnloser alter Leibeigener in einem Lakaienmantel aus Fries mit einer Unmenge von Pelerinen.

„Das Volk hat es schlimmer, das ganze Reich hat es schwerer! So schwer ist es!" jammerte ein Frauenzimmer mit rotem Gesicht und einem Badequast unter dem Arm, das wohl direkt aus dem Dampfbade kam. Ihr glotzäugiges Mädel in der ihm viel zu langen Jacke der Mutter hörte mit aufgerissenem Munde gierig zu, als verstünde es alles.

„Angesichts dieser grausamen Unterdrückung," fuhr der Handwerker fort, „wollte Kaiser Konstantin Pawlowitsch, Gott gebe ihm Gesundheit, das gemeine Volk Rußlands durch die edlen Herren befreien . . ."

„Die edlen Herren sind die größten Schurken in der Welt!" tönte es aus der Menge.

„Ihr gutes Leben geht zu Ende! Er wird es diesen Barbaren schon zeigen!"

„Sie haben nicht mehr lange zu herrschen, wenn nicht heute so morgen wird ihr Blut in Bächen fließen!"

„Die Freiheit, Kinder, die Freiheit!" rief jemand, und die ganze Menge entblößte wie ein Mann die Köpfe und bekreuzigte sich.

„Er kommt selbst her, um Gericht zu halten, er ist schon bei Pulkowo!"

„Nein, man hat ihn verhaftet, in Ketten gelegt und weggeführt!"

„Unser Liebster, unser Ärmster!"

„Tut nichts, Brüder, wir werden ihn schon freibekommen!"

„Hurra, Konstantin!"

„Sie kommen! Sie kommen!" hörte plötzlich Golizyn und wandte sich um: vom Admiralitäts-Boulevard her, hinter dem Zaune der Isaakskathedrale tauchte die Gardekavallerie auf. Die Reiter in Messinghelmen und Messingpanzern kamen im Gänsemarsch, je drei Mann in einer Reihe, langsam und vorsichtig, wie schleichend heran.

„Sie kommen wie schläfrige Fliegen gekrochen. Sie tun es wohl nicht gerne!" spottete man in der Menge.

Aber die Soldaten im aufrührerischen Karree luden die Gewehre und bekreuzigten sich:

„Gott sei Dank, es fängt an!"

Drittes Kapitel

Der Generalgouverneur Graf Miloradowitſch ſprengte an die Schützenkette heran, die vor der Front der Meuterer ſtand. In goldgeſtickter Uniform, mit ſeinen ſämtlichen Orden, mit dem blauen Andreasband um die Bruſt und dem Dreiſpitz mit weißen Federn auf dem Kopf ſaß er auf ſeinem tänzelnden Pferde wie ein junger Held.

Er war auf den Senatsplatz direkt aus der Garderobe der Ballettänzerin Katenjka Teljeſchowa gekommen. Sein etwas abgelebtes Geſicht mit den in die Schläfen gekämmten gefärbten Haaren und den öligen Äuglein hatte einen Ausdruck, als würde er alles in einem Nu in Ordnung bringen.

„Halt! Zurück!" ſchrieen ihm die Soldaten zu, und ein ſtählerner Halbbogen von Bajonetten richtete ſich gegen ihn.

— Der ruſſiſche Bayard, der Kampfgenoſſe Sſuworows, hat dreißig Schlachten ohne eine einzige Verwundung überſtanden und ſoll jetzt vor dieſen dummen Jungen Angſt kriegen! — dachte ſich Miloradowitſch.

„Kinder, — genug geſcherzt! Laßt mich durch!" ſchrie er ſie an und trieb das Pferd im Galopp gegen die Bajonette mit der gleichen Kühnheit, mit der er einſt auf den Schlachtfeldern im Geſchützfeuer ſeine Pfeife zu rauchen und die Falten an ſeinem amarantfarbenen Mantel zu ordnen pflegte. — Mein Gott, für mich iſt noch keine Kugel gegoſſen! — war ſeine ſtändige Redensart.

Aber die einfachen Augen der einfachen Menſchen ſtarrten ihn wie ſtählerne Bajonette an und ſchienen zu ſagen: — Ach, du Hanswurſt, Prahler, Aufſchneider!

„Wo wollen Sie hin, Graf! Sie werden Sie umbringen!" rief Obolenſkij, auf ihn zulaufend.

„Sie werden mir nichts tun! Es ſind doch keine Unmenſchen und Verbrecher, ſondern grüne Jungen und unglückliche Narren. Man muß mit ihnen Mitleid haben und ſie zur Vernunft zu bringen ſuchen," antwortete Miloradowitſch, ſeine weichen, vollen Lippen empfindſam ſpitzend.

Obolenſkij ſah dem finſteren Haß in den Geſichtern der Soldaten an, daß ſie im nächſten Augenblick den „Prahler" mit den Bajonetten empfangen würden.

„Stillgeſtanden! Gewehr bei Fuß!" kommandierte Obolenſkij und ergriff das Pferd Miloradowitſchs am Zaume. „Wollen Sie zurückreiten, Durchlaucht, und die Soldaten in Ruhe laſſen!"

Das Pferd ſchüttelte den Kopf, ſcheute und wich zurück. Der ſcharfe Rand des Zaumriemens ſchnitt Obolenſkij die Finger; er fühlte aber den Schmerz nicht und ließ den Riemen nicht los.

Miloradowitſchs Adjutant, der blutjunge Leutnant Baſchuzkij lief mit vor Entſetzen verzerrtem Geſicht heran und blieb keuchend neben dem Pferde ſtehen.

„Sagen Sie es ihm doch, Herr Leutnant, man wird ihn umbringen!" ſchrie ihm Obolenſkij zu.

Baſchuzkij winkte nur hoffnungslos mit der Hand.

Miloradowitſch aber ſah und hörte nichts mehr. Er gab dem Pferde die Sporen, und das Tier warf ſich vor. Die Schützenkette ließ es durch, und der Reiter ſprengte gegen die Front der Aufrührer.

„Kinder!" fing er die offenbar ſchon vorher zurechtgelegte Rede an mit der ſelbſtbewußten Vertraulichkeit eines alten Soldatenvaters. „Dieſen ſelben Degen, ſeht ihr ihn, mit der Inſchrift: ‚Meinem Freunde Miloradowitſch' ſchenkte mir als Zeichen der Freundſchaft der Zeſſarewitſch Konſtantin Pawlowitſch. Werde ich denn meinen Freund verraten und euch betrügen?"

Kachowſkij drängte ſich linkiſch ſeitwärts durch die Reihen der Soldaten vor und pflanzte ſich wenige Schritte vor Miloradowitſch auf. Mit der linken Hand umſpannte er den Griff des Dolches, der im roten Gürtel ſteckte, — Obolenſkij bemerkte, daß von den beiden Piſtolen, die er im Gürtel gehabt hatte, eine fehlte, — und hielt die rechte unnatürlich verrenkt im Buſen ſeines Schafpelzes.

„Gibt es denn unter euch keine alten Soldaten Sſuworows? Sind denn hier lauter dumme Jungen und Kanaillen in Fräcken?“ fuhr Miloradowitſch mit einem Blick auf Kachowſkij fort.

Jener tat aber ſo, als hörte er aufmerkſam zu, und ſtarrte ihm gerade, unbeweglich und unverwandt ins Geſicht. Obolenſkij erſchrak vor dieſem Bild. Faſt beſinnungslos entriß er einem neben ihm ſtehenden Soldaten das Gewehr und fing an, das Pferd Miloradowitſchs mit dem Bajonett in die Flanke zu ſtechen.

Kachowſkij ſah ſich nach ihm um, und Obolenſkij glaubte in ſeinem Geſicht ein kaum wahrnehmbares ſpöttiſches Lächeln zu ſehen.

Das Pferd bäumte ſich. Miloradowitſch hörte einen ihm wohlbekannten Ton: es klang, wie wenn eine Champagnerflaſche entkorkt würde. — „Da iſt es!“ ſagte er ſich, hatte aber nicht mehr Zeit hinzuzufügen: „Für mich iſt noch keine Kugel gegoſſen!“

Im weißen Rauchwölkchen ſchwebte das weiße Röckchen der Ballettänzerin vorbei; zwei roſa Beinchen ragten aus dem Röckchen wie zwei Staubfäden aus einem umgekehrten Blütenkelch. Er ſpitzte ſeine vollen Lippen wie ein Greis oder wie ein Säugling, wie er ſie im letzten Akt des Ballets zu ſpitzen pflegte, wenn er händeklatſchend ſchrie: „Bravo, Teljeſchowa, bravo!“ Katenjka warf ihm die letzte Kußhand zu, und der ſchwarze Vorhang fiel.

Er warf plötzlich die Arme empor und zappelte wie ein Hampelmann. Der Hut fiel ihm vom Kopf und entblößte die gefärbten Haare, und über die blaue Seide des Andreasbandes rieſelte es hellrot.

Obolenſkij fühlte, wie das ſpitze Eiſen des Bajonetts in etwas Lebendiges und Weiches eindrang; er wollte es herausziehen, konnte es aber nicht — das Eiſen ſaß zu feſt. Als aber das Rauchwölkchen ſich zerſtreut hatte, ſah er, daß Miloradowitſch, vom Pferde gleitend, auf ſein Bajonett gefallen war und die Spitze in ſeinem Rücken zwiſchen den Rippen ſteckte.

Endlich zog Obolenſkij das Bajonett mit großer Anſtrengung heraus.

„Wie ekelhaft!“ ſagte er ſich, und ſein Geſicht verzerrte ſich ebenſo ſchmerzvoll wie beim Duell mit Swinjin.

Aus dem Karree krachte eine Gewehrſalve, und über den Platz rollte der freudige Schrei: „Hurra, Konſtantin!“ Sie freuten ſich, weil ſie fühlten, daß das Richtige erſt jetzt beginne, nachdem das erſte Blut gefloſſen war.

Kachowſkij kehrte ebenſo ungelenk wie vorhin ſeitwärts ins Karree zurück. Sein Geſicht war ruhig, beinahe nachdenklich. Als die Schreie und Schüſſe ertönten, hob er erſtaunt den Kopf; er ließ ihn aber gleich wieder ſinken und wurde noch nachdenklicher.

— Ja, dieſer wird vor nichts ſtehen bleiben. Wenn der Kaiſer herkommt, ſo iſt es um ihn geſchehen! — dachte ſich Golizyn.

Viertes Kapitel

„Denk dir nur, Komarowſkij, es gibt Leute, die leider die gleiche Uniform wie wir beide tragen und die mich ...“ begann der Kaiſer mit einem ſchiefen Lächeln, wie ein Menſch,

der heftige Zahnſchmerzen hat, und ſchloß mit Selbſtüberwindung: „einen Uſurpator nennen!“

Das Wort „Uſurpator“ im Munde des Selbſtherrſchers aller Ruſſen ſetzte den General Komarowſkij dermaßen in Erſtaunen, daß er im erſten Augenblick nicht wußte, was darauf zu ſagen. „Die Schurken!“ ſagte er ſchließlich; und da er glaubte, daß dies noch zu wenig ſei, fügte er einen derben ruſſiſchen Fluch hinzu.

Der Kaiſer, in bloßer Uniform des Ismailowſchen Regiments mit dem blauen Andreasband, die er für den Gottesdienſt angelegt hatte, ſaß auf einem weißen Pferd, von einer Suite von Generälen und Flügeladjutanten umgeben, an der Spitze eines Bataillons des Preobraſchenſkiſſchen Leibgarderegiments, das auf dem Admiralitätsplatze, dem Newſkij gegenüber, in einer Kolonne aufgeſtellt war.

Die Stille des Wintertages war umſo vollkommener, als auf den von den Truppen beſetzten Plätzen und Straßen jeder Wagenverkehr aufgehört hatte. Die nahen Stimmen klangen wie in einem Zimmer, und aus der Ferne, vom Senatsplatze her tönte ein ununterbrochenes gedehntes Brauſen, dem Brauſen der Meeresbrandung ähnlich, und dazwiſchen klangen einzelne Ausrufe wie das Knirſchen der von den zurückflutenden Wellen fortgetragenen Steine: „Hurra-rra-rra!“ Plötzlich knatterten Gewehrſchüſſe, das Stimmengebraus wurde ſtärker, ſchien näher zu kommen, und wieder klang es: „Hurra-rra-rra!“

General Komarowſkij blickte den Kaiſer verſtohlen von der Seite an. Nikolais Geſicht unter dem tief in die Stirne gedrückten ſchwarzen Dreiſpitz mit den ſchwarzen Federn hatte eine durchſichtige blaue Bläſſe angenommen, und die tiefliegenden dunklen Augen waren weit aufgeriſſen. — Angſt hat große Augen, — kam es Komarowſkij plötzlich in den Sinn.

„Hörst du diese Schreie und Schüsse?" wandte sich der Kaiser an ihn. „Ich werde ihnen zeigen, daß ich kein Feigling bin!"

„Alle bewundern den Mut Eurer Kaiserlichen Majestät; es ist aber Ihre Pflicht, Ihr kostbares Leben zum Wohle des Vaterlandes zu schonen," antwortete Komarowskij.

Der Kaiser aber fühlte, daß er das von der Feigheit lieber nicht hätte sagen sollen. Er sprach und benahm sich unnatürlich wie ein Sänger, der aus dem Ton gefallen ist, oder wie ein Schauspieler, der seine Rolle nicht gelernt hat.

„Ritter ohne Furcht und Tadel," — das war die Rolle, die er spielen sollte. Angefangen hatte er gut. „Vielleicht werden wir beide heute abends nicht mehr am Leben sein, aber wir werden sterben, nachdem wir unsere Pflicht getan haben," hatte er des Morgens beim Ankleiden zu Benkendorf gesagt. Später hatte er an die Kommandeure des Gardekorps die Worte gerichtet: „Ihr bürgt mir mit euren Köpfen für die Ruhe der Residenz; und was mich betrifft, so werde ich, und wenn ich auch nur eine Stunde lang Kaiser bin, zeigen, daß ich dessen würdig war!"

Als er aber das Wort „Meuterei" hörte, wurde es ihm kalt ums Herz und finster vor den Augen, und alles drehte sich wie im Wirbel.

Ohne ersichtlichen Grund stürzte er sich zuerst in die Schloßhauptwache, — er glaubte wohl, daß die Aufrührer im Palais einbrechen würden, — und wollte an den Türen Wachtposten aufstellen; dann lief er in das Hauptportal und stieß hier mit dem Obersten Chwoschtschinskij zusammen, der verwundet, mit verbundenem Kopf, direkt aus der Kaserne des Moskauer Regiments geritten kam. Als der Kaiser die blutige Binde sah, fuchtelte er mit den Armen und schrie: „Schafft ihn weg, schafft ihn weg! Versteckt ihn doch!" Er fürchtete, daß der Anblick des

Blutes die Menge erregen würde, obwohl gar keine Menge zu sehen war.

Dann stand er ganz allein, ohne Suite auf dem Schloßplatze in der Menge, die sich hier drängte; er redete ihnen etwas zu, suchte ihnen etwas zu beweisen, las und erklärte das Manifest und bat sie inständig: „Setzt eure Mützen auf, setzt eure Mützen auf, ihr werdet euch erkälten!" Die Leute schrieen Hurra, knieten nieder und griffen nach seinen Rockschößen, Händen und Füßen: „Väterchen-Zar, unser Vater! Wir werden alles in Stücke reißen und dich nicht verraten!" Ein Kerl mit rotem Gesicht, mit einem Fuchspelz bekleidet, versuchte ihn zu küssen; aus seinem Munde roch es nach Schnaps, Zwiebeln und noch etwas Ekelhaftem, wie nach rohem Fleisch. In den hintern Reihen krakeelte aber ein Betrunkener; man suchte ihn zum Schweigen zu bringen, man schlug ihn, aber er schrie doch:

„Hurra, Konstantin!"

Der Kaiser beruhigte sich ein wenig und faßte Mut, als er sah, daß das Bataillon des Preobraschenskijschen Leibgarderegiments sich vor dem Schlosse zu einer Kolonne formierte.

Endlich versammelte sich die Suite; man brachte ihm sein Pferd.

„Kinder! Die Moskauer machen dumme Geschichten. Ihr laßt euch von ihnen nicht verleiten und tut tapfer eure Sache! Seid ihr bereit, mir zu folgen, wohin ich befehle?" schrie er, die Front abreitend, mit seiner gewohnten befehlenden Stimme.

„Zu Befehl, Eure Kaiserliche Majestät!" antworteten die Soldaten etwas unsicher und nicht wie aus einem Munde; aber es war noch gut, daß sie überhaupt antworteten.

„Bataillon halb rechts marsch!" kommandierte der Kaiser und führte sie auf den Admiralitätsplatz.

Auf dem Newskij hielt er aber, da er nicht wußte, was zu tun. Er entschloß sich, auf den General Ssuchosanet, den Kommandeur

der Gardeartillerie, zu warten, den er auf Rekognoszierung geschickt hatte.

Das alles flimmerte vor ihm wie eine Fiebervision vorbei, als er die Augen schloß und für eine Sekunde das Bewußtsein verlor; solche ohnmachtähnliche Anfälle von Bewußtlosigkeit befielen ihn öfters.

Ihn weckte die Stimme des Generaladjutanten Ljewaschow, der nach dem Geschrei und den Schüssen auf dem Senatsplatze auf ihn zuritt.

„Eure Majestät, Graf Miloradowitsch ist verwundet."

„Lebt er?"

„Die Verwundung ist schwer, er wird sie kaum überstehen."

„Nun, es ist seine Schuld, er hat es verdient," erwiderte der Kaiser achselzuckend, und seine feinen Lippen verzerrten sich zu einem solchen Lächeln, daß es allen plötzlich ganz unheimlich wurde.

— Ja, es ist nicht Alexander Pawlowitsch! Wartet nur, er wird euch schon eine Konstitution zeigen! — dachte sich Komarowskij.

„Nun, wie steht's, Iwan Onufritsch?" wandte sich der Kaiser an den General Sjuchosanet, der in diesem Augenblick heransprengte.

„Cela va mal, sire. Die Meuterei greift um sich. Die Meuterer hören auf keine Ermahnungen. Die Regimenter, die den Eid schon geleistet haben, sind unzuverlässig und können jeden Augenblick zu den Meuterern übergehen; dann sind schreckliche Dinge zu erwarten. Wollen Majestät die Artillerie kommen lassen," schloß Sjuchosanet seinen Bericht.

„Du sagst ja selbst, daß sie unzuverlässig ist?"

„Was soll man machen, es gibt kein anderes Mittel. Ohne Artillerie wird man nicht auskommen können..."

Der Kaiſer hörte ihm aber nicht mehr zu. Er fühlte, wie ihm im Rücken Ameiſen krabbelten und wie ſein Unterkiefer zitterte. — Es kommt von Kälte, — tröſtete er ſich, wußte aber, daß es nicht die Kälte allein war. Er erinnerte ſich, wie er in ſeiner Kindheit während eines Gewitters in ſein Schlafzimmer zu laufen, ſich aufs Bett zu werfen und den Kopf unter das Kiſſen zu ſtecken pflegte; ſein Erzieher Lamsdorff zerrte ihn aber am Ohre heraus. Er fühlte mit ſich ſelbſt Mitleid. Was wollen ſie alle von ihm? Was hat er ihnen getan? — Unſchuldiges Opfer des Willens ſeines Bruders! Pauvre diable! Armer Kerl! Armer Nixe! —

Als er wieder zu ſich kam, ſah er, daß zu ihm nicht mehr der General Sſuchoſanet ſprach, ſondern General Woſinow, der Kommandeur des Gardekorps.

„Majeſtät, das Ismailowſche Regiment iſt unruhig und ſchwankend ..."

„Was ſagen Sie? Was ſagen Sie? Wie unterſtehen Sie ſich?" ſchrie ihn plötzlich der Kaiſer mit ſolcher Wut an, daß jener erſtarrte und vor Erſtaunen die Augen aufriß. „Ihr Platz iſt nicht hier, Herr, ſondern dort, wo die Ihnen anvertrauten Truppen den Gehorſam verweigern!"

„Ich erlaube mir, Eurer Majeſtät zu bemerken ..."

„Maul halten!"

„Majeſtät ..."

„Maul halten!"

Und ſo oft jener nur den Mund auftat, ertönte dieſes wahnſinnige Geſchrei.

Der Kaiſer wußte, daß er gar keinen Grund hatte, ſo zu zürnen, aber er konnte ſich nicht beherrſchen. Es war, als fließe durch ſeine Adern ein wärmender, kräftigender, feuriger Trank. Die gemeinen Ameiſen im Rücken und das Zittern des Unter-

kiefers waren weg. Wieder ein Ritter ohne Furcht und Tadel; Selbstherrscher und kein Usurpator. Er begriff, daß er gerettet ist, wenn er nur ordentlich in Wut gerät.

Ein unbekannter Dragonerrittmeister, ein langer Mensch mit gelblicher Gesichtsfarbe, schwarzen Augen, schwarzem Schnurrbart und einer schwarzen Binde an der Stirn, ging auf ihn zu und richtete auf ihn einen respektvollen, aber auffallend ruhigen Blick; in dieser Ruhe war etwas, was den Abstand zwischen dem Kaiser und dem Untertanen aufhob.

„Was wollen Sie?" fragte der Kaiser, sich unwillkürlich nach ihm umwendend.

„Ich war mit ihnen, habe sie aber verlassen und mich entschlossen, reümütig zu Eurer Majestät zurückzukehren." antwortete der Offizier mit der gleichen Ruhe.

„Sie heißen?"

„Jakubowitsch."

„Ich danke Ihnen, daß Sie Ihre Pflicht nicht vergessen haben!" Der Kaiser reichte ihm die Hand, und Jakubowitsch drückte sie mit dem Lächeln, das die in ihn verliebten Damen „dämonisch" nannten.

„Gehen Sie also zu ihnen, Herr, Jakubowskij ..."

„Jakubowitsch," korrigierte jener mit Nachdruck.

„Und sagen Sie ihnen in meinem Namen, daß ich ihnen verzeihe, wenn sie die Waffen strecken."

„Ich will es tun, Majestät, werde aber lebend nicht zurückkommen."

„Nun, wenn Sie fürchten ..."

„Hier ist ein Beweis, daß ich nicht zu den Feiglingen gehöre. Meine Ehre ist mir mehr wert als mein verwundeter Kopf." Jakubowitsch lüftete den Hut und zeigte auf seine Kopfbinde. Dann

zog er den Säbel aus der Scheide, band ein weißes Tuch daran und ging als Parlamentär auf den Senatsplatz zu den Meuterern.

„Ein tapferer Kerl!“ sagte jemand in der Suite.

Der Kaiser schwieg und runzelte die Stirn.

Der Parlamentär kam lange nicht zurück. Endlich wurde in der Ferne sein weißes Tuch sichtbar. Der Kaiser konnte ihn gar nicht erwarten und ritt selbst auf ihn zu.

„Nun, wie steht's, Herr Jakubowskij?“

„Jakubowitsch,“ korrigierte jener mit noch größerem Nachdruck. „Die Leute sind rasend, Majestät. Sie wollen auf nichts hören.“

„Was wollen sie denn?“

„Gestatten, Majestät, daß ich es Ihnen ins Ohr sage.“

„Nehmen Sie sich in Acht, er hat die Visage eines Räubers!“ raunte Benkendorf dem Kaiser zu.

Der Kaiser neigte sich aber schon zu ihm und hielt sein Ohr hin.

— Jetzt könnte man ihn töten, — dachte sich Jakubowitsch. Er war kein Feigling; hätte er sich entschlossen, ihn zu töten, so wäre er nicht zurückgeschreckt. Aber er wußte nicht, warum und wofür er ihn hätte töten sollen. Der verstorbene Alexander Pawlowitsch hatte es verdient, — er hatte ihn bei der Beförderung übergangen; aber was hat ihm dieser getan? Außerdem glaubte er, ein Zarenmörder müsse unbedingt schwarz gekleidet sein und auf einem schwarzen Pferde sitzen; außerdem müsse es bei einer Parade, im hellen Sonnenschein und bei Musik geschehen. Aber so einfach töten ist doch gar kein Vergnügen!

„Sie wollen, daß Eure Majestät selbst zu ihnen kommen. Sie wollen nur mit Ihnen sprechen und sonst mit niemand,“ flüsterte er ihm ins Ohr.

„Mit mir? Wovon denn?“

„Von der Konstitution.“

Er log: er hatte mit den Meuterern gar nicht verhandelt. Als er ſich ihnen näherte, hatten ſie ihm zugerufen: „Schuft!“ und nach ihm gezielt. Er hatte nur Michail Beſtuſchew zwei Worte zugeflüſtert und dann kehrt gemacht.

„Wie denkſt du darüber?“ fragte der Kaiſer Benkendorf, nachdem er ihm die Worte Jakubowitſchs ins Ohr geflüſtert hatte.

„Man ſollte eine ordentliche Kartätſchenſalve geben, das denke ich mir, Majeſtät!“ rief Benkendorf empört.

— Kartätſchen oder Konſtitution? — fragte ſich der Kaiſer, und ſein bleiches Geſicht wurde noch bleicher; wieder krabbelten ihm die Ameiſen am Rücken, und der Unterkiefer begann wieder zu zittern.

Jakubowitſch ſah ihn an und begriff, daß er recht gehabt, als er vorhin Michail Beſtuſchew zugeflüſtert hatte:

„Haltet euch, — ſie haben Angſt!“

Fünftes Kapitel

„Von hier ſieht man es beſſer, klettern Sie herauf!“ rief Obolenſkij Golizyn zu und half ihm, auf den Haufen von Granitquadern zu ſteigen, die, für den Bau der Iſaakskathedrale vorbereitet, am Fuße des Denkmals Peter des Großen lagen.

Golizyn überblickte den Platz.

Vom Senat bis zur Admiralität, von der Kathedrale bis zum Quai und noch weiter, längs der ganzen Newa bis zur Waſſiljewſkij-Inſel wogte eine vieltauſendköpfige Menge — unzählige gleichmäßig ſchwarze, kleine, wie die Körner von Kaviar zuſammengepreßte Köpfe, Köpfe, Köpfe. Die Menſchen hingen an

den Bäumen des Boulevards, an den Laternenpfählen, an den Regenrinnen; sie drängten sich auf den Dächern der Häuser, auf dem Giebel des Senats, auf den Galerien des Admiralitätsturmes wie in einem riesenhaften Amphitheater mit aufsteigenden Zuschauerreihen.

Im gleichmäßigen Meere der Köpfe unten auf dem Platze bildeten sich ab und zu Wirbel.

„Was ist das?" fragte Golizyn, auf einen solchen Wirbel zeigend.

„Man hat wohl einen Spion erwischt," antwortete Obolenskij.

Golizyn sah einen Menschen laufen ohne Mütze, in goldgestickter Flügeladjutantenuniform, an der ein Rockschoß abgerissen war, in blutbefleckter weißer Reithose.

Zuweilen ertönten Schüsse, und die Menge stürzte auf die Seite, kehrte aber gleich wieder auf den früheren Platz zurück: die Neugier war mächtiger als die Furcht.

Die Truppen, die dem Kaiser Nikolai den Eid geleistet hatten, umgaben das Karree der Aufrührer von allen Seiten: direkt vor ihnen stand das Preobraschenskij-Regiment, links das Ismailowsche; rechts die — Gardekavallerie, weiter am Quai entlang, mit dem Rücken zur Newa die Chevaliergarden, die Finnländer, die berittenen Pioniere; in der Galernaja-Straße — das Pawlowsche Regiment, am Admiralitätskanal — das Ssemjonowsche.

Die Truppen wechselten ihren Platz, und ihnen folgten auch die Menschenwogen; und inmitten dieser ganzen Bewegung blieb das stählerne Viereck der Bajonette unbeweglich wie die Axe eines sich drehenden Rades.

Lange betrachtete Golizyn die beiden geraden Linien der schwarzen Striche und der weißen Kreuze: die Striche waren die Helmbüsche, die Kreuze — die Tornisterriemen; dazwischen lag

eine dritte, ebenſo gerade, doch abwechſlungsreiche Linie von Menſchengeſichtern. Und in allen dieſen Geſichtern las er den gleichen Gedanken, die gleiche Frage und Antwort, die er früher gehört hatte: „Warum wollt ihr nicht ſchwören?“ — „Weil es unſer Gewiſſen nicht duldet.“

Ja, die unerſchütterliche Feſte dieſes ſtählernen Vierecks iſt die heilige Feſte des menſchlichen Gewiſſens. Sie ſtützt ſich auf den Fels Peters und iſt ſelbſt wie dieſer ein unerſchütterlicher Fels.

In der Mitte des Karrees ſtanden die Mitglieder der Geheimen Geſellſchaft, Militärs und Zivileſten, „Menſchen von gemeinem Ausſehen in Fräcken“, wie es ſpäter in den Polizeiberichten hieß; hier befand ſich auch die Regimentsfahne mit den verſchoſſenen, brüchigen Falten goldgrüner Seide, zerfetzt und durchſchoſſen auf den Schlachtfeldern von Borodino, Kulm und Leipzig, — nun die heilige Fahne der ruſſiſchen Freiheit; hier ſtand ein aus der Senatswache herbeigeſchafftes, tintenbeſpritztes Tiſchchen mit irgendwelchen Papieren, vielleicht mit dem nicht zuendegeſchriebenen Manifeſt, — mit einem Brotlaib und einer Flaſche Wein — dem heiligen Mahl der ruſſiſchen Freiheit.

Am bleichen Himmel leuchtete das bleiche Geſpenſt der Sonne auf, und der ſtählerne Wald der Bajonette funkelte bleich vor dem grauen Granitfelſen, dem Sockel des Ehernen Reiters. Die dunkle Bronze leuchtete grün, und das übermenſchliche Antlitz wurde ſchrecklich lebendig.

— Mit Ihm oder gegen Ihn? — fragte ſich Golizyn wieder, wie damals während der Überſchwemmung. Was bedeutet dieſe Gebärde der Rechten, die er über dem Strudel der Menſchenwogen ausgeſtreckt hält wie über den Wogen der Sintflut? Damals hatte er die Sintflut gebändigt; wird er auch dieſe bändigen? Oder wird das raſende Pferd mit dem raſenden Reiter in den Strudel ſtürzen?

Ins Karree zurückgekehrt, erfuhr Golizyn, daß eine Attacke der Gardekavallerie erwartet werde; Rylejew war aber verschwunden, Trubezkoi war noch immer nicht erschienen, und es gab noch immer keinen Befehlshaber.

„Man muß einen andern Diktator wählen," sagten die einen.

„Aber wen? Von den mit den kleinen Epauletts und ohne Namen wird sich niemand dazu entschließen," entgegneten die andern.

„Obolenskij, Sie sind der Älteste, springen Sie ein!"

„Nein, meine Herren, verschonen Sie mich. Alles, was Sie wollen, aber das kann ich nicht auf mich nehmen."

„Was soll man machen? Seht, sie beginnen schon die Attacke!"

Zwei Schwadronen Gardekavallerie kamen im Trab hinter dem Bretterzaun der Isaakskathedrale hervor und formierten sich zu einem Karree, mit dem Rücken zum Lobanwowschen Hause.

Der Kollegienassessor Iwan Iwanowitsch Puschtschin ging im langen Mantel und hohem schwarzen Hut vor der Front auf und ab und rauchte sein Pfeifchen ebenso ruhig, wie er es in seinem Arbeitszimmer oder im Häuschen Puschkins zu Michailowskoje, unter dem gemütlichen Klappern der Stricknadeln Arina Rodionownas zu rauchen pflegte.

„Kinder, werdet ihr auf mein Kommando hören?" fragte er die Soldaten.

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren!"

Er befreite seine rechte Hand im grünen Glacéhandschuh aus dem Mantel, hob sie in die Höhe, als schwänge er einen unsichtbaren Säbel, und kommandierte:

„Stillgestanden! Gewehr in Ruh! Formiert ein Karree gegen die Kavallerie!"

Eine einzige Salve könnte die ganze Reiterei vernichten. Um die Leute nicht zwecklos niederzuknallen und zu erbosen, gab Puschtschin den Befehl, nur auf die Beine der Pferde und über die Köpfe der Reiter zu schießen.

Die Reiterei sprengte schon mit schwerem Gestampf heran. Eine Salve krachte, aber die Kugeln pfiffen über den Köpfen der Reiter hinweg.

Als der Pulverrauch sich verzogen hatte, sah man, daß die erste Attacke abgeschlagen war. Die Kavallerie war behindert durch die Enge, durch die vortretende Ecke des Zaunes, die sie umbiegen mußte, vor allem aber durch das Glatteis. Die unbeschlagenen Pferde glitten mit allen vier Beinen auf den eisüberzogenen Pflastersteinen aus und stürzten. Auch die Soldaten gingen nur sehr unwillig vor: sie begriffen, daß eine Kavallerieattacke aus einer Entfernung von zwanzig Schritten, bei einem direkt auf die Pferdeköpfe gerichteten Gewehrfeuer unmöglich sei.

„Was kommt ihr daher, ihr Verdammten?" fluchten die Moskauer, indem sie den gestürzten Reitern auf die Beine halfen.

„Man muß schon vorgehen, wenn man getrieben wird. Vergelt's Gott, Brüder, daß ihr vorbeigeschossen habt, sonst wären wir wohl nicht am Leben geblieben!" dankten die Gardekavalleristen.

„Kommt doch zu uns herüber, Kinder!"

„Wartet nur, wenn es dunkel wird, kommen wir alle."

„Zurück! Richtet euch!" kommandierte der Regimentskommandeur General Orlow und fing an, die Kolonne zu einer zweiten Attacke zu formieren.

Aber die zweite gelang nicht besser als die erste. Die Bajonette senkten sich ebenso gleichmäßig, und die Pferde stürzten, gegen den stählernen Wald anrennend, zu Boden und zogen die

Reiter mit ſich. Die Menge hinter dem Zaune warf aber Steine, Ziegel und Holzſcheite. General Wojinow wurde beinahe totgeſchlagen, Herzog Eugen von Württemberg wie ein kleiner Junge mit Schneebällen beworfen.

Eine Attacke nach der andern zerſchellte wie Woge um Woge am unerſchütterlichen, unbeweglichen Viereck, und dieſes wurde nach jedem neuen Angriff gleichſam feſter und ſtarrer. Es ſtützte ſich gegen den Felſen Peters und war ſelbſt wie ein unwandelbarer Fels.

Plötzlich erklangen aus der Ferne zu den luſtigen Klängen von Militärmuſik die Schreie: „Hurra, Konſtantin!", und dreiundeinhalb Kompagnien der Flottenequipage, unter dem Kommando des Leutnants Michall Küchelbäcker und des Stabshauptmanns Nikolai Beſtuſchew kamen aus der Galernaja-Straße gelaufen.

Sie umarmten die Moskauer und tauſchten mit ihnen Küſſe aus.

„Liebe Brüder! Vergelt's Gott, daß ihr uns nicht im Stich gelaſſen habt!"

„Armee und Flotte haben ſich vereinigt!"

„Wir ſiegen zu Lande und auf dem Meere!"

Die Flottenequipage bildete ein neues Karree, rechts von den Moskauern auf der Brücke des Admiralitätskanals mit der Front zur Iſaakskathedrale.

Und wieder tönte es, jetzt von der andern Seite, vom Schloßplatz her:

„Hurra, Konſtantin!"

Über den Boulevard liefen in einzelnen Haufen, in aufgeknöpften Mänteln und mit in die Nacken geſchobenen Mützen, mit vollen Patronentaſchen und gefällten Bajonetten die Leibgrenadiere.

Sie hatten ſchon den Platz erreicht und waren über die an der Ecke des Admiralitätsboulevards und des Quais angehäuften Steine geklettert, als eine Verwirrung entſtand.

Der Regimentskommandeur Stürler lief die ganze Zeit neben ſeinen Soldaten her und flehte ſie an, in die Kaſernen zurückzukehren.

„Haltet euch, Brüder, hört nicht auf den Schurken!“ ſchrie der Regimentsadjutant, Leutnant Panow, Mitglied der Geheimen Geſellſchaft, der gleichfalls neben den Soldaten her lief.

„Für wen ſind Sie?“ fragte Kachowſkij, mit einer Piſtole in der Hand auf Stürler zulaufend.

„Für Nikolai!“ antwortete jener.

Kachowſkij ſchoß. Stürler griff ſich mit der Hand an die Hüfte und lief weiter. Zwei Soldaten folgten ihm mit gefällten Bajonetten.

„Stecht ihn tot, den verdammten Deutſchen!“

Die Bajonette bohrten ſich in ſeinen Rücken, und er fiel um.

Die Leibgrenadiere vereinigten ſich mit den Moskauern. Und wieder gab es Umarmungen und brüderliche Küſſe.

Das dritte Karree ſtellte ſich links vom erſten, mit der Front zum Quai und dem Rücken zur Iſaakskathedrale auf.

Auf dem Platze befanden ſich jetzt an die dreitauſend Mann Truppen und mehrere Zehntauſend anderer Menſchen, die auf den erſten Wink eines Befehlshabers zu allem bereit waren. Aber einen Befehlshaber gab es noch immer nicht.

Das Wetter ſchlug um. Vom Oſten kam ein eiskalter Wind. Der Froſt nahm zu. Die Soldaten in den bloßen Waffenröcken froren noch immer, traten von einem Fuß auf den andern und ſchlugen die Hände gegeneinander.

„Was ſtehen wir?“ fragten ſie verſtändnislos. „Es iſt, als wären wir ans Pflaſter angefroren. Die Beine ſind uns erſtarrt, die Hände erfroren, und wir ſtehen noch immer.“

„Euer Wohlgeboren, wollen Sie uns in eine Attacke führen!“ bat der Gefreite Ljubimow den Stabshauptmann Michail Beſtuſchew.

„Was für eine Attacke? Gegen wen?“

„Auf die Truppen, auf das Palais, auf die Feſtung, — wohin es Ihnen beliebt.“

„Man muß auf das Kommando warten, Bruder.“

„Ach, Euer Wohlgeboren, warten heißt die ganze Sache verderben!“

„Das muß man uns laſſen: warten und ſtehen können wir gut,“ bemerkte Kachowſkij mit giftigem Lächeln. „Unſer ganzer Aufſtand iſt eine ſtehende Revolution!“

— Stehende Revolution! — wiederholte Golizyn vor ſich hin mit ahnungsvollem Grauen.

Sechſtes Kapitel

Was geht vor? Auf was für einen Feind warten wir eigentlich?“

„Gar nichts verſtehe ich, Gott ſtrafe mich! Ein verfluchtes Durcheinander!“

Der Großfürſt Michail Pawlowitſch hörte dieſes Zwiegeſpräch zweier Generäle. Auch er verſtand gar nichts.

Von ſeinem Bruder Nikolai aus dem Städtchen Nennal, wo er auf dem Wege nach Warſchau Halt gemacht hatte, berufen, war er ſoeben hungrig, müde und erfroren nach Peters-

burg gekommen und direkt auf den Senatsplatz, in die Revolution, wie er ſagte: „Wie ein Huhn in die Suppe" geraten.

Als nach dem Mißerfolg der Kavallerieattacke die Obrigkeit einſah, daß man mit Gewalt nichts ausrichten könne, bat Michail Pawlowitſch den Kaiſer um Erlaubnis, mit den Meuterern zu ſprechen. Nikolai wollte es anfangs nicht erlauben, winkte aber dann traurig mit der Hand und willigte ein:

„Tu, was du willſt."

Der Großfürſt ritt auf die Front der Aufrührer zu.

„Guten Tag, Kinder!" rief er laut und luſtig wie bei einer Parade.

„Guten Tag, Kaiſerliche Hoheit!" antworteten die Soldaten ebenſo luſtig.

Der „plumpe Miſchka", der „wohltätige Griesgram" — „le bourru bienfaisant". Michail Pawlowitſch hatte ein rauhes Äußere und ein weiches Herz. Als einmal ein betrunkener Soldat, der auf der Straße lag, vor ihm ohne aufzuſtehen ſalutierte, verzieh er es ihm und ſagte: „Er iſt betrunken, aber klug." Auch jetzt war er bereit, den Meuterern für dieſes luſtige „Guten Tag" zu verzeihen.

„Kinder, was iſt mit euch los? Was habt ihr euch in den Kopf geſetzt?" fing er in ſeinem gemütlichen Tone an. „Der Zeſſarewitſch Konſtantin Pawlowitſch hat auf den Thron verzichtet, und ich kann es bezeugen. Ihr wißt doch, wie ich meinen Bruder liebe. In ſeinem Namen befehle ich euch: leiſtet den geſetzlichen . . ."

„Es gibt kein Geſetz, nach dem man auf zwei Kaiſer vereidigt werden ſoll!" antworteten viele Stimmen.

„Ruhe!" kommandierte der Großfürſt, aber man hörte nicht mehr auf ihn.

„Wir tun nichts Böses, aber auf Nikolai lassen wir uns nicht vereidigen!"

„Wo ist Konstantin?"

„Gib uns den Konstantin her!"

„Soll er selbst herkommen, dann werden wir es glauben!"

„Seid nicht eigensinnig, Kinder, sonst gibt's ein Unglück!" versuchte sich einer der Generäle einzumischen.

„Geh zu Teufels Großmutter! Ihr Generäle seid Verräter und macht euch nichts draus, jeden Tag zu schwören, aber für uns ist der Eid kein Spaß!" schrien sie ihn so wütend an, daß Michail Pawlowitsch endlich begriff, was da vorging, und erbleichte. Auch sein Pferd schien es begriffen zu haben: es erzitterte und wich zurück.

In der engen Gasse zwischen den beiden Karrees — dem der Flottenequipage und dem der Moskauer — warf sich Wilhelm Karlowitsch Küchelbäcker mit einer großen Pistole in der Hand sinnlos hin und her; es war dieselbe Pistole, die in den Schnee gefallen und naß geworden war; bald warf er seinen Mantel von den Schultern und zog ihn bald wieder an; zuletzt zog er ihn ganz aus und blieb im bloßen Frack stehen, lang, krumm, dünnbeinig, einem angeschossenen Reiher ähnlich.

„Voulez vous faire descendre Michel?" fragte dicht neben ihm eine bekannte, aber furchtbar veränderte Stimme, und es kam ihm plötzlich vor, als hätte er dies alles schon einmal erlebt.

„Je le veux bien, mais où est-il donc?"

„Sehen Sie, dort, der mit dem schwarzen Federbusch!"

Er kniff seine kurzsichtigen blauen Glotzaugen mit dem gleichen traurigen und sanften Ausdruck, den sie einst bei den Gesprächen mit seinem Lyzeumsfreund Puschkin „über Schiller, den Ruhm und die Liebe" hatten, zusammen und zielte.

Plötzlich fühlte er, wie jemand seinen Ellenbogen berührte. Er sah sich um und erblickte zwei Soldaten. Sie sagten nichts, der eine winkte nur dem andern mit den Augen und schüttelte den Kopf. Er begriff es aber: — Nicht doch! Laß ihn laufen!

„Kinder, wartet ein wenig; wir machen bald ein Ende!" sprach wieder jene bekannte Stimme, und wieder war es ihm, als hätte er es schon einmal erlebt.

Küchelbäcker hielt die Pistole dicht vor der Nase und betrachtete sie wie erstaunt.

„Sie scheint wirklich naß geworden zu sein," murmelte er verlegen.

„Ach du Kauz, Absolut Absolutowitsch! Bist wohl selbst naß geworden!" rief Puschtschin lachend und klopfte ihn freundlich auf die Schulter. Golizyn kam näher und horchte.

„Wir alle sind nicht ganz trocken, meine Herren!" bemerkte Kachowskij mit giftigem Lächeln.

„Und Sie selbst? Sie schießen doch besser als wir alle," versetzte Puschtschin.

„Ich hab genug! Zwei hab ich schon auf dem Gewissen und werde auch einen dritten haben," antwortete Kachowskij.

Golizyn begriff, daß der dritte — Nikolai Pawlowitsch sein sollte.

Am Ende des Admiralitätsboulevards und des Senatsplatzes hielt in der Nähe der aufrührerischen Karrees eine große Equipage mit acht Fenstern, auf hohen Sprungfedern, mit vergoldetem Bock, in der Art der altmodischen Chaisen. Ihr entstiegen zwei kleine Greise mit erschrockenen Gesichtern, in kirchlichen Ornaten: der Metropolit von Petersburg, Seraphim und der von Kijew — Jewgenij.

Irgend ein General hatte die beiden Eminenzen in der Schloßkirche aufgegriffen, als sie eben im Begriff waren, einen Dank-

gottesdienſt anläßlich der Thronbeſteigung des neuen Kaiſers abzuhalten, hatte ſie mit zwei Hypodiakonen in die Equipage geſetzt und auf den Platz gebracht.

Die beiden Greiſe ſtanden in der Menge vor der Schützenkette und flüſterten hilflos und ratlos.

„Geht nicht hin, man wird euch erſchlagen!" ſchrien die einen.

„Geht mit Gott! Das iſt ja euer geiſtliches Amt: Es ſind doch keine Heiden hier, ſondern getaufte Ruſſen!" redeten die andern zu.

Dem Metropoliten Jewgenij hatte man, als man ihn an den Schößen ſeines Ornats zurückzuhalten ſuchte, den Stock aus den Händen geriſſen, er kam ins Gedränge und wurde vom andern Metropoliten abgeſchnitten. Als Seraphim ſich nun allein ſah, war er dermaßen beſtürzt, daß er ſogar keine Angſt empfand und gar nicht wußte, was mit ihm vorging; es war ihm, als ſtürzte er kopfüber von einem Berge. Er bekreuzigte ſich nur und flüſterte, mit den kurzſichtigen Äuglein zwinkernd und ſich nach allen Seiten umſehend, Gebete.

Plötzlich ſah er vor ſich das erſtaunte, ruhige und gutmütige Geſicht des jungen Leutnants der Leibgarde-Flottenequipage Michail Karlowitſch Küchelbäcker, eines Bruders von Wilhelm, eines ebenſo ungelenken, langbeinigen und glotzäugigen Menſchen wie jener.

„Was wünſchen Sie, Väterchen?" fragte Küchelbäcker höflich, die Hand am Mützenrand. Der lutheriſche Deutſchruſſe wußte nicht, wie man einen Metropoliten anſpricht, und ſagte ſich, daß jeder „Pope" ein Väterchen ſei.

Seraphim antwortete nicht und begann bloß noch ſchneller mit den Augen zu zwinkern, zu flüſtern und ſich zu bekreuzigen.

Einſt nannten ihn die Salondamen wegen ſeines angenehmen Äußern „Seraphimtſchick". Nun war er über ſiebzig und hatte

ein gedunſenes Altweibergeſicht mit Schlitzaugen, einem herzförmigen Mund, einem winzigen Näschen und einem dünnen Spitzbärtchen. Er zitterte am ganzen Leibe, und auch ſein Bärtchen zitterte. Küchelbäcker fühlte Mitleid mit dem Alten.

„Was wünſchen Sie, Väterchen?" fragte er wieder, noch höflicher.

„Ich möchte hin, zu den Kriegern . . Mit den Kriegern reden," ſtammelte endlich Seraphim, mit ſeinen vollen Händchen auf das Karree der Meuterer weiſend.

„Ich weiß wirklich nicht," antwortete Küchelbäcker achſelzuckend. „Ich darf hier niemand durchlaſſen. Warten Sie übrigens, Väterchen, ich will ſofort . . ."

Und er lief davon. Seraphim hob aber ängſtlich die Augen und ſah die Soldaten an. Er hatte geglaubt, es ſeien keine Menſchen, ſondern Tiere. Er ſah aber gewöhnliche, gar nicht ſchreckliche Menſchengeſichter.

Er holte Atem, nahm ſich plötzlich mit jenem Mut, der manchmal die Feiglinge überkommt, die Mithra vom Kopfe, gab ſie dem Hypodiakon, legte ſich das Kreuz auf die Stirne und ging in die Menge. Die Soldaten machten ihm den Weg frei, präſentierten die Gewehre und fingen an, ſich zu bekreuzigen.

Er machte noch einige Schritte und ſtand plötzlich vor der Front des Karrees. Die Soldaten bekreuzigten ſich auch hier, ſchrien aber dabei:

„Hurra, Konſtantin!"

„Rechtgläubige Krieger!" begann Seraphim, und alle verſtummten und lauſchten ihm. Er ſprach ſo undeutlich, daß ſie nur einzelne Worte unterſcheiden konnten: „Krieger, beſänftigt euch . . . Ich flehe euch an . . . Schwört . . . Konſtantin Pawlowitſch hat dreimal verzichtet . . . Gott iſt Zeuge . . ."

„Laſſen Sie Gott lieber aus dem Spiel, Eminenz," ſagte eine Stimme, ſo leiſe und beſtimmt, daß alle ſich umſahen. Es war Fürſt Valerian Michailowitſch Golizyn.

„Was willſt du? Wer biſt du? Wo kommſt du her?" ſtammelte Seraphim. Plötzlich erbleichte er und begann zu zittern, aber nicht mehr vor Angſt, ſondern vor Wut. „Glaubſt du an Chriſtus?"

„Ja, ich glaube," antwortete Golizyn ebenſo leiſe und beſtimmt.

Seraphim hielt ihm das Kreuz hin.

„Nun, küſſe es, wenn du glaubſt!"

„Nur nicht aus Ihren Händen," ſagte Golizyn und wollte ihm das Kreuz aus der Hand nehmen.

Seraphim zog es aber zurück, von einem neuen, überirdiſchen Entſetzen gepackt, als hätte er erſt jetzt das erblickt, was er ſo ſehr fürchtete: im Geſicht des Aufrührers das Geſicht des Teufels.

„Geben Sie es doch, fürchten Sie nicht, ich werde es Ihnen zurückgeben. Vorläufig gehört es noch Ihnen, einmal werden wir es Ihnen aber abnehmen!" ſagte Golizyn, und ſeine Augen funkelten unter der Brille ſo drohend, daß Seraphim wieder zu zwinkern, zu flüſtern und ſich zu bekreuzigen anfing und ihm das Kreuz gab.

Golizyn nahm das Kreuz und küßte es mit frommer Andacht.

„Geben Sie es auch mir!" ſagte Kachowſkij.

„Auch mir! Auch mir!" riefen die andern.

Das Kreuz ging in der Runde von Hand zu Hand, und als es wieder zu Golizyn zurückkehrte, gab er es dem Metropoliten.

„Jetzt gehen Sie aber, Eminenz, und merken Sie ſich, daß Sie gegen Ihren Willen die ruſſiſche Freiheit mit dem Kreuze geſegnet haben."

Und er ſchrie wieder ſo begeiſtert wie beim Beginn des Aufſtandes: „Hurra, Konſtantin!“

„Hurra, Konſtantin!“ fielen die Soldaten ein.

„Geh, Väterchen, in die Kirche, dort iſt dein Platz!“

„Was biſt du für ein Metropolit, wenn du zweien den Eid geleiſtet haſt!“

„Betrüger, Verräter, Nikolais Deſerteur!“

Die Bajonette und Degen kreuzten ſich über Seraphims Kopf. Die Hypodiakonen liefen herbei, nahmen ihn unter die Arme und führten ihn fort.

„Da ſind auch ſchon die Geſchütze!“ ſagte jemand, auf die anfahrende Artillerie zeigend.

„Nun, alles, wie es ſich gehört,“ verſetzte Golizyn mit ſpöttiſchem Lächeln: „Nach dem Kreuze die Kartätſchen, nach Gott — das Tier!“

Siebentes Kapitel

Ich kann der Artillerie noch nicht ganz trauen,“ antwortete der Kaiſer, ſooft man ihm zuredete, daß er die Artillerie kommen laſſen möchte.

Er mißtraute nicht nur ihr, ſondern auch allen andern Truppen. Das Sſemjonowſche Regiment hatte den Aufrührern durch die Menge ſagen laſſen, daß es ſich ihnen anſchließen wolle; das Ismailowſche Regiment hatte das dreimalige „Guten Tag, Kinder!“ des Kaiſers unbeantwortet gelaſſen; auch die Finnländer auf der Iſaaksbrücke rührten ſich nicht.

— Wenn ſie zu den Aufrührern übergehen, — dachte ſich der Kaiſer, — ſo wird auch die Artillerie nicht helfen: die Geſchütze werden ſich gegen mich richten! —

„Bon jour, Karl Fjodorowitſch. Schauen Sie, was hier vorgeht. Ein netter Regierungsanfang — ein blutbefleckter Thron!" wandte er ſich an den General Toll mit dem früheren ſchiefen Lächeln, wie man es bei Zahnſchmerzen hat.

„Majeſtät, es gibt nur ein Mittel, allem ein Ende zu machen: das Geſindel mit Kartätſchen zuſammenzuſchießen!" antwortete Toll.

Der Kaiſer runzelte ſchweigend die Stirne; er fühlte, daß er etwas ſagen müſſe, wußte aber nicht, was. Er hatte wieder ſeine Rolle vergeſſen und fürchtete, einen falſchen Ton anzuſchlagen.

„Nur kein Blutvergießen," ſagte ihm Benkendorf vor.

„Ja, kein Blutvergießen," wiederholte der Kaiſer. „Nur kein Blutvergießen. Wollen Sie denn, daß ich am erſten Tage meiner Regierung das Blut meiner Untertanen vergieße?"

Er verſtummte und warf wie ein kleines Kind die Lippen auf. Wieder fühlte er Mitleid mit ſich, wieder wollte er vor Mitleid weinen: — Pauvre diable! Armer Kerl! Armer Nixe! —

Toll nahm Benkendorf unter den Arm, ritt mit ihm auf die Seite und fragte, mit den Augen auf den Kaiſer weiſend:

„Was hat er?"

„Wieſo?" Benkendorf tat, als verſtünde er nicht, und blickte mit geheucheltem Lächeln auf Tolls einfältiges Soldatengeſicht.

„Darf man denn dieſe Kanaillen ſchonen?" fragte Toll erſtaunt.

„Nun, darüber dürfen wir beide nicht urteilen. Die Barmherzigkeit des Kaiſers iſt grenzenlos. Er will nur im aller-

äußerſten Falle ſchießen laſſen. Unſer Plan iſt, ſie ſo einzuſchließen und einzuengen, daß ſie ſich ohne Blutvergießen ergeben."

Toll antwortete nichts. Der Schlachtengeneral, Kampfgenoſſe Sſuworows, Liebling Kutuſows und Kenner der Napoleoniſchen Taktik ſah, daß Benkendorf mit dem Leichtſinn ſprach, der einem Ignoranten eigen iſt, welcher niemals Pulver gerochen hat; daß das Karree der Aufrührer unerſchütterlich war: man konnte es wohl zuſammenſchießen, erdrücken, vernichten, aber nicht von der Stelle bringen; und daß, wenn der Aufruhr auch den Pöbel ergreift, in dieſer Enge, in der vieltauſendköpfigen Menge keine Schlacht, ſondern ein Handgemenge entſtehen muß; Gott allein weiß, womit das enden wird. Die dem Kaiſer treuen Truppen waren ſchwankend, und die Befehlshaber benahmen ſich ſo, wie immer vor einer verlorenen Schlacht; alle waren kopflos, rannten hin und her und erteilten und befolgten die unſinnigſten Ratſchläge: bis zum Morgen zu warten, in der Hoffnung, daß die Meuterer ſich vor Anbruch der Nacht von ſelbſt zurückziehen würden; oder die Feuerwehrſpritzen kommen zu laſſen, das Karree mit Waſſer zu begießen und „den Waſſerſtrahl dabei den Soldaten auf die Augen zu richten, was bei dem herrſchenden Froſt ſie bald kampfunfähig machen muß."

Endlich erſchien die Artillerie: der Kaiſer ließ ſich nach langen Überredungen herbei, ſie kommen zu laſſen. Von der Gorochowaja her kamen im Trab vier Geſchütze mit leeren Protzen, ohne Munition, unter dem Kommando des Oberſten Neſterowſkij.

„Herr Oberſt, haben Sie Kartätſchen mit?" fragte Toll.

„Zu Befehl, nein, Euer Exzellenz, es wurde mir nicht befohlen."

„Wollen Sie ſofort welche holen laſſen, denn man wird ſie bald brauchen," befahl Toll.

Er wußte, was er machte: durch den eigenmächtigen Befehl rettete er den Kaiſer und vielleicht auch das ruſſiſche Reich.

Von der Ecke des Newſkij bis zum Lobanowſchen Hauſe, vom Lobanowſchen Hauſe bis zum Zaune der Iſaakskathedrale und längs des Zaunes bis zu der letzten Ecke, die ihn von der Front der Aufrührer trennte, bewegte ſich der Kaiſer ſehr langſam, Schritt für Schritt, im Laufe mehrerer Stunden, die ihm wie eine Ewigkeit erſchienen.

An dieſer Ecke machte er Halt, fühlte ſich aber von einer unwiderſtehlichen Macht auch weiter hingezogen, um dieſe Ecke herum, von wo die Kugeln pfiffen, — ſo wird ein Span von einem Waſſerſtrudel hereingezogen. Er blickte die glatten grauen Bretter an und konnte von ihnen den Blick nicht losreißen: die Bretter an dieſer ſchrecklichen Ecke erinnerten ihn an ein Schaffot, an eine Wippe.

Er wußte, was ihn hinter die Ecke zog. „Ich will ihnen zeigen, daß ich kein Feigling bin," hatte er früher geſagt; auch die Worte Jakubowitſchs fielen ihm ein: „Sie wollen, daß Eure Majeſtät ſelbſt zu ihnen kommen." Warum ſchickt er die andern und geht nicht ſelbſt hin?

Hinter der Ecke kamen die Kugeln über die Köpfe geflogen: die Meuterer zielten wohl abſichtlich nach oben.

Die Ecke des Zaunes ſchützte den Kaiſer vor den Kugeln, und doch kam es ihm vor, als ob ſie über ſeinem Kopfe pfiffen.

„Was haſt du geſagt?" fragte er den General Benkendorf, der eben um die Ecke ritt und dem vorne ſtehenden Bataillon des Preobraſchenſkij-Regiments irgend einen Befehl erteilte.

„Ich habe geſagt, Majeſtät, daß die Dummköpfe ſich nicht vor jeder Kugel verbeugen ſollen," antwortete jener und ſah plötzlich, daß der Kaiſer ſelbſt den Kopf neigte.

Auf den blaſſen Wangen Nikolais waren zwei roſa Fleckchen hervorgetreten. Das angeſpornte Pferd trug den Reiter um die Ecke. Er ſah die Aufrührer, und ſie ſahen ihn. Sie ſchrien „Hurra, Konſtantin!“ und gaben eine Salve ab. Sie zielten aber wohl wieder nach oben und ſchonten ihn. Die Kugeln pfiffen über ihn wie Peitſchen, die nur drohen, und nicht ſchlagen, und in dieſem Pfeifen hörte er den Hohn: „Stabshauptmann Romanow, fürchteſt du dich?“

Er gab dem Pferd wieder die Sporen, das Tier bäumte ſich und hätte den Reiter wohl dicht vor die Front der Aufrührer getragen, wenn der Generaladjutant Waſſiltſchikow es nicht am Zaume ergriffen hätte.

„Wollen Majeſtät zurückreiten!“

„Laß!“ ſchrie der Kaiſer wie raſend. Jener hielt aber das Pferd feſt und hätte es nicht losgelaſſen, ſelbſt wenn es ihm das Leben koſtete; er war ein treuer Knecht.

Die Finger des Kaiſers, die die Zügel hielten, erlahmten plötzlich und löſten ſich. Waſſiltſchikow wandte ſein Pferd um, und es ſprengte zurück.

Der Kaiſer war ſich faſt nicht bewußt, was er tat, aber er empfand dasſelbe, wie in ſeiner Kindheit, wenn er bei einem Gewitter den Kopf unter ein Kiſſen ſteckte.

Als er wieder auf dem Schloßplatze war, kam er zu ſich. Er mußte ſich ſelbſt und den andern erklären, warum er jene ſchreckliche Stelle ſo plötzlich verlaſſen hatte. Er rief den Schloßkommandanten Baſchuzkij zu ſich heran und fragte, ob ſein Befehl, die Bewachung des Schloſſes durch zwei Kompagnien Sappeure zu verſtärken, ausgeführt ſei.

„Es iſt geſchehen, Majeſtät.“

„Sind die Wagen bereit?“ fragte er den Adjutanten Adlerberg.

„Zu Befehl, ja, Majeſtät."

Er hatte die Wagen bereitſtellen laſſen, um im äußerſten Falle die beiden Kaiſerinnen und den Thronfolger heimlich unter einer Eskorte von Chevaliergarden nach Zarskoie-Sſielo bringen zu laſſen.

„Wie geht es der Kaiſerin?" fragte der Kaiſer weiter.

„Sie iſt in größter Unruhe. Sie fleht Euer Majeſtät an, mitzukommen," antwortete Adlerberg.

Der Kaiſer verſtand es, mit ihr mitkommen, hieß fliehen.

„Und was glaubſt du?" fragte er, mit einem verſtohlenen Blick auf Adlerberg.

„Ich glaube, daß das Leben Eurer Kaiſerlichen Majeſtät . . ."

„Dummkopf!" ſchrie ihn der Kaiſer an. Und er wandte das Pferd um und ritt wieder auf den Senatsplatz.

Auf dem Turme der Admiralität ſchlug es drei. Die Dämmerung brach an. Es ſchneite. Weiße Fliegen wirbelten durch die immer dunkler werdende Luft.

Längs des Admiralitäts-Boulevards ſtand eine Kompagnie der Fußartillerie mit vier Geſchützen und Munitionskiſten voller Kartätſchen.

General Sſuchoſanet ritt auf den Kaiſer zu.

„Eure Hoheit . . ." fing er in Eile an.

Der Kaiſer ſah ihn ſo an, daß jener bereit war, in die Erde zu verſinken. Der „arme Kerl" erinnerte ſich aber, wie er vorhin ſelbſt kommandiert hatte: „Die Kompagnie Seiner Majeſtät bleibt bei mir." Was ſollte er von den andern verlangen, wenn er ſich ſelbſt nicht als „Majeſtät" fühlte.

„Eure Kaiſerliche Majeſtät," korrigierte ſich Sſuchoſanet, „der Abend iſt nahe, und die Dunkelheit iſt in dieſer Situation gefährlich. Geruhen Sie den Befehl zu geben, den Platz durch Geſchützfeuer zu ſäubern."

Der Kaiſer antwortete nicht und kehrte auf ſeinen früheren Platz am Zaune der Iſaakskathedrale zurück. Wieder die glatten, grauen Bretter und die ſchreckliche Ecke — das Schaffot oder die Wippe; wieder das Pfeifen der Kugeln, das Pfeifen der Peitſchen, die nicht ſchlagen, ſondern nur drohen und höhnen.

Früher hatte es hier zwei Mengen gegeben: die eine auf der Seite des Zaren, die andere auf der der Aufrührer; jetzt waren beide zu einer einzigen Menge zuſammengefloſſen. Es wurde immer dunkler, und die Menge drängte ſich in der Dunkelheit immer mehr gegen das Pferd des Kaiſers vor.

„Die Leute drücken wie verrückt. Wollen Majeſtät zurückreiten!“ rief jemand von der Suite.

„Tut mir den Gefallen, Kinder, und geht nach Hauſe. Der Kaiſer bittet euch darum,“ ermahnte Benkendorf.

„Wenn man auf mich ſchießt, kann man auch euch treffen,“ ſagte der Kaiſer.

„Wie ſanft der auf einmal iſt!“ tönte es aus der Menge.

„Jetzt, wo es euch ſchlecht geht, ſchmeichelt ihr uns, ſpäter werdet ihr uns ins Bockshorn jagen!“

„Wir gehen nicht, wir wollen mit ihnen ſterben!“

Die Geſichter wurden plötzlich böſe, und diejenigen, die ohne Mützen ſtanden, fingen an, ſie aufzuſetzen.

„Die Mützen herunter!“ ſchrie der Kaiſer, und wieder floß die Wonne der Wut wie Feuer durch ſeine Adern; wieder begriff er, daß er gerettet iſt, wenn er nur ordentlich in Wut gerät.

Plötzlich fing man an, hinter dem Zaune mit Steinen, Ziegeln und Holzſcheiten zu werfen.

„Wollen Sie vom Zaune weg, Majeſtät!“ ſchrie der Generaladjutant Waſſiltſchikow.

Ein ſchwarzhaariger, ſtumpfnäſiger Kerl in offenem Halbpelz und rotem Hemd ſaß rittlings auf dem Zaune, an der ſchrecklichen Ecke, wie ein Henker auf der Wippe.

„Da iſt ja unſer Pugatſchow!“ ſpottete er, dem Kaiſer gerade ins Geſicht blickend. „Majeſtät, was verſteckſt du dich hinter den Zaun? Komm mal her!“

Und die ganze Menge ſchrie und johlte:

„Pugatſchow! Pugatſchow! Griſchka Otrepjew! Falſcher Zar! Anathema!“

— Werden ſie mich vielleicht mit einem Stein oder einem Holzſcheit in die Schläfe treffen und wie einen Hund erſchlagen? — dachte ſich der Kaiſer voller Ekel und erinnerte ſich plötzlich, wie der Kerl mit dem roten Geſicht, der ihn am Morgen küſſen wollte, aus dem Munde nach rohem Fleiſch roch. Er fühlte Übelkeit. Es wurde ihm finſter vor den Augen. Arme und Beine waren plötzlich wie aus Watte. Er fürchtete, daß er vom Pferde fallen könnte.

„Hurra, Konſtantin!“ ſchrie man wieder. Im Dunklen blitzten Schüſſe auf, und es krachte eine Salve. Das erſchrockene Pferd taumelte in wilder Angſt.

„Eure Majeſtät, man darf keine Minute länger zögern, es iſt nichts zu machen, man muß mit Kartätſchen ſchießen,“ ſagte Toll.

Der Kaiſer wollte ihm antworten, konnte es aber nicht, denn ſeine Stimme verſagte. Und wie ihm einſt der Blitz vor den Augen zuckte, wenn ſein Erzieher Lamsdorff ſeinen Kopf bei einem Gewitter unter dem Kiſſen hervorzog, ſo durchzuckte ihn jetzt der Gedanke:

„Alles iſt verloren, es iſt das Ende!“

„Stehende Revolution“ — dieſe Worte Kachowſkijs fielen Golizyn ein.

Sie ſtehen da und tun nichts. Sie frieren wie früher in ihren bloßen Waffenröcken, treten, um ſich zu erwärmen, von dem einen Fuß auf den anderen und ſchlagen die Hände gegeneinander. Sie warten, ſie wiſſen ſelbſt nicht, worauf.

Mehr als vier Stunden ſtehen ſie ſo ohne die geringſte Bewegung, bis man alle Regimenter verſammelt hat, um ſie zu erdrücken. Sie ſind vom Zauber der Unbeweglichkeit wie verhext. Solange ſie ſtehen, ſind ſie eine unerſchütterliche Feſte, der Fels Petri; wenn ſie ſich aber nur zu rühren verſuchen, werden ſie gleich ſchwach und matt und können keinen Schritt tun. Wie in einem ſchrecklichen Traume bewegen ſie die Beine und wollen laufen, ſtehen aber auf dem gleichen Fleck.

Auch der Gegner ſteht. Als beſtünde darin der ganze Kampf: wer wird den andern im Stehen übertreffen?

— Hat denn Kachowſkij recht? — dachte ſich Golizyn. — Iſt denn unſer ganzer Aufſtand eine ſtehende Revolution? —

Der Sieg fällt ihnen ganz von ſelbſt zu, ſie nehmen ihn aber nicht, ſie laſſen ſich eine Gelegenheit nach der andern entgehen, ſie machen eine Dummheit nach der andern.

Als das Moskauer Regiment meuterte, ſollte es zu den andern Regimentern gehen, um ſie für ſich zu gewinnen; aber es ging auf den Platz in der Meinung, daß alle ſchon dort ſeien; erſt als es auf dem Platze eintraf, ſah es, daß noch niemand da war.

Als die Flottenequipage auszog, hätte ſie ihre Artillerie mitnehmen können: Geſchütze gegen Geſchütze könnten den Ausgang

der Erhebung entſcheiden; ſie hätten ſie mitnehmen können, hatten ſie aber nicht mitgenommen.

Die Leibgrenadiere hätten aber die Feſtung beſetzen können, die das Palais und die Stadt beherrſchte; ſie hätten das Palais beſetzen können, in dem ſich damals der Senat, der Reichsrat, die beiden Kaiſerinnen und der Thronfolger befanden, — ſie hätten es tun können, taten es aber nicht.

Aber trotz aller dieſer Fehler verfügten die Aufrührer über ungeheure Kräfte: ſie hatten dreitauſend Mann Truppen und eine zehnfache Menge Volkes, das auf den erſten Wink eines Befehlshabers zu allem bereit war.

„Gebt uns nur Waffen, wir werden euch in einer halben Stunde die ganze Stadt auf den Kopf ſtellen!" rief man aus der Menge.

„Man wird ſchießen. Was braucht ihr in den Tod zu gehen?" ſagten die Soldaten, indem ſie die Menge auseinandertrieben.

„Soll man nur ſchießen! Wir werden mit euch ſterben!" antwortete die Menge.

Den Willen zum Handeln hatte das Volk, ihn hatten auch die Truppen und die jüngeren Mitglieder der Geſellſchaft, aber nicht die älteren; dieſe hatten den einen Wunſch: zu leiden, zu ſterben, aber nicht zu handeln.

„Spielen Sie Schlagdame?" wandte ſich Kachowſkij an Golizyn.

„Was für eine Schlagdame?" fragte jener erſtaunt.

„Es iſt ſo ein Dameſpiel: wer mehr geſchlagen wird, der hat gewonnen."

„Was ſoll das heißen?"

„Es ſoll heißen, daß wir Schlagdame ſpielen. Wir laſſen uns voneinander ſchlagen, wir von ihnen, und ſie von uns. Wir

machen um die Wette Dummheiten, und wer ſich dümmer anſtellt, der hat gewonnen."

„Nein, es iſt keine Dummheit."

„Was iſt es denn?"

„Ich weiß nicht. Vielleicht kämpfen wir nicht nur gegen ſie; vielleicht iſt auch in uns ſelbſt ... Nein, ich weiß nicht, ich verſtehe es nicht zu ſagen ..."

„Sie verſtehen es nicht zu ſagen? Ach, Golizyn, auch Sie ſind ſo ... Übrigens iſt es vielleicht wirklich keine Dummheit, ſondern etwas anderes. Sie haben geſehen: eben hat man einen Spion gefangen, den Adjutanten Bibikow hat man beinahe erdrückt und halbtot geſchlagen; Michail Küchelbäcker nahm ſich aber ſeiner an: er führte ihn mit der größten Liebenswürdigkeit aus der Menge vor die Schützenkette hinaus, zog ſich ſogar den Mantel aus und gab ihn ihm, hüllte ihn ſorgfältig ein, damit ſich der Ärmſte nicht erkälte! Wir üben uns in der chriſtlichen Tugend: man ſchlägt uns auf die linke Backe, und wir bieten die rechte dar. Wir ſind ſelbſt verdorben und haben auch unſere Soldaten verdorben: da ſchießen ſie in die Luft und ſchonen ihre Feinde. Eine menſchenfreundliche Revolution, ein philantropiſcher Aufſtand! Wir retten unſer Seelenheil! Wir fürchten das Blut, wir wollen es ohne Blut machen. Es wird ſchon Blut geben, doch unſchuldiges Blut, und es wird auf unſere Köpfe fallen! Man wird uns wie Narren zuſammenſchießen, und wir verdienen es auch. Ewige Knechte! Gemeines Land, gemeines Volk! Niemals wird es in Rußland eine Revolution geben."

Er verſtummte plötzlich, wandte ſich weg, ergriff mit beiden Händen die Eiſenſtangen des Gitters, — ſie ſtanden vor dem Denkmal Peters — und fing an, mit dem Kopf gegen das Gitter zu ſchlagen.

„Hör doch auf, Kachowskij! Die Sache ist ja noch nicht verloren, ein Erfolg ist möglich ..."

„Möglich? Das ist eben das Gemeine, daß der Erfolg möglich ist! Aber man darf keine Minute verlieren, sonst wird es zu spät! Golizyn, helfen Sie um Gotteswillen, sagen Sie ihnen ... was tun sie? Was tun sie ... Aber Sie sind ja auch mit ihnen! Sie sind alle zusammen, aber ich ..."

Seine Lippen zitterten, und er verzog das Gesicht wie ein kleines Kind, das weinen will. Er ließ sich auf die steinerne Schwelle des Gitters sinken, stützte die Ellenbogen auf die Knie, preßte den Kopf mit den Händen zusammen und wiederholte mit dumpfem Schluchzen:

„Allein! Allein! Allein!"

Als Golizyn ihn ansah, begriff er, daß wenn es unter ihnen überhaupt einen Menschen gab, der seine Seele der gemeinsamen Sache opfern könnte, dieser Mensch nur Kachowskij sei; er begriff auch, daß es keine Worte gab, mit denen man ihn trösten und ihm helfen könnte. Er beugte sich schweigend über ihn, umarmte und küßte ihn.

„Meine Herren, kommen Sie schnell! Obolenskij ist zum Diktator gewählt. Gleich ist der Kriegsrat!" erklärte Puschtschin ebenso ruhig, als befänden sie sich nicht auf dem Platze, sondern am Teetisch bei Rylejew.

Obolenskij war fast gewaltsam zum Diktator ernannt worden. Als ältester Adjutant der Garde-Infanterie und eines der drei Mitglieder des Obersten Rates der Geheimen Gesellschaft hatte er mehr Anspruch als irgend jemand, Diktator zu sein. Wenn aber niemand den Oberbefehl übernehmen wollte, so wollte er es noch weniger als die anderen. Lange weigerte er sich; als er aber sah, daß die entschiedene Weigerung die ganze Sache ver-

derben könnte, willigte er endlich ein und entschloß sich, einen „Kriegsrat" abzuhalten.

Man rief die Leute zum Kriegsrat zusammen, und konnte sie doch unmöglich zusammenrufen. Sie gingen und blieben unterwegs nachdenklich stehen, immer vom gleichen Zauber der Unbeweglichkeit verhext.

„Warum stehen wir, Obolenskij? Worauf warten wir?" fragte Golizyn, an den Tisch in der Mitte des Karrees unter der Fahne tretend.

„Was sollen wir denn tun?" antwortete Obolenskij träge und unwillig, als dächte er an etwas anderes.

„Was heißt, was? Eine Attacke!"

„Nein, Golizyn, Sie können sagen, was Sie wollen, ich unternehme keine Attacke. So verderben wir die ganze Sache und zwingen die Regimenter, die uns wohlgesinnt sind, gegen uns vorzugehen. Die bitten ja nur um das eine, daß wir bis zum Anbruch der Nacht warten. ‚Wartet nur, bis es Nacht wird,' sagen sie, ‚und wir gehen alle einzeln zu euch herüber.' Wir haben auch zu wenig Truppen, die Kräfte sind viel zu ungleich."

„Und das Volk? Das ganze Volk geht mit uns, geben Sie ihm nur Waffen!"

„Gott behüte! Wenn wir ihnen Waffen geben, werden wir selbst nicht froh sein: es wird ein Handgemenge beginnen, ein Schlachten, ein Plündern; unschuldiges Blut wird fließen."

„Man muß das Blutvergießen auf jede Weise zu vermeiden suchen und die gesetzlichsten Mittel anwenden," wiederholte jemand die Worte des Diktators Trubezkoi.

„Wenn man uns aber vor Anbruch der Nacht zusammenschießt?" fragte Golizyn.

„Man wird uns nicht zusammenschießen; sie haben jetzt auch keine Munition," entgegnete Obolenskij noch immer träge und unwillig.

„Die Munition ist schnell geholt."

„Sie werden es sowieso nicht wagen, sie werden keinen Mut dazu haben."

„Und wenn sie doch Mut haben?"

Obolenskij antwortete nicht, und Golizyn sah, daß es zwecklos war, noch weiter zu sprechen.

„Seht, seht," rief Michail Bestuschew, „sie haben eine Batterie vorgeschoben!"

Das Bataillon des Preobraschenskij-Leibgarderegiments, das vor den anderen Regimentern stand, teilte sich in der Mitte, und in den freien Raum rollten drei Geschütze; man nahm sie von den Protzen und richtete sie mit den Mündungen auf die Aufrührer.

Bestuschew sprang auf den Tisch, um besser sehen zu können.

„Da ist auch die Munition! Gleich werden sie laden!" schrie er und sprang, den Säbel schwingend, vom Tisch. „Jetzt muß man sie attackieren und ihnen die Geschütze wegnehmen!"

Die Geschütze standen in einer Entfernung von weniger als hundert Schritten, von einem Zuge von Chevaliergarden gedeckt, der vom Oberstleutnant Anenkow, einem Mitglied der Geheimen Gesellschaft, kommandiert wurde. Man brauchte nur hinzulaufen und sich der Geschütze zu bemächtigen.

Alle wandten sich nach Obolenskij um und warteten auf sein Kommando. Er stand aber noch immer ebenso stumm und unbeweglich, mit gesenkten Augen da, als hörte und sähe er nichts.

Golizyn ergriff seine Hand.

„Obolenskij, was ist nun?"

„Wie?"

„Sehen Sie es denn nicht? Die Kanonen ſtehen vor unſerer Naſe, gleich werden ſie ſchießen.“

„Sie werden es nicht. Ich ſage Ihnen: ſie werden es nicht wagen.“

Golizyn wurde wütend.

„Verrückter! Verrückter! Was tun Sie!“

„Beruhigen Sie ſich, Golizyn. Ich weiß, was ich tue. Sollen ſie nur anfangen, wir kommen nach. So muß es ſein.“

„Warum muß es ſo ſein? Sprechen Sie doch! Was lallen Sie ſo, hol Sie der Teufel!“ ſchrie Golizyn voller Wut.

„Hören Sie, Golizyn,“ ſagte Obolenſkij, noch immer mit geſenkten Augen. „Gleich werden wir zuſammen ſterben. Zürnen Sie mir nicht, Liebſter, daß ich es nicht zu ſagen weiß. Ich weiß es ja ſelbſt nicht, aber es muß ſo ſein, anders dürfen wir nicht, wenn wir mit Ihm ſind ...“

„Mit wem?“

„Haben Sie Ihn vergeſſen?“ fragte Obolenſkij und hob die Augen mit einem ſtillen Lächeln, Golizyn ſchlug aber die ſeinen nieder.

Ein plötzlicher Schmerz durchdrang ſein Herz wie ein ſcharfes Meſſer. Derſelbe Schmerz, dieſelbe Frage, aber ſchon an einen andern gerichtet. „Mit Ihm oder gegen Ihn?“ Sein ganzes Leben lang hatte er ſich nur gewünſcht, in einem ſolchen Augenblick mit Ihm zu ſein; nun war dieſer Augenblick gekommen, und er hatte Ihn vergeſſen.

„Tut nichts, Golizyn, alles wird gut werden, alles wird gut werden,“ ſprach Obolenſkij. „Chriſtus ſei mit Ihnen! Chriſtus ſei mit uns allen! Vielleicht ſind wir auch nicht mit Ihm, aber Er iſt gewiß mit uns! Und was die Attacke betrifft,“ fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, „ſo werden wir ſchon einen Bajonettangriff machen, wir werden die Courage nicht verlieren,

wir werden ſehen, wer wen unterkriegt! ... Nun muß ich an die Front, ich bin doch immerhin Diktator!" Er lachte luſtig und lief, den Säbel ſchwingend, davon. Und alle ihm nach.

Als ſie die Front erreichten, erblickten ſie den General Sſuchoſanet, der von der Batterie hergeritten kam. Vor der Schützenkette angelangt, rief er den Soldaten etwas zu, mit dem Finger dorthin, wo der Kaiſer ſtand, weiſend, und ſie ließen ihn durch.

„Kinder!" rief Sſuchoſanet, dicht an die Front der Moskauer heranreitend. „Die Geſchütze ſtehen vor euch. Der Kaiſer iſt aber gnädig, er verſchont euch, und wenn ihr gleich die Waffen ſtreckt ..."

„Sſuchoſanet, wo iſt denn die Konſtitution?" rief man ihm aus dem Karree zu.

„Ich bin mit der Verzeihung gekommen, und nicht zum unterhandeln ..."

„Dann ſcher dich zum Teufel!"

„Und ſchick jemand her, der ſauberer iſt als du!"

„Stecht ihn, Kinder, haut ihn!"

„Rührt den Schurken nicht an, er iſt keine Kugel wert!"

„Zum letzten Male ſage ich euch: ſtreckt die Waffen, ſonſt werden wir ſchießen!"

„Schieß nur!" riefen alle und ſchimpften unflätig.

Sſuchoſanet gab ſeinem Pferde die Sporen, wandte es um und ließ es Galopp laufen, — die Menge machte ihm Platz, und er ritt zurück. Man gab auf ihn eine Salve ab, aber er war ſchon wieder bei der Batterie, und man ſah nur die weißen Federn von ſeinem Hute fliegen.

Golizyn ſah mit Entzücken, daß auch Obolenſkij geſchoſſen hatte.

Plötzlich erſchien am linken Flügel der Batterie ein Reiter auf weißem Pferde — es war der Kaiſer. Er ritt auf Sſuchoſanet zu, beugte ſich zu ihm vor und ſagte ihm etwas ins Ohr.

Es trat eine Stille ein, und man hörte Sſuchoſanet kommandieren:

„Batterie, ladet die Geſchütze!“

„Hurra, Konſtantin!“ ſchrien die Aufrührer wie raſend.

In der weißlichen Dämmerung glühten neben den bronzenen Mündungen der Geſchütze die roten Sternchen der rauchenden Lunten. Golizyn blickte gerade auf ſie, dem Tod in die Augen, und die alten Worte hatten für ihn einen ganz neuen Klang:

„Gott mit uns! Gott mit uns! Nein, Kachowſkij hat unrecht: es wird in Rußland wohl eine Revolution geben, und zwar eine, wie ſie die Welt noch nicht geſehen hat!“

Neuntes Kapitel

„Wenn ſie nicht ſofort die Waffen ſtrecken, laſſe ich ſchießen,“ hatte der Kaiſer geſagt, als er Sſuchoſanet zu den Meuterern ſchickte.

„Nun wie ſteht's?“ fragte er ihn, als er zurückkam.

„Majeſtät, die Wahnſinnigen ſchreien: Konſtitution! Sie verdienen Kartätſchen,“ wiederholte Sſuchoſanet die Worte Benkendorfs.

— Kartätſchen oder Konſtitution? — fragte ſich der Kaiſer wieder.

Sſuchoſanet wartete auf Befehle. Aber der Kaiſer ſchwieg, als hätte er ihn vergeſſen.

„Sind die Geſchütze geladen?“ fragte er endlich, die Worte langſam, mit Anſtrengung hervorbringend.

„Zu Befehl, ja, Majeſtät, aber nicht ſcharf. Befehlen mit Kartätſchen?“

„Ja. Geh," antwortete der Kaiſer ebenſo langſam und mühſelig. „Wart," rief er ihm nach, „der erſte Schuß in die Luft."

„Zu Befehl, Majeſtät."

Sſuchoſanet ritt zu den Geſchützen, und der Kaiſer ſah, daß man ſie mit Kartätſchen lud.

Die frühere Angſt hatte ſich verflüchtigt, und an ihre Stelle war eine neue, ihm noch unbekannte getreten. Er fürchtete nicht mehr für ſich, — er hatte begriffen, daß ſie ihm nichts tun und ihn bis zuletzt ſchonen würden, — aber er fürchtete das, was er ſelbſt tun würde.

Er erblickte Benkendorf und ritt auf ihn zu.

„Was ſoll ich tun, was ſoll ich tun, Benkendorf?" flüſterte er ihm ins Ohr.

„Was heißt, was? Sofort ſchießen laſſen, Majeſtät! Sonſt unternehmen ſie gleich eine Attacke und nehmen die Geſchütze weg."

„Ich kann nicht! Ich kann nicht! Warum verſtehſt du nicht, daß ich es nicht kann!"

„Die Empfindſamkeit des Herzens macht Eurer Majeſtät alle Ehre, aber jetzt iſt es um andere Dinge zu tun! Man muß ſich für eines von beiden entſchließen: entweder das Blut einzelner vergießen, um alles zu retten, oder das Reich opfern ..."

Der Kaiſer hörte zu, ohne etwas zu verſtehen.

„Ich kann nicht! Ich kann nicht! Ich kann nicht!" flüſterte er noch immer wie geiſtesabweſend. Und in dieſem Flüſtern war etwas ſo Neues und Schreckliches, daß Benkendorf erſchrak.

„Beruhigen Sie ſich, um Gotteswillen, beruhigen Sie ſich, Majeſtät! Geruhen Sie nur zu kommandieren, und ich nehme alles auf mich! ..."

„Gut, geh. Sofort ..." Der Kaiſer winkte ihm mit der Hand und ritt auf die Seite.

Er ſchloß für einen Augenblick die Augen und ſah ſo klar, als hätte er ihn vor ſich, den kleinen nackten Körper Saſchas. Es war ſchon lange her, vor fünf Jahren, in einer ſchwülen Gewitternacht, im blauen Schlafzimmer Saſchas im Schloſſe von Peterhof. Der Kleine zahnte; alle Nächte hatte er nicht geſchlafen, immerzu geweint und ſich im Fieber hin und hergeworfen, aber in dieſer Nacht war er ruhig eingeſchlafen. Alexandrine führte ihren Mann zu Saſchas Bettchen und ſchob leiſe die Vorhänge auseinander. Der Kleine hatte im Schlafe die Decke von ſich geworfen und lag nackt da, — ſein roſiges Körperchen war voller Grübchen, und er lächelte im Schlafe. „Regarde, regarde le donc! Oh, qu'il est joli, le petit ange!“ flüſterte Alexandrine lächelnd, und auch der Stabshauptmann Romanow lächelte.

„Was iſt mit mir los? Phantaſiere ich? Werde ich verrückt?“ Er kam zu ſich, öffnete die Augen und ſah den General Sſuchoſanet, der ihm ſchon zum dritten Male meldete:

„Die Geſchütze ſind geladen, Majeſtät!“

Der Kaiſer nickte ſtumm mit dem Kopf, und jener ritt wieder, ohne einen Befehl erhalten zu haben, verblüfft zu der Batterie zurück.

„Herr, rette mich! Herr, hilf mir!“ verſuchte der Kaiſer zu beten, konnte es aber nicht.

„Batterie, Einzelfeuer! Der rechte Flügel fängt an! Erſtes!“ ſchrie er plötzlich mit dem gleichen Gefühl, mit dem ein furchtſamer Mörder den Dolch hebt, nicht um ihn ins Fleiſch zu ſtoßen, ſondern nur um zu probieren.

„Fang an! Erſtes! Erſtes! Erſtes! rollte das Kommando von Offizier zu Offizier.

„Erſtes!“ wiederholte der jüngſte Offizier, der Kompagniechef Bakunin.

„Halt!" schrie der Kaiser. Er konnte den Schlag nicht führen, der Dolch fiel ihm aus der Hand.

Nach einigen Sekunden wieder:

„Fang an! Erstes!"

Und wieder:

„Halt!"

Und zum dritten Mal:

„Fang an! Erstes!"

Ein Riesenpendel schwang von Wahnsinn zu Wahnsinn, von Schrecken zu Schrecken.

Plötzlich fiel ihm ein, daß der erste Schuß über die Köpfe abgefeuert werden sollte. Soll er den letzten Versuch machen, ob sie nicht erschrecken, ob sie nicht auseinanderlaufen?

„Erstes! Erstes!" rollte wieder das Kommando.

„Erstes! Feuer!" schrie Bakunin.

Der Feuerwerker blickte verlegen drein und führte die Lunte nicht an das Zündrohr.

„Was hörst du nicht auf das Kommando, du Hundesohn?" schrie Bakunin, auf ihn zulaufend.

„Euer Wohlgeboren, es sind doch unsere Eigenen," antwortete jener leise und blickte den Kaiser an. Ihre Augen begegneten sich, und der Abstand zwischen ihnen war gleichsam verschwunden: es war kein Knecht, der den Zaren anblickte, sondern ein Mensch sah auf einen Menschen.

— Ja, es sind die Eigenen! Es ist Saschas Körper, Saschas Körper! —

„Halt!" wollte Nikolai schreien, aber eine schreckliche Hand preßte ihm die Kehle zusammen.

Bakunin entriß dem Feuerwerker die Lunte und führte sie selbst an das Zündrohr.

Es dröhnte und krachte ohrenbetäubend. Aber die Kartätſchen flogen über die Köpfe der Menge hinweg. Der Dolch bohrte ſich nicht ins Fleiſch und glitt vorbei.

Das Karree regte ſich nicht: ſich gegen den Felſen Petri ſtützend, ſtand es unbeweglich und unwankbar wie dieſer Fels. Als Antwort auf den Kanonenſchuß knatterte unordentliches Gewehrfeuer und erklang der triumphierende Schrei:

„Hurra! Hurra! Hurra! Konſtantin!"

Wie Waſſer ſich bei Berührung mit weißglühendem Eiſen in Dampf verwandelt, ſo verwandelte ſich das Entſetzen des Kaiſers in Raſerei.

„Zweites! Feuer!" ſchrie er, und das zweite Geſchütz krachte.

Eine Rauchwolke verdeckte die Menge, aber aus dem herzzerreißenden Schreien, Heulen, Kreiſchen und noch anderen ſeltſamen Lauten, die wie naſſes Klatſchen und Spritzen klangen, erriet er, daß die Kartätſchen mitten in die Menge eingeſchlagen hatten. Der Dolch war ins Fleiſch eingedrungen.

Als aber die Rauchwolke ſich verzogen hatte, ſah er das Karree noch immer ſtehen; eine kleine Gruppe hatte ſich von ihm losgelöſt und unternahm eine Attacke.

Da krachten aber das dritte, das vierte, das fünfte Geſchütz, und durch die von den Feuerblitzen durchkreuzten Rauchwolken konnte man ſehen, daß die Kartätſchen wie Hagel auf die kompakte Mauer der menſchlichen Körper niederpraſſelten.

Der Fels Petri war im Wege, aber ſie ſchoſſen auch auf ihn. Es war, als wollten ſie den Ehernen Reiter zuſammenſchießen.

Und als der ganze Platz leer geworden war, ſchoben ſie die Geſchütze vor und feuerten auf die Fliehenden in die Galernaja, auf den Engliſchen Quai, längs der Newa und ſogar auf die Waſſiljewſkij-Inſel.

„Geladen, Feuer! Geladen, Feuer!“ ſchrie Sſuchoſanet mit ſchon heiſerer Stimme.

„Geladen, Feuer! Geladen, Feuer!“ ſchrie ihm der Kaiſer nach.

Schlag auf Schlag, Schuß auf Schuß, — der Dolch drang ein, drang immer tiefer ein; ihm war es aber noch immer zu wenig, als ſtillte er einen unſtillbaren Durſt, und der feurige Trank floß durch ſeine Adern ſo berauſchend wie noch nie.

General Komarowſkij ſah den Kaiſer an und dachte ſich plötzlich und unwillkürlich:

— Kein Menſch, ſondern ein Teufel! —

Zehntes Kapitel

Golizyn ſtand vor dem eiſernen Gitter des Denkmals, mit dem Geſicht zur Batterie, als der erſte Schuß krachte und die Kartätſchen heulend über die Köpfe flogen und gegen die Mauern, Fenſter und das Dach des Senats praſſelten. Die Fenſterſcheiben klirrten, und Glasſcherben fielen herab. Zwei Menſchen, die auf eine Schale der Wage in den Händen der Göttin der Gerechtigkeit auf dem Giebel des Senats geklettert waren, fielen herunter, und einige Tote ſtürzten vom Dach und plumpſten auf das Pflaſter wie Mehlſäcke.

Aber die Menge auf dem Platze rührte ſich nicht.

„Hurra, Konſtantin!“ ſchrie die Menge triumphierend und herausfordernd.

„Kinder, mir nach! Formiert euch in eine Kolonne zur Attacke!“ kommandierte Obolenſkij, den Säbel ſchwingend.

— Hat er denn wirklich recht? — dachte ſich Golizyn. — Sie werden nicht wagen, zu ſchießen, ſie werden nicht den Mut haben? Wir haben ſie im Stehen übertroffen? Gleich machen wir einen Bajonettangriff und nehmen ihnen die Geſchütze weg! —

Aber da krachte ſchon der zweite Schuß, und die vorderſte Reihe der Moskauer ſank wie gemähtes Gras hin. Die hintern Reihen hielten ſich noch. Die Menge lief aber ſchon auseinander wie die Ameiſen in einem Haufen, in den ein Menſch getreten iſt. Ein Teil der Menge flutete in die Galernaja; ein anderer zum Quai, und die Leute ſprangen über das Geländer und fielen in den Schnee; andere wieder rannten zur Reitſchule der Gardekavallerie. Nun kam aber auch von dort, aus der Batterie des Großfürſten Michail Pawlowitſch Geſchützfeuer.

Die Fliehenden winkten mit Mützen und Tüchern, aber man fuhr fort, ſie von beiden Seiten zu beſchießen. Die Leute warfen ſich in wilder Panik hin und her und erdrückten einander. Die Körper der Gefallenen lagen reihenweiſe, häuften ſich zu Bergen. Die Menge wußte nicht mehr, wohin zu fliehen, und begann wie in einem raſenden Wirbel zu kreiſen. Die Kartätſchen drangen aber mit eiſernem Knirſchen in ſie ein und zerfetzten und vierteilten die Körper, ſo daß blutige Fleiſchſtücke, abgeriſſene Arme, Beine und Köpfe in die Luft flogen. Alles vermiſchte ſich in einem wild brüllenden, heulenden und ſtöhnenden Chaos.

Golizyn ſtand regungslos da. Als die Moskauer wankten und die Flucht ergriffen, ſah er in der Ferne die von ihnen mitgenommene Regimentsfahne flattern, die geſchändete Fahne der Ruſſiſchen Freiheit.

„Halt, Kinder!“ ſchrie Obolenſkij, aber man hörte auf ihn nicht mehr.

„Wo läufſt du hin?“ ſchrie Michail Beſtuſchew, einen der Fliehenden am Kragen packend und fügte einen unflätigen Fluch hinzu.

„Euer Wohlgeboren, gegen Gewalt kann man nichts ausrichten!“ antwortete jener. Er riß ſich los und lief weiter.

Die Kugeln pfiffen Golizyn um die Ohren; ſie rißen ihm den Hut vom Kopfe und durchlöcherten ſeinen Mantel. Er ſchloß die Augen und wartete auf den Tod.

„Nun, ich glaube, alles iſt zu Ende,“ hörte er die ruhige Stimme Puſchtſchins.

— Nein, nicht alles, — dachte ſich Golizyn, — man muß noch etwas tun. Aber was? —

Zwiſchen zwei Schüſſen trat eine augenblickliche Stille ein, und er hörte dicht über ſeinem Ohre ein leiſes Knacken. Er öffnete die Augen und erkannte Kachowſkij. Dieſer war auf den ſteinernen Vorſprung des Gitters geſtiegen, hielt ſich mit der einen Hand am Geländer feſt und hatte in der anderen eine Piſtole, deren Hahn er eben ſpannte.

Golizyn wandte ſich um, um zu ſehen, auf wen er zielte. Dort, am linken Flügel der Batterie, hinter den Rauchwolken ſah er einen Reiter auf weißem Pferde. Golizyn erkannte Nikolai.

Kachowſkij ſchoß und traf nicht. Er ſprang vom Gitter herunter, holte aus dem Buſen eine andere Piſtole und lief davon.

Golizyn ihm nach. Im Laufen holte auch er aus der Seitentaſche ſeines Mantels eine Piſtole und ſpannte den Hahn. Jetzt wußte er, was noch zu tun war: das Tier töten.

Sie waren aber noch keine zehn Schritte weit gelaufen, als die entgegenrennende Menge ſie umringte, zuſammenpreßte und mit ſich fortzog.

Golizyn ſtolperte, fiel hin, und jemand wälzte ſich ihm auf den Rücken; jemand ſchlug ihn ſo heftig mit dem Stiefelabſatz in die Schläfe, daß er das Bewußtſein verlor.

Als er zu ſich kam, hatte ſich die Menge zerſtreut, Kachowſkij war verſchwunden. Golizyn taſtete lange mit der Hand herum

und ſuchte die Piſtole: er hatte ſie wohl vorhin im Gedränge verloren. Endlich gab er das Suchen auf, ſtand auf und ging, ohne ſelbſt zu wiſſen, wohin, wie ein Betrunkener taumelnd, weiter.

Die Kanonade war verſtummt. Man ſchob die Geſchütze vor, um in die Richtung der Galernaja und des Quai zu ſchießen.

Er ging durch den nun leeren Platz, zwiſchen den Körpern der Gefallenen. Er war ſelbſt wie ein Toter unter Toten. Alles war ſtill, keine Bewegung, kein Stöhnen; über die Erde rieſelte das noch nicht erkaltete Blut, den Schnee ſchmelzend und dann auch ſelbſt einfrierend.

Er erinnerte ſich, daß die Moskauer in die Galernaja gelaufen waren, und ging hin, zu ſeinen Genoſſen, um mit ihnen zu ſterben. Unterwegs trat er im Finſtern auf etwas; er beugte ſich und fand eine Piſtole; er hob ſie auf, unterſuchte ſie, — ſie war geladen, — und ſteckte ſie ſich, er wußte ſelbſt nicht warum, in die Manteltaſche.

Als er in die Galernaja kam, ſetzte das Geſchützfeuer von neuem ein, — hier in der Enge zwiſchen den Häuſern war die Wirkung noch mörderiſcher. Die Kartätſchen flogen längs der engen, langen Straße, holten die Menſchen ein und warfen ſie um. Sie liefen in die Häuſer, verſteckten ſich hinter jedem Vorſprung, hinter jede Ecke, klopften an die Tore, aber alles war feſt verſchloſſen und wurde auf kein Geſchrei geöffnet. Und die Kugeln prallten von den Wänden zurück und verſchonten keine Ecke.

„Man wird uns alle in dieſem Teufelsmörſer zerſtoßen!“ brummte ein Grenadier mit grauem Schnurrbart. Er holte gewohnheitsmäßig aus dem Stiefelſchaft ſeine Schnupftabakdoſe, ſteckte ſie aber gleich wieder ein: er ſagte ſich wohl, daß es eine Sünde ſei, kurz vor dem Tode Tabak zu ſchnupfen.

„Blutsauger, Mörder, Verruchte! Fluch über euch!" schrie wie besessen, mit der Faust drohend, derselbe Handwerker mit ausgemergeltem Gesicht, im Schlafrock, der vorhin von der Freiheit geredet hatte, — und plötzlich fiel er hin, von einer Kugel durchbohrt.

Ein alter kahlköpfiger Beamter im Frack, ohne Pelz, mit dem Annenorden am Halse, drückte sich an die Mauer und winselte mit hoher, durchdringender Stimme, — man konnte nicht erkennen, ob vor Schmerz oder Entsetzen.

Eine dicke Dame mit falschen Locken, in schwarzem Hut mit einer Rose, hockte sich hin, bekreuzigte sich, weinte und gluckte wie eine Henne.

Ein Ladenjunge mit schmutziger Schürze und einem leeren Korb auf dem Kopfe, — vielleicht derselbe, der Golizyn am Morgen beobachtet hatte, als jener „auf der Zusammenkunft Minute" wartete, — lag tot in einer Blutlache.

Dicht neben Golizyn zermalmte ein Geschoß jemand den Kopf. Es klingt, wie wenn man ein nasses Handtuch gegen die Wand wirft, — dachte er sich mit gefühllosem Erstaunen.

Er schloß wieder die Augen. — Daß es nur schneller ein Ende nimmt! — Er rief den Tod, der Tod kam aber nicht. Es schien ihm, daß alle seine Genossen gefallen seien und nur er allein noch lebe. Ihn überkam eine Trauer stärker als der Tod. — Sich selbst töten, — dachte er sich, holte die Pistole aus der Tasche, spannte den Hahn und drückte die Mündung an die Schläfe. Aber er besann sich auf Marinska und ließ die Hand sinken.

Michail Bestuschew hatte unterdessen die Reste der Soldaten auf der Newa versammelt und formierte sie zu einer Kolonne, um über das Eis der Newa eine Attacke gegen die Festung zu unternehmen. Er wollte die Festung besetzen, die Geschütze auf

das Winterpalais richten und so den Aufstand von neuem beginnen.

Drei Züge hatten sich schon formiert, als eine Kanonenkugel heulend ins Eis schlug. Die Batterie, die auf der Isaaksbrücke stand, schoß längs der Newa. Eine Kanonenkugel nach der andern mähte die Reihen hin. Aber die Soldaten formierten sich zu einer Kolonne.

Plötzlich ertönte der Schrei

„Wir ertrinken!"

Das von den Kanonenkugeln überschüttete Eis barst. Die Ertrinkenden zappelten in einem großen Eisloch. Die andern stürzten sich ans Ufer.

„Hierher, Kinder!" kommandierte Bestuschew, auf das Tor der Akademie der Künste zeigend.

Ehe sie aber das Tor erreichten, wurde es geschlossen. Sie rissen einen Balken aus dem Boden einer zerschlagenen Barke und versuchten damit die Torflügel aus den Angeln zu heben. Das Tor krachte schon unter den Schlägen, als die Soldaten eine Schwadron der Chevaliergarden erblickten, die gerade auf sie heransprengten.

„Kinder, rette sich, wer kann!" schrie Bestuschew, und alle liefen auseinander. Nur der Fahnenträger blieb zurück. Bestuschew umarmte und küßte ihn, befahl ihm, die Fahne dem an der Spitze der Schwadron reitenden Leutnant zu übergeben, und lief davon.

Als er sich im Laufen umwandte, sah er, wie der Fahnenträger die Fahne dem Offizier übergab und gleich darauf, von einem Säbelhieb getroffen, hinfiel, der Offizier aber mit der eroberten Fahne davonritt.

„Majeſtät, alles iſt zu Ende!“ meldete Benkendorf.

Der Kaiſer ſchwieg und hielt die Augen geſenkt. — Was war es? Was war es? — fragte er ſich, wie aus einem Fiebertraum erwachend und fühlend, daß etwas Schreckliches, nie wieder gutzumachendes geſchehen war.

„Alles iſt zu Ende, der Aufſtand iſt niedergeſchlagen, Majeſtät!“ wiederholte Benkendorf, und in ſeiner Stimme klang ein ſo neuer Ton, daß der Kaiſer ſtaunte, es aber noch nicht begriff und nicht glaubte.

Er hob ängſtlich die Augen und ſenkte ſie gleich wieder; dann hob er ſie wieder, etwas kühner, und plötzlich hatte er es begriffen. Es war nichts Schreckliches geſchehen, alles war in Ordnung: er hatte den Aufſtand niedergeſchlagen und die Aufrührer beſtraft. „Wenn ich auch nur eine Stunde Kaiſer bin, ſo werde ich zeigen, daß ich deſſen würdig war!“ Und er hatte es gezeigt. Erſt jetzt war er wirklich Zar geworden; kein Uſurpator, ſondern Autokrat.

Auf ſeinen blaſſen Wangen waren zwei rote Flecke hervorgetreten; die wundgebiſſenen Lippen hatten ſich gerötet, als wären ſie voller Blut. Und das ganze Geſicht war lebendig geworden.

„Ja, Benkendorf, es iſt zu Ende, ich bin Kaiſer, aber um welchen Preis, mein Gott!“ rief er ſeufzend und die Augen zum Himmel hebend. „Gottes Wille geſchehe!“

Er fühlte ſich wieder in ſeiner Rolle und wußte, daß er aus ihr nicht mehr fallen würde; wieder klebte eine Maske an ſeinem Geſicht, und ſie ſollte nicht mehr fallen.

„Hurra! Hurra! Hurra, Nikolai!“ rollte es tauſendſtimmig vom Senatsplatze her und erreichte die inneren Gemächer des

Winterpalais; auch hier verstanden nun alle, daß der Aufstand niedergeschlagen war.

Im kleinen runden Kabinett, dessen Fenster auf den Schloßplatz gingen, saß die junge Kaiserin Alexandra Fjodorowna stumm und totenblaß auf dem Fensterbrett. Sie blickte hinaus und sah einen von Truppen bedeckten Teil des Platzes.

Die Kaiserin Maria Fjodorowna schwatzte und rannte wie immer sinnlos hin und her. Sie versuchte jedem ein kleines Bildnis des verstorbenen Kaisers Alexander Pawlowitsch in die Hand zu drücken und wollte, daß man es den Aufrührern bringe:

„Zeigt ihnen, zeigt ihnen diesen Engel, vielleicht werden sie noch zur Besinnung kommen!"

Hier befanden sich auch Nikolai Michailowitsch Karamsin und Alexander Nikolajewitsch Golizyn.

Karamsin war schon draußen auf dem Platze gewesen.

„Was für Gesichter habe ich gesehen, was für Worte habe ich gehört!" berichtete er später. „Diese unsinnige Tragödie unserer wahnsinnigen Liberalisten! Wir wollen jedoch für das Heilige Rußland sterben! Fünf oder sechs Steine fielen zu meinen Füßen nieder. Ich friedlicher Historiograph lechzte nach Kanonendonner, denn ich war überzeugt, daß es kein anderes Mittel gab, den Aufstand zu unterdrücken."

„Wissen Sie, Nikolai Michailowitsch, was hier vorgeht, ist eine Kritik Ihrer ‚Geschichte des Russischen Reiches' mit bewaffneter Hand," hatte ihm einer der „wahnsinnigen Liberalisten" noch dort auf dem Platze ins Ohr geflüstert, und er erinnerte sich später oft dieser unverständlichen Worte.

Als die Geschütze krachten, schlug Kaiserin Maria Fjodorowna die Hände zusammen.

„Mein Gott, was haben wir erlebt! Mein Sohn besteigt den Thron unter Kanonendonner! Es fließt Blut, russisches Blut!"

„Verdorbenes Blut, Majestät," tröstete sie Golizyn. Sie aber wiederholte untröstlich:

„Was wird Europa sagen! Was wird Europa sagen!"

Die junge Kaiserin war aber gleich bei den ersten Schüssen in die Kniee gefallen und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt; so lag sie regungslos da, nur ihr Kopf zitterte unaufhörlich. — Wie eine Lilie vor dem Sturme! — dachte sich Karamsin.

Und auch später, als alles schon zu Ende war, zitterte und schwankte ihr Kopf noch immer wie eine Blüte auf gebrochenem Stengel. Sie selbst fühlte es nicht, aber alle sahen es. Sie glaubten, es würde vergehen, es verging aber nicht und blieb ihr fürs ganze Leben.

Im Nebenzimmer saß vor einem runden Tischchen ein kleiner Junge mit rundem Gesicht, blauen Augen, in einer roten goldgestickten Husarenjacke und aß unter Aufsicht der Engländerin Mimi ein Kotelett — es war der Thronfolger Alexander Nikolajewitsch.

Er hörte als erster das Hurra auf dem Platze, lief zum Fenster, klatschte in die Hände und rief:

„Papachen! Papachen!"

Der goldene Bienenschwarm unter den feurigen Trauben der Kronleuchter in den Prunkräumen des Palais verstummte, als der Kaiser eintrat.

— Man kann ihn nicht wiedererkennen, er ist ein ganz anderer Mensch geworden: eine solche Veränderung im Gesicht, im Gang, in der Stimme, — bemerkten sofort alle.

„Tout de suite il a pris de l'aplomb," dachte sich Fürst Alexander Nikolajewitsch Golizyn. „Er ist nicht als der gleiche zurückgekehrt, als der er gegangen ist: er ging als Usurpator hin und kam als Autokrat wieder."

„Gesegnet sei, der da im Namen des Herrn kommt!" begrüßte der Metropolit Seraphim feierlich den Kaiser bei seinem Eintritt in die Kirche.

„Dem allerfrömmsten Selbstherrscher und Kaiser aller Reußen, Nikolai Pawlowitsch — ein langes Leben! Gebe ihm Gott ein glückliches und friedliches Leben, Gesundheit und Schutz und Sieg über die Feinde!" dröhnte zum Schluß des Gottesdienstes die donnerähnliche Stimme des Diakons.

— Ja, von Gottes Gnaden Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen . . .! Was Gott mir gab, wird mir kein Mensch nehmen! — dachte sich der Kaiser und glaubte nun endgültig daran, daß alles in bester Ordnung sei.

Zwölftes Kapitel

Wir fürchten Blut, wir wollen es ohne Blut machen. Es wird aber Blut geben, unschuldiges Blut, — diese Worte Kachowskijs kamen Golizyn wieder in den Sinn. — Unschuldiges! Unschuldiges! Unschuldiges! — hämmerte es eintönig in seinem kranken Kopfe wie in einem Delirium.

Er lag auf dem Sofa und blickte durch die zusammengekniffenen, fieberhaft brennenden Lider auf den hellen Kreis der Lampe unter grünem Schirm im halbdunklen Zimmer, auf die Bücherreihen der Bibliothek, auf die verblichenen zarten Pastellbilder der Großmütter und Großväter — alles war so gemüt-

lich, friedlich, ſtill, daß ihm der ganze Tag auf dem Platze wie ein ſchrecklicher Traum erſchien.

Spät in der Nacht, als alles ſchon zu Ende war, war ein Unteroffizier des Moskauer Regiments, der ſich durch die entlegenen, ſchneeverwehten Hintergaſſen vor Reiterpatrouillen rettete, am Krjukow-Kanal auf Golizyn geſtoßen, der zwiſchen Holzſtößen eingeſchlafen und halb erfroren war; er dachte, er ſei ſchon tot, und wollte weitergehen, hörte aber ein leiſes Stöhnen, beugte ſich, blickte ihm ins Geſicht, erkannte beim Laternenſchein einen der Vorgeſetzten, die auf dem Platze geweſen waren, und meldete es Wilhelm Karlowitſch Küchelbäcker, der ſich in der Nähe, in einem Haufen fliehender Soldaten befand.

Man brachte Golizyn zum Bewußtſein, ſetzte ihn in eine Droſchke, und Küchelbäcker fuhr mit ihm zu Odojewſkij, mit dem er in der Nähe des Großen Theaters zuſammenwohnte. Der Hausherr war nicht zu Hauſe — er war noch nicht vom Platze heimgekehrt.

Als Golizyn erfuhr, daß alle Genoſſen unverſehrt ſeien, wurde er gleich lebendig, erinnerte ſich des Verſprechens, das er Marinſka gegeben hatte — ſie zum letztenmal vor der vielleicht ewigen Trennung aufzuſuchen — und wollte gleich nach Hauſe. Küchelbäcker ließ ihn aber nicht gehen; er brachte ihn zu Bett, umband ihm den Kopf mit einem in Eſſig getauchten Handtuch, und gab ihm Tee, Punſch und irgend einen Dekokt eigener Erfindung zu trinken.

Golizyn wollte nicht ſchlafen; er legte ſich hin, nur um etwas auszuruhen, ſchloß aber ſofort die Augen und verſank augenblicklich in einen tiefen Schlaf, als ſtürzte er in ein tiefes Loch.

Als er erwachte, war Küchelbäcker nicht mehr im Zimmer. Er rief, und niemand antwortete. Er ſah auf die Uhr und

traute ſeinen Augen nicht. Er hatte fünf Stunden geſchlafen, glaubte aber, daß es nur fünf Minuten geweſen ſeien.

Er ſtand auf und ging durch die Zimmer. Niemand da. In der Geſindeſtube ſchnarchte der Burſche. Golizyn weckte ihn und erfuhr, daß der Herr noch immer nicht heimgekommen ſei und Küchelbäcker ſich mit dem alten Kammerdiener auf die Suche in die Stadt begeben hätte.

Golizyn war ſehr ſchwach; der Kopf ſchwindelte ihm, und er ſpürte einen heftigen Schmerz an der Schläfe, wahrſcheinlich infolge des Schlages mit dem Stiefelabſatz, den er im Gedränge abbekommen hatte. Er zog ſich aber dennoch an — jetzt erſt merkte er, daß er einen fremden Hut hatte; die Brille war aber wie durch ein Wunder unverſehrt geblieben. Er ging auf die Straße, ſetzte ſich in eine Droſchke und ließ ſich auf den Senatsplatz fahren. Er wollte zuerſt dorthin und dann erſt nach Hauſe.

Es tagte noch nicht, der Himmel fing eben an, grau zu werden, und der Schnee auf den Dächern ſchimmerte weiß.

Je mehr er ſich dem Senatsplatze näherte, umſo mehr glichen die Straßen einem Kriegslager: überall Truppen, Haufen von Stroh und Heu, zuſammengeſtellte Gewehre und Picken, Werdarufe, kniſternde Holzfeuer; die funkelnden Mündungen der Kanonen zeigten ſich und verſchwanden im Rauch und zitterndem Flammenſchein.

Auf dem Engliſchen Quai ſtieg Golizyn aus der Droſchke, weil man nicht weiter fahren durfte, und zwängte ſich zu Fuß durch die Menge. Nach einigen Schritten mußte er aber ſtehen bleiben: man ließ niemand auf den Platz; er war von Truppen umzingelt, zwiſchen denen Geſchütze ſtanden, die Mündungen in alle Hauptſtraßen gerichtet.

Über den Quai fuhr ein mit Baſtmatten zugedeckter Wagen. Als die Leute ihn erblickten, ließen ſie ihm den Weg frei, zogen die Mützen und bekreuzigten ſich.

„Was iſt das?“ fragte Golizyn.

„Die Toten,“ antwortete ihm ein ängſtliches Flüſtern. „Gott ſchenke ihnen das Himmelreich! Es ſind doch getaufte Menſchen, ſie ſtoßen ſie aber unter das Eis wie verreckte Hunde.“

Auch die andern Leute neben Golizyn fingen zu tuſcheln an. Golizyn hörte, daß die Polizei die ganze Nacht die Leichen geſammelt und zum Fluß zuſammengetragen habe; dort hätte man eine Menge von Löchern ins Eis geſchlagen und alle Körper unterſchiedslos hineingeworfen, nicht nur die Toten, ſondern auch die Lebenden und Verwundeten: man hatte keine Zeit, viel Federleſens zu machen, denn es war befohlen, den Platz bis zum Morgen zu ſäubern. Man ſtieß die Körper in aller Eile in die Löcher, ſo daß viele ſtecken blieben und an das Eis anfroren.

Die Raben witterten die Beute und ſchwirrten in der weißlichen Morgendämmerung über der Newa mit unheimlichem Krächzen. Und dieſes Krächzen vermiſchte ſich mit anderen, noch unheimlicheren Tönen, die ſich wie eiſernes Knirſchen anhörten.

„Was iſt das? Hört ihr es?“ fragte Golizyn wieder.

„Das iſt die große Wäſche,“ antwortete ihm dasſelbe ängſtliche Flüſtern.

„Was für eine große Wäſche?“

„Geh hin und ſieh ſelbſt.“

Golizyn drängte ſich noch etwas vor, reckte ſich auf den Zehen und blickte in die Richtung, aus der die unbegreiflichen Töne kamen. Auf dem Platze ſchabten Männer mit eiſernen Stangen das Pflaſter, kratzten den roten, mit Blut vermiſchten Schnee ab, ſchütteten reinen weißen Schnee auf und rollten ihn mit

Walzen feſt; die eingefrorenen Blutlachen auf den Stufen vor dem Senat wuſch man mit kochendem Waſſer aus dampfenden Kübeln und rieb die Flecken mit Baſtwiſchen und Beſen ab. Man ſetzte in die eingeſchlagenen Fenſter neue Scheiben ein und verputzte, verſchmierte und ſtrich die gelben Wände und die weißen Säulen des Senats, die mit Blut beſpritzt und von Kugeln zerkratzt waren. Oben auf dem Dache reparierte man die Wage in der Hand der Göttin der Gerechtigkeit.

Aber der Morgen, ebenſo trüb, neblig und ſtill wie geſtern, ſchien noch zu ſchwanken, ob er ſich für Froſt oder für Tauwetter entſcheiden ſolle; die Nadel der Admiralität bohrte ſich wieder in den niederen Himmel wie in weiße Watte; die über die Newa führenden Brücken ſtießen gegen eine weiße Mauer, und man glaubte, daß dort, jenſeits der Newa nichts mehr ſei, — nur der weiße Nebel, die Leere — das Ende der Erde und des Himmels, der Rand der Welt. Und der Eherne Reiter auf dem ehernen Pferde ſprengte wie geſtern in dieſe weiße Finſternis.

Und die Schabeiſen kratzten mit eiſernem Knirſchen.

— Sie werden es nicht abkratzen! — dachte ſich Golizyn. — Das Blut wird aus der Erde ſteigen, es wird zu Gott ſchreien und das Tier beſiegen! —

Zweites Buch

Nach dem Vierzehnten

Dritter Teil

Erſtes Kapitel

Die Revolution iſt ſchon an der Schwelle Rußlands, aber ich ſchwöre, daß ſie zu uns nicht kommen wird, ſolange ich von Gottes Gnaden Kaiſer bin... Was ſchauſt du mich ſo an?"

Benkendorf hielt die Augen weit aufgeriſſen und hatte nur den einen Gedanken: nicht einſchlafen. Man konnte ihn aber, auch wenn er ſchläfrig war, ſchwerlich überrumpeln.

„Ich bewundere Sie. Nicht umſonſt vergleicht man Eure Majeſtät mit Apollo von Belvedere. Jener hat Python, den böſen Drachen beſiegt, Sie aber — die Weltrevolution."

Dieſes Geſpräch fand im Empfangszimmer zwiſchen dem proviſoriſchen Arbeits- und Schlafzimmer des Kaiſers und dem Zimmer des Flügeladjutanten im Winterpalais, in der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember ſtatt.

Der Kaiſer hatte acht Stunden auf dem Platze verbracht und war erſchöpft, hungrig und erfroren. Ins Palais zurückgekehrt, nahm er nach dem Gottesdienſt in aller Eile das Abendeſſen ein und machte ſich ſofort an das Verhör der Verhafteten. Noch immer in der Uniform des Preobraſchenſkij-Regiments, mit Schärpe, Ordensband, Reitſtiefeln und Reithoſe, ſämtliche Knöpfe und Hacken geſchloſſen, eng geſchnürt, hatte er ſich noch gar nicht hingelegt und war nur einige Male auf dem Lederſofa mit der unbequemen, herausgebogenen

Rückenlehne, vor dem mit Papieren bedeckten Tisch sitzend, eingeschlummert.

Der Kammerlakai war schon dreimal unhörbar ins Zimmer geschlichen, um den Armleuchter mit den vielen niedergebrannten Kerzen auf dem Jaspistischchen in der Ecke zu wechseln. Die englische Wanduhr schlug vier. Benkendorf warf einen gelangweilten und traurigen Blick auf die Uhr: auch er schlief schon die zweite Nacht nicht. Aber er fuhr fort zu sprechen, um nicht einzuschlafen.

„Oft fängt ein herrlicher Tag mit einem Sturme an; so möge es auch mit der Regierung Eurer Majestät sein. Gott selbst hat uns vor diesem Unheil bewahrt, das Rußland, wenn nicht vernichten, so doch schwer verwunden mußte. Dies ist der französischen Invasion wert: in beiden Fällen sehe ich das Leuchten eines gleichsam überirdischen Strahles!" Er sprach die Worte nach, die er vorhin von Karamsin gehört hatte.

„Ja, wir sind glücklich davongekommen," sagte der Kaiser, während ihm das Herz erstarb, wie bei einem Menschen, der soeben auf schmalem Brett einen Abgrund überschritten hat. Er blickte Benkendorf mit der heimlichen Hoffnung an, daß jener ihn beruhigen würde. Benkendorf schüchterte ihn aber wie absichtlich ein, umgarnte ihn mit dem klebrigen Netz der Angst wie die Spinne eine Fliege mit ihrem Gewebe umgarnt.

„Alles hing an einem Fädchen, Majestät. Wenn die Aufrührer entschlossen gehandelt hätten, so wäre ihnen der Erfolg sicher gewesen. Aber der barmherzige Gott hat sie in eine sonderbare Unschlüssigkeit versetzt. So viele Stunden hatten sie auf dem Platze in völliger Untätigkeit gestanden, bis wir alle notwendigen Maßregeln ergriffen! Wären die Sappeure nur um eine Minute zu spät gekommen, als die Leibgrenadiere schon in den Hof eingedrungen waren, so befände sich das Palais mit der

ganzen Allerhöchſten Familie in Händen der Verbrecher. Es iſt ſchrecklich, daran auch nur zu denken, was dieſe teufliſche Bande von Unmenſchen, die ſich von Gott, vom Zaren und vom Vaterlande losgeſagt haben, alles hätte anrichten können! Schrecklich! Die Haare ſtehen zu Berge, und das Blut erſtarrt in den Adern!"

„Hätten ſie alle niedergemetzelt?"

„Ja, alle, Majeſtät."

„Iſt es wahr, daß ſie mich noch dort, auf dem Platze ermorden wollten?"

„Ja. Vielleicht war dieſelbe Kugel, die Miloradowitſch durchbohrte, für Eure Majeſtät beſtimmt."

„Lebt er noch?"

„Er liegt im Sterben, wird den Morgen kaum erleben. Er hat den Brand in den Gedärmen."

Sie ſchwiegen eine Weile.

„Nun, und wie iſt es jetzt, ruhig?" fragte der Kaiſer und ſagte ſich gleich drauf, daß er zu viel danach fragte.

„Vorläufig iſt alles, Gott ſei Dank, ruhig."

„Sind viele verhaftet?"

„An die ſiebenhundert Gemeine, an die zehn Offiziere und einige Kanaillen in Fräcken. Aber dieſe ſind nicht die Hauptanführer, ſondern nur Plänkler."

„Iſt auch Trubezkoi nicht der Hauptanführer?"

„Nein, Majeſtät, ich glaube, daß man höher ſuchen muß ..."

„Wieſo höher? Was willſt du damit ſagen?"

„Ich weiß noch nichts Beſtimmtes, aber ich fürchte, daß auch die höchſten Würdenträger, vielleicht ſogar Reichsratsmitglieder in dieſe Sache verwickelt ſind."

„Wer denn?"

„Ich möchte keine Namen nennen."

„Die Namen, die Namen, — ich verlange es!"

„Mordwinow, Speranskij . . ."

„Es kann nicht sein!" flüsterte der Kaiser und fühlte, wie sein Herz wieder erstarb, doch nicht mehr vor den überstandenen, sondern vor den kommenden Schrecken: über den einen Abgrund war er gekommen, vor ihm gähnte aber ein neuer; er hatte geglaubt, alles sei zu Ende, nun fing es aber erst an.

„Ja, Majestät, alles kann von neuem anfangen," versetzte Benkendorf, als hätte er seinen Gedanken belauscht.

„Speranskij, Mordwinow! Es kann nicht sein," sagte der Kaiser wieder; er versuchte noch immer, sich aus dem klebrigen Spinngewebe zu befreien. „Nein, Benkendorf, du irrst dich."

„Gebe Gott, daß ich mich irre, Majestät!"

Der große Spitzel sah Nikolai schweigend an, mit dem gleichen Blick, der eine Elle tief unter die Erde dringt, mit dem er ihn damals, am Vorabend des Vierzehnten angesehen hatte, und über seine feinen Lippen glitt ein kaum wahrnehmbares Lächeln. Plötzlich wurde es ihm lustig zu Mute, selbst die Schläfrigkeit hatte sich verflüchtigt. Er sah, daß er seine Sache gut gemacht hatte: die Fliege entkommt nicht mehr aus dem Netz. Es hat einen Araktschejew gegeben, nun wird es einen Benkendorf geben.

Er holte aus der Tasche ein engbeschriebenes Blatt Papier und legte es auf den Tisch.

„Geruhen Sie es zu lesen. Es ist sehr interessant."

„Was ist das?"

„Der Entwurf einer Konstitution von Trubezkoi, ihrem Diktator."

„Ist er verhaftet?"

„Noch nicht. Er hat sich bei seinem Schwager, dem österreichischen Botschafter Lebzeltern, versteckt. Man wird ihn wohl

gleich herbringen . . . A propos, die Konſtitution," bemerkte Benkendorf mit einem Lächeln, als wäre ihm etwas Luſtiges eingefallen; vielleicht fühlte er auch Mitleid und wollte dem Kaiſer ein Vergnügen bereiten. „Als dieſes betrunkene Geſindel auf dem Platze ſchrie: ‚Hurra, die Konſtitution!' fragte ſie jemand: ‚Wißt ihr, Dummköpfe, was Konſtitution iſt?' – ‚Gewiß wiſſen wir es,' antworteten ſie, ‚Konſtantin iſt der Mann und Konſtitution ſeine Frau'."

„Nicht übel," entgegnete Nikolai mit ſeinem ſtändigen ſchiefen Lächeln, wie bei Zahnſchmerzen; der Mund behielt aber den mürriſchen Ausdruck wie bei einem in die Ecke geſtellten Schuljungen.

Benkendorf wußte, was der Kaiſer brauchte; er wußte, daß er nur fürchtete und haßte, aber verachten wollte; er lechzte nach Verachtung. „Sende Lazarum, daß er das Äußerſte ſeines Fingers ins Waſſer tauche und kühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieſer Flamme." Die Anekdote von der Konſtitution war eben das ins Waſſer getauchte „Äußerſte des Fingers", welches kühlte, aber den Durſt nicht löſchte.

Hinter der Tür erklangen Schritte. Aus dem anſtoßenden „Saal der Koſakenwachen" brachte man eben die Verhafteten unter Bewachung ins Flügeladjutantenzimmer, und hier wurden ſie von den Generaladjutanten Ljewaſchow und Toll verhört.

Benkendorf ging zur Türe und öffnete ſie ein wenig.

„Dieſe Menge von Pugatſchows!" ſagte er und verzog wie angeekelt das Geſicht.

Der Schloßkommandant Baſchuzkij flüſterte ihm etwas ins Ohr.

„Wer?" fragte der Kaiſer.

„Es iſt noch ſo eine Kanaille im Frack, der Schriftſteller Rylejew. Wollen Majeſtät ihn verhören?"

„Nein, ſpäter. Zuerſt du. Geh. Wenn man Trubezkoi bringt, melde es mir.“

Als Benkendorf gegangen war, warf Nikolai den Kopf in die Sofalehne zurück, ſchloß die Augen und verſuchte zu ſchlummern. Aber es war unbequem; der Kopf hatte auf der glatten Lehne keinen Halt; ſich hinzulegen fürchtete er aber, um nicht feſt einzuſchlafen. Er zog die Beine herauf, drückte ſich in eine Ecke des Sofas, krümmte ſich zuſammen, und wollte ſchon die beiden unterſten Knöpfe der engen Taille aufknöpfen, ſagte ſich aber, daß es unanſtändig ſei: er hatte Abſcheu vor offenen Knöpfen. Er neigte den Kopf, lehnte die Wange an die harte Armlehne und fing an, obwohl auch das unbequem war und die Schnitzerei ſich ihm in die Wange ſchnitt, einzuſchlummern.

Der Flügeladjutant Adlerberg trat ein, auf drei Fingern der hocherhobenen Rechten mit der Geſchicklichkeit eines Lakaien ein Tablett mit einer Kaffeekanne tragend. Der Kaiſer trank die ganze Nacht ſchwarzen Kaffee, um die Schläfrigkeit zu vertreiben.

Er fuhr zuſammen und erwachte.

„Majeſtät ſollten ſich doch hinlegen.“

„Nein, Fjodorytſch, ich kann jetzt nicht ans Schlafen denken.“

„Sie ſchlafen ſchon die zweite Nacht nicht. So kann man krank werden.“

„Nun, wenn ich krank werde, falle ich um. Solange mich aber noch die Beine tragen, muß ich mich halten.“

Er ſchenkte ſich Kaffee ein, trank einige Schluck und fing an, um ſich aufzuklopfen, einen Brief an ſeinen Bruder Konſtantin zu ſchreiben. Er konnte an ihn zwar nicht ohne Zähneknirſchen denken, ſchrieb aber mit der gewohnten verwandtſchaftlichen Zärtlichkeit:

„Teurer Konſtantin, glauben Sie mir: es wird immer mein herzliches Beſtreben ſein, dem Willen und dem Beiſpiel unſeres

Engels, des verstorbenen Kaisers zu folgen. Die Verhaftungen gehen in bester Ordnung vor sich, und ich hoffe, Ihnen in allernächster Zeit Einzelheiten über diese schreckliche und schmachvolle Geschichte mitteilen zu können. Dann werden Sie erfahren, vor was für eine schwierige Aufgabe Sie Ihren unglücklichen Bruder gestellt haben und welches Mitleid Ihr armer Kerl verdient, votre pauvre diable, votre Zuchthäusler du Palais d'Hiver."

General Toll trat mit Papieren ein.

„Setz dich, Karl Fjodorowitsch, und lies vor."

Jener las die Aussage Obolenskijs vor, den man zugleich mit Ryleiew verhaftet hatte.

„Was glaubst du, kann man den Gemeinen und diesen unglücklichen jungen Leuten verzeihen?" fragte der Kaiser.

Er fragte es nicht zum ersten Male. Toll antwortete nichts.

„Ach, die Armen, Unglücklichen!" begann Nikolai mit einem schweren Seufzer. „Vielleicht sind sie prächtige Menschen. Warum soll man sie hinrichten lassen? Gott wird von uns allen für sie Rechenschaft fordern. Ihre Verirrung ist die Verirrung unseres Zeitalters. Man muß sie nicht zugrunde richten, sondern retten. Bin ich denn ein Henker und Unmensch? Nein, ich kann es nicht, ich kann es nicht, Toll. Siehst du denn nicht, daß mein Herz zerreißt . . ."

— Er wird gleich weinen! — dachte sich Toll voller Ekel und wußte nicht, wo seine Augen hinzutun. Er hörte zu mit dem Ausdruck geduldiger Langweile auf dem rauhen und flachen, aber ehrlichen und offenen Gesicht eines preußischen Unteroffiziers. Der Kaiser redete aber noch lange mit der empfindsamen Geschwätzigkeit, die er von seiner Mutter geerbt hatte. Er probierte vor Toll wie vor einem Spiegel die Maske.

„Nun, was glaubst du, mein Freund, darf man ihnen verzeihen, wie?"

„Majestät," antwortete endlich Toll, der sich nicht länger beherrschen konnte; er räusperte sich sogar und wandte sich so jäh um, daß der Stuhl unter ihm knackte: „Majestät, Sie haben immer Zeit, ihnen zu verzeihen, aber solange die Hauptanstifter und Urheber dieser Missetat nicht aufgedeckt sind, muß man nicht nur die Offiziere, sondern auch die Gemeinen unverzüglich der ganzen Strenge der Gesetze überliefern ... Welche Nummer geruhen Sie Obolenskij anzuweisen?"

Der Kaiser schwieg, verzog das Gesicht und runzelte die Stirn; er sah, daß Toll nicht sein Spiegel sein wollte. Er seufzte noch schwerer auf, machte eine traurige Miene, nahm einen Bleistift und den Plan der Peter-Pauls-Festung mit einer Reihe von Quadraten, die alle numeriert waren, bezeichnete eines der Quadrate mit einem roten Kreuzchen, setzte die Nummer der Kasematte in die Ordre für den Festungskommandanten General Sfukin und reichte den Zettel schweigend Toll. Toll nahm ihn schweigend in die Hand, verbeugte sich und ging.

Der Kaiser warf aber den Kopf wieder in die Sofalehne zurück, schloß die Augen und schlummerte ein; wieder glitt sein Kopf von der glatten Rückenlehne auf die harte Armlehne.

Der Schloßkommandant General Baschuzkij trat ins Zimmer. In der einen Hand hielt er einen Degen und in der andern einen silbernen Teller mit einem kleinen runden Gegenstand.

„Was willst du?"

„Graf Miloradowitsch, Majestät ..." fing jener an und hielt schluchzend inne.

„Ist er tot?"

„Ja, Majestät."

„Gott hab ihn selig!“ Der Kaiser schlug ein Kreuz und sagte sich, daß er bei dieser Nachricht eigentlich etwas hätte empfinden sollen.

„Seine letzten Worte waren: ‚Ich sterbe, wie ich gelebt habe, mit reinem Gewissen; ich bin glücklich, daß ich mein Leben für den Kaiser opfern darf.‘ Er befahl, seine Leibeigenen freizulassen, Eurer Majestät aber dieses zu bringen: seinen Degen und die Kugel, von der er durchbohrt wurde ...“

Baschuzkij legte den Degen auf den Tisch und stellte den Teller mit der Kugel daneben.

„Ich kann nicht ... entschuldigen Majestät!“ Er schluchzte wieder, küßte den Kaiser auf die Schulter, wandte sich weg, barg das Gesicht ins Taschentuch und lief aus dem Zimmer.

Nikolai ergriff die Kugel vorsichtig mit zwei Fingern und betrachtete sie lange und neugierig. Eine nagelneue kleine Pistolenkugel, keine Soldatenkugel, wahrscheinlich hatte sie eine jener befrackten Kanaillen abgeschossen. — Sie war für Eure Majestät bestimmt, — hatte Benkendorf gesagt.

Er legte die Kugel weg und nahm das Blatt von den Papieren Trubezkois, das ihm Benkendorf vorhin übergeben hatte. Er las:

„Die Erfahrung aller Völker und aller Zeiten hat gezeigt, daß die autokratische Gewalt für die Regierenden und für die Gesellschaft gleich verderblich ist; daß sie weder den Satzungen unserer heiligen Religion, noch den Prinzipien der Vernunft entspricht. Man darf nicht die Willkür eines einzelnen Menschen zur Grundlage einer Regierung machen; man darf nicht zulassen, daß alle Rechte sich auf der einen, und alle Pflichten auf der andern Seite befinden. Blinder Gehorsam kann sich nur auf Furcht gründen und ist weder eines vernünftigen Gebieters, noch vernünftiger Vollstrecker würdig. Indem sie sich über die Gesetze stellten, vergaßen die Herrscher, daß sie dadurch auch außerhalb

der Geſetze und der Menſchheit gerieten; daß es ihnen unmöglich iſt, ſich, wenn es ſich um andere handelt, auf die Geſetze zu berufen, und dieſe ſelben Geſetze zu mißachten, wenn es ſich um ſie ſelbſt handelt. Eines von beiden: entweder ſind die Geſetze gerecht — warum wollen ſie ſich dann nicht ſelbſt ihnen fügen? Oder ſie ſind ungerecht, — warum ſoll man dann die andern unter die Geſetze zwingen? Alle Völker Europas erreichen jetzt Geſetzlichkeit und Freiheit. Das ruſſiſche Volk verdient aber mehr als die andern wie das eine, ſo das andere. Das freie und unabhängige ruſſiſche Volk iſt nicht das Eigentum einer einzelnen Perſon oder Familie und darf es auch nicht ſein. Die Quelle der höchſten Gewalt iſt das Volk ..."

— Quelle infâmie! — dachte ſich der Kaiſer. — Ja, es iſt gemein, aber nicht dumm ... —

Wieder wollte er verachten und konnte es nicht; er fühlte, daß es mehr als die „Konſtitution, Frau des Konſtantin" ſei. Er hatte die Aufrührer auf dem Platze füſiliert, aber wie kann er d i e s füſilieren? Schrecklich iſt dieſes Blatt, ſchrecklicher und unabwendbarer als die Kugel.

„Trubezkoi, Majeſtät!" meldete Benkendorf.

Der Kaiſer überlegte ſich und ſagte:

„Er ſoll kommen."

Zweites Kapitel

In der Schlacht bei Kulm wurden zwei Kompagnien ohne eine einzige Patrone in den Taſchen kommandiert, mit blanker Waffe die Franzoſen zu verjagen, die vom Waldrande her ſchoſſen. Der Kompagniechef Fürſt Sſergej Petrowitſch Trubez-

koi ging, ſeinen Säbel ſchwingend, ſo ruhig und luſtig vor den Soldaten her, daß ſie ihm wie ein Mann folgten und die Franzoſen mit Bajonetten aus dem Walde jagten.

Und bei Lützen, als Prinz Eugen die Garderegimenter aus vierzig Geſchützen bombardierte, erlaubte ſich Trubezkoi einen Scherz mit dem Leutnant von Bock, der im ganzen Regiment wegen ſeiner Feigheit berühmt war: er ging von hinten auf ihn zu und warf ihm einen Erdklumpen in den Rücken, und jener fiel wie tot um.

So war auch Trubezkoi ſelbſt am Vierzehnten umgefallen.

Kaum war er am Morgen erwacht, als er ſich ſofort der geſtrigen Worte Puſchtſchins erinnerte: „Sie werden doch immerhin auf dem Platze ſein?" Und er fühlte ſich wieder wie geſtern ſchwach und matt, als wäre er plötzlich weich und flüſſig geworden.

Er fürchtete, daß man ihn holen würde; er verließ das Haus, nahm eine Droſchke und fuhr auf die Kanzlei des Generalſtabs, um zu erfragen, wann die Vereidigung ſtattfinden ſolle: er wollte ſofort dem neuen Kaiſer den Eid leiſten, in der Hoffnung, daß, wenn etwas paſſierte, dieſer Eifer ihm irgendwie angerechnet werden würde. Er erfuhr, daß die Vereidigung am nächſten Morgen um elf Uhr ſtattfinden ſollte. Aus dem Generalſtab ging er zu Fuß zu ſeiner Schweſter in die Große Millionaja. Von ihr — zu ſeinem Freund, dem Oberſten und Flügeladjutanten Bibikow, der an der Ecke der Fontanka und des Newſkij wohnte. Er traf dieſen nicht zu Hauſe, blieb aber einige Zeit mit deſſen Frau und Bruder und frühſtückte mit ihnen. Als er ſah, daß es ſchon ein Uhr geworden war, faßte er Mut, denn er glaubte, daß die Truppen ſchon vereidigt worden ſeien und alles ruhig abgelaufen ſei. Er begab ſich nach Hauſe, um ſich umzukleiden und zum Gottesdienſt ins Palais zu fahren.

Als er aus dem Newskij auf den Admiralitätsplatz kam, sah er die Menge und hörte die Schreie: „Hurra, Konstantin!" Er ließ seinen Wagen halten und fragte, was los sei. Als er hörte, daß es ein Aufstand sei, wurde er beinahe auf der Stelle ohnmächtig.

Was später kam, wußte er kaum. Er ging, er wußte selbst nicht warum, wieder in den Hof des Generalstabsgebäudes. Er stand nachdenklich da und wußte nicht, wo hinzugehen; schließlich stieg er die Treppe zur Kanzlei hinauf. Hier rannten irgendwelche Menschen mit erschrockenen Gesichtern herum.

Jemand sagte:

„Die Herren in Uniformen möchten auf den Platz gehen. Dort befindet sich Seine Majestät der Kaiser."

Alle gingen hinaus, und er ging mit. Unterwegs trennte er sich aber unbemerkt von den andern und ging durch den Hof des Generalstabsgebäudes in die Millionaja. Er wußte nicht, wo er hin sollte, und warf sich ratlos hin und her wie ein gehetzter Hase.

Vor dem Tore des Generalstabs sah er einen ihm bekannten Beamten. Jener rief ihn wieder auf die Kanzlei.

„Ach, dieses Unglück!" jammerte der Beamte.

„Man hat den Miloradowitsch ermordet!" rief jemand dicht am Ohre Trubezkois. Seine Beine knickten ein.

„Ist Ihnen nicht wohl, Fürst?"

Jemand hielt ihm Riechsalz vor die Nase. Und plötzlich befand er sich wieder auf der Straße mit irgendwelchen unbekannten Menschen. Er merkte, daß man ihn auf den Senatsplatz führte.

„Mir ist nicht wohl, meine Herren, ich bin ganz krank!" Er weinte beinahe.

Und wieder sah er sich in der Kanzlei. — Oh Gott, das wievieltemal schon! — dachte er sich voller Verzweiflung. Er ging ganz zurück in das Botenzimmer. Hier war niemand da, alle

waren weggelaufen. Lange ſaß er hier und freute ſich, daß man ihn endlich in Ruhe ließ.

Als es dunkel geworden war, ertönten Kanonenſchüſſe, ſo laut, daß die Fenſterſcheiben klirrten. Er ſprang auf und wollte hinauslaufen, fiel aber in den Stuhl und hörte wie erſtarrt einen Schuß nach dem andern krachen.

Neben dem Botenzimmer befand ſich eine dunkle Kammer, in der man die amtlichen Pakete zuzunähen und zu verſiegeln pflegte; es roch hier nach Siegellack, Baſt und Segeltuch; an der Wand brannte trüb ein Öllämpchen; auf dem Tiſche lagen Bindfadenknäuel, und in der Decke ſteckte ein großer Haken, der für eine andere Lampe beſtimmt war. Er ſah dieſen Haken wie gedankenlos an und erinnerte ſich erſt ſpäter, daß er ſich dabei gedacht hatte: — Es wäre gut, ſich zu erhängen! —

Die Schießerei hörte auf. Ins Zimmer kamen Boten, Diener, Kuriere; ſie verbeugten ſich vor ihm tief und ſahen ihn erſtaunt an. Er ſtand auf und ging hinaus.

Er wußte noch immer nicht, wo er hin ſollte. Endlich entſchloß er ſich, bei ſeinem Schwager, dem öſterreichiſchen Botſchafter Lebzeltern zu übernachten. Er wußte zwar, daß man ihn auch dort verhaften würde; aber er benahm ſich wie ein Schuljunge, der etwas angeſtellt hat und weiß, daß er der Rute nicht entgehen wird, ſich aber dennoch unter den Tiſch verſteckt.

Bei den Lebzelterns befand ſich Kataſcha. Erſt als er ſie erblickte, begriff er, wie ſehr er ſich nach ihr die ganze Zeit, ohne es ſelbſt zu wiſſen, geſehnt hatte; am meiſten quälte ihn, daß ſie noch nichts wußte. Er wollte es ihr ſofort ſagen, zog aber vor, es noch hinauszuſchieben; er ſchob es auch ſpäter noch einigemal hinaus. So hatte er es ihr bis zuletzt nicht geſagt, obwohl er wußte, daß es die größte Gemeinheit war.

Da er müde war, ging er früh zu Bett und ſchlief feſt ein. Er hatte ungewöhnlich angenehme Träume: er ſah Berge, die keine Berge, Wellen, die keine Wellen waren, dunkellila, durchſichtig wie Amethyſte, und er flog über ihnen, ſchwebte wie in einer Schaukel und war plötzlich glücklich, daß er erwachte.

Lange lag er im Dunkeln mit offenen Augen, lächelte und fühlte ſein Herz noch immer vor Freude ſchlagen. Er wollte ſich auf den Traum beſinnen und konnte es nicht — es war gar zu ungewöhnlich; jedenfalls wußte er ſicher, daß es mehr als ein Traum war. Er erinnerte ſich plötzlich ſeiner Angſt von vorhin und fühlte, daß ſie ſchon verſchwunden war und nie wiederkehren würde; er ſchämte ſich ſogar nicht, ſondern wunderte ſich nur: es war ihm, als ſei es früher gar nicht er, ſondern jemand anderer geweſen. Er beſann ſich auch auf ſeinen Lieblingspſalm; er pflegte ihn immer lateiniſch zu rezitieren, wie er ihn als Kind in der Jeſuitenpenſion vom alten polniſchen Pater Aloiſius gelernt hatte:

„Wenn ich mich fürchte, ſo hoffe ich auf Dich. Ich will Gottes Wort rühmen, auf Gott will ich hoffen und mich nicht fürchten; was ſollte mir das Fleiſch tun? Meine Feinde werden ſich müſſen zurückkehren, wenn ich rufe. So werde ich inne, daß Du mein Gott biſt. Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht; was können mir die Menſchen tun?"

Er ſchloß wieder die Augen. — „So ſchlafen alle Verurteilte ... Nun, mag ſein," ging es ihm durch den Sinn, und ſchon ſchlief er wieder, noch ſüßer, noch tiefer, aber ſchon ohne Träume.

Er erwachte plötzlich, wie es ſo oft im Schlafe vorkommt, nicht weil geklopft wurde, ſondern weil er wußte, daß gleich geklopft werden würde. Und nach einer Minute wurde wirklich an die Türe geklopft.

„Durchlaucht, Durchlaucht!“ rief der Kammerdiener erſchrocken.

„Was iſt denn?“

„Man iſt aus dem Schloſſe gekommen.“

Er begriff, daß man ihn verhaften kam.

— — — — —

Vier Soldaten mit bloßen Säbeln führten den Arreſtanten in das kaiſerliche Empfangszimmer. Nach ihm traten die Generaladjutanten Ljewaſchow, Toll und Benkendorf, der Schloßkommandant Baſchuzkij und der Ober-Polizeimeiſter Schulgin ins Zimmer.

Nikolai ſtand auf, ging auf Trubezkoi zu und muſterte ihn lange und ſtumm: er iſt pockennarbig und rothaarig; hat einen zerzauſten dünnen Backenbart, abſtehende Ohren, eine große Hakennaſe, dicke Lippen und zwei ſchmerzvolle Falten an den Mundwinkeln.

— So ſieht alſo ihr Diktator aus! Er zittert, iſt vor Angſt ganz verjudet! — dachte ſich der Kaiſer, wieder vom Durſte gequält, verachten zu können.

Er kam näher und führte ſeinen Zeigefinger an Trubezkois Stirne.

„Was war in Ihrem Kopfe, als Sie, mit Ihrem Namen, mit Ihrer Familie ſich auf ſo eine Sache einließen? Gardeoberſt Fürſt Trubezkoi, wie, ſchämten Sie ſich nicht, mit jenem Geſindel zu ſein?“

Er kam ſich in dieſem Augenblick ſelbſt als Apollo von Belvedere vor, der den Python beſiegt. Aber dieſe Maske fiel, und an ihre Stelle trat eine andere: an Stelle der drohenden — eine empfindſame, dieſelbe, die er früher vor Toll anprobiert hatte.

„Sie haben eine ſo liebe Frau! Haben Sie Kinder?“

„Nein, Majeſtät.“

„Ein Glück für Sie, daß Sie keine Kinder haben. Ihr Los wird schrecklich sein, schrecklich!"

Trotz des scheinbaren Zorns war er ruhig: alles war schon im voraus überlegt.

„Warum zittern Sie?"

„Ich bin erfroren, Majestät. Bin eben im bloßen Waffenrock gefahren."

„Warum im bloßen Waffenrock?"

„Man hat mir meinen Pelz gestohlen."

„Wer?"

„Ich weiß nicht. Wahrscheinlich im Gedränge, als man mich verhaftete; es waren viele Leute dabei," antwortete Trubezkoi mit einem Lächeln: in diesen großen grauen, einfachen, traurigen und guten Augen war nicht die geringste Angst. Er stand ungelenk und gebückt da, die Hände im Rücken.

„Wollen Sie stehen, wie es sich gehört! Die Hände an die Hosennaht!"

„Sire..."

„Wenn Ihr Kaiser zu Ihnen russisch spricht, so dürfen Sie ihm nicht in einer andern Sprache antworten!"

„Verzeihen, Majestät, meine Hände sind gebunden..."

„Aufbinden!"

Schulgin ging auf ihn zu und fing an, ihm die Hände aufzubinden. Der Kaiser wandte sich weg. Er sah in den Händen Tolls ein Papier und befahl ihm:

„Lies!"

Toll las die Aussage eines der Verhafteten, dessen Namen er nicht nannte; die Vorgänge vom Vierzehnten seien das Werk der Geheimen Gesellschaft, die außer den Mitgliedern in Petersburg auch viele im 4. Armeekorps habe; Fürst Trubezkoi, der

dienſthabende Stabs-Offizier des Armeekorps könne darüber jede Auskunft geben.

Trubezkoi hörte es und freute ſich: er ſah, daß der Ausſagende die Unterſuchung auf eine falſche Spur geleitet hatte, um die Exiſtenz der Südlichen Geſellſchaft zu verheimlichen.

„Iſt es die Ausſage Puſchtſchins?"

„Ja, Majeſtät," anwortete Toll.

Trubezkoi merkte, daß ſie ſich dabei zublinzelten.

„Nun, was ſagen Sie dazu?" wandte ſich der Kaiſer wieder an ihn.

„Puſchtſchin irrt ſich, Majeſtät," antwortete Trubezkoi, ſeinen ganzen Verſtand anſpannend, um zu erraten, was dieſes Blinzeln wohl bedeuten könne.

„Aha, Sie meinen, es iſt Puſchtſchin?" fiel Toll über ihn her.

Trubezkoi ließ ſich aber nicht beirren, — er hatte es ſchon verſtanden: man wollte durch ihn Puſchtſchin einfangen.

„Euer Exzellenz haben doch ſelbſt geſagt, es ſei die Ausſage Puſchtſchins."

„Wo wohnt Puſchtſchin?"

„Ich weiß es nicht."

„Vielleicht bei ſeinem Vater?"

„Ich weiß es nicht."

„Ich habe immer geſagt, daß das 4. Armeekorps das Neſt der Verſchwörer iſt," ſagte Toll.

„Exzellenz ſind durchaus falſch unterrichtet. Im 4. Armeekorps gibt es keine Geheime Geſellſchaft, ich verbürge es!" ſagte Trubezkoi und ſah ihn mit einem beinahe unverhohlenen Triumph an.

Jener verſtummte mit dem Gefühl eines Jägers, dem das Wild unter der Naſe entwiſcht. Auch der Kaiſer machte ein finſteres Geſicht: auch er ſah, daß die Sache verdorben war.

„Aber wie steht es mit Ihnen, mit Ihnen? Sprechen Sie von sich. Haben Sie der Geheimen Gesellschaft angehört?"

„Ich habe ihr angehört, Majestät," antwortete Trubezkoi ruhig: er wußte, daß er nicht mehr aus dem Konzept kommen würde.

„Waren Sie Diktator?"

„Zu Befehl, ja."

„Der ist gut! Er versteht nicht, eine Abteilung zu kommandieren, wollte aber die Schicksale der Völker leiten! Warum waren Sie nicht auf dem Platz?"

„Als ich sah, daß sie nur meinen Namen brauchten, verließ ich sie. Übrigens hoffte ich bis zum letzten Augenblick, daß, wenn ich mit ihnen als ihr Anführer in Verbindung bleibe, es mir gelingen würde, sie von dem unsinnigen Vorhaben abzubringen."

„Von was für einem Vorhaben? Vom Zarenmord?" fiel Toll erfreut wieder über ihn her.

— An den Zarenmord dachte niemand, — wollte Trubezkoi antworten. Aber es fiel ihm ein, daß es nicht wahr sei, darum antwortete er:

„Der Zarenmord gehörte nicht zu den politischen Absichten der Gesellschaft. Ich wollte sie von der Aufwiegelung der Truppen und vom unnötigen Blutvergießen abbringen."

„Wußten Sie von der Verschwörung?"

„Ja."

„Und erstatteten keine Anzeige?"

„Es konnte mir gar nicht einfallen, Majestät, jemand das Recht zu geben, mich einen Schuft zu nennen."

„Und wie wird man Sie jetzt nennen?"

Trubezkoi antwortete nichts, blickte aber den Kaiser so an, daß jener sich verlegen fühlte.

„Laſſen Sie die Finten, Herr! Wollen Sie alles ſagen, was Sie wiſſen!“ ſchrie ihn Nikolai ſtreng an. Er fing an, böſe zu werden.

„Sonſt weiß ich nichts.

„Sie wiſſen nichts? Und was iſt das?“

Er trat ſchnell an den Tiſch und nahm das Blatt mit dem Entwurf der Konſtitution. Auf dem Blatte lag die Kugel: er hatte ſie mit Abſicht draufgelegt, um das Papier gleich finden zu können.

„Das wiſſen Sie auch nicht? Wer hat das geſchrieben? Weſſen Hand iſt das?“

„Meine Hand.“

„Wiſſen Sie, daß ich Sie deswegen gleich auf der Stelle erſchießen laſſen kann?“

„Laſſen Sie mich erſchießen, Majeſtät, Sie haben das Recht dazu,“ erwiderte Trubezkoi und hob wieder die Augen. Ihm fielen die Worte ein: — Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht, was können mir die Menſchen tun? —

— Ich darf mich nicht ärgern! Ich ſoll es nicht! — ſagte ſich der Kaiſer, aber es war ſchon zu ſpät: die ihm bekannte Luſt der Raſerei lief ihm wieder durch die Adern.

„Ach ſo, Sie glauben, man wird Sie erſchießen, und Sie werden deswegen intereſſant werden?“ flüſterte er keuchend, ſein Geſicht dem ſeinen nähernd und gegen ihn vorgehend, ſo daß jener zurückwich. „Aber gefehlt: ich werde Sie nicht erſchießen, ich werde Sie in der Feſtung verfaulen laſſen! In Ketten! Eine Elle unter der Erde! Ihr Los wird ſchrecklich ſein, ſchrecklich. ſchrecklich!“

Je öfter er dieſes Wort wiederholte, umſo mehr fühlte er ſeine Ohnmacht: da ſteht jener vor ihm und fürchtet nichts. Er kann

ihn einsperren, in Ketten schlagen, foltern und töten, und kann ihm doch nichts tun!

„Schurke!" schrie Nikolai, sich auf Trubezkoi stürzend und ihn am Kragen packend. „Hast deine Uniform beschmutzt! Herunter mit den Achselstücken! Herunter mit den Achselstücken! So! So! So! So!"

Er stieß, schüttelte und zerrte ihn und zwang ihn schließlich zu Boden.

„Majestät," sagte Trubezkoi leise, auf den Knien liegend und ihm in die Augen blickend. Der Kaiser verstand den Blick: — Schämen Sie sich denn nicht? — Er kam zu sich, ließ von ihm ab, setzte sich in den Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Alle erwarteten schweigend, womit das wohl enden würde. Trubezkoi stand auf und sah Nikolai mit dem stillen Lächeln von vorhin an. Hätte jener es gesehen, so würde er verstanden haben, daß in diesem Lächeln Mitleid war.

Die Tür aus dem Schlaf- und Arbeitszimmer ging auf. Der Großfürst Michail Pawlowitsch steckte vorsichtig den Kopf hinein, zog ihn dann ebenso vorsichtig zurück und schloß die Tür.

Das Schweigen dauerte lange. Der Kaiser nahm endlich die Hände vom Gesicht. Es war unbeweglich und undurchdringlich.

Er stand auf und wies Trubezkoi auf den Sessel vor dem Tisch.

„Setzen Sie sich und schreiben Sie an Ihre Frau," sagte er, ohne ihn anzusehen.

Trubezkoi setzte sich, nahm die Feder und sah den Kaiser an.

„Was befehlen Majestät zu schreiben?"

„Was Sie wollen."

Nikolai blickte über seine Schulter und las:

„Liebe Freundin, sei unbesorgt und bete zu Gott . . ."

„Was ist da viel zu schreiben. Schreiben Sie nur: ‚Ich werde leben und gesund sein'," sagte der Kaiser.

Trubezkoi ſchrieb:

„Der Kaiſer ſteht neben mir und befiehlt mir zu ſchreiben, daß ich lebe und geſund bin.“

„‚Daß ich leben und geſund ſein w e r d e.‘ Schreiben Sie ‚ſein werde‘ darüber.“

Trubezkoi korrigierte. Der Kaiſer nahm den Brief und gab ihn Schulgin:

„Wollen Sie ihn an die Fürſtin Trubezkoi beſtellen.“

Schulgin ging hinaus. Trubezkoi ſtand auf. Wieder trat Schweigen ein. Der Kaiſer ſtand vor ihm, ſah ihn noch immer nicht an und hielt die Augen geſenkt, als wagte er nicht, ſie zu heben.

Er ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb an den Kommandanten Sſukin:

„Trubezkoi kommt in den Alexej-Ravelin, auf Numero 7.“

Den Zettel gab er Toll.

„Nun, gehen Sie,“ ſagte er und hob den Blick auf Trubezkoi. „Nehmen Sie es mir nicht übel, Fürſt. Meine Lage iſt wenig beneidenswert, wie Sie es ſelbſt zu ſehen belieben.“ Er lächelte ſchief und errötete wieder. Er fühlte, daß daraus wieder nichts wurde, und runzelte die Stirn. „Gehen Sie, gehen Sie alle!“ Und er winkte mit der Hand.

Als alle gegangen waren, ſetzte er ſich wieder auf den früheren Platz auf dem Sofa. Er ſaß unbeweglich, wie erſtarrt da, duſelte aber nicht mehr, ſondern blickte mit weit aufgeriſſenen Augen gerade vor ſich hin, auf den Spiegel. An der Wand über dem Sofa hing ein lebensgroßes Bildnis des Kaiſers Paul I. Die Flammen der heruntergebrannten Kerzen auf dem Jaſpistiſchchen in der Ecke zitterten, und in dieſem flackernden Scheine wurde das Bildnis im Spiegel wie lebendig; das kleine Männchen mit der Stupnaſe, mit den Augen eines Verrückten und dem Lächeln

eines Totenkopfes, im Habit des Großmeiſters des Malteſerordens, in purpurnem Mantel, der an ein Biſchofsornat erinnerte, ſchien lebendig zu werden und ſich zu bewegen: gleich tritt er aus dem Rahmen.

Der Sohn ſah den Vater an, und der Vater den Sohn, als wollten Sie einander etwas ſagen.

Elfter März — Vierzehnter Dezember. Damals hatte es angefangen, nun ging es weiter. „Man wird mich erwürgen, wie man den Vater erwürgt hat" — dieſe Worte Konſtantins kamen dem Kaiſer in den Sinn. Er konnte ſich ſelbſt dasſelbe ſagen, was er vorhin zu Trubezkoi geſagt hatte: „Dein Los wird ſchrecklich ſein, ſchrecklich!"

Er ſtand auf und trat vor den Spiegel. Unten, zu Füßen des Vaters erſchien das Geſicht des Sohnes. Bleich, mit entzündeten roten Lidern, aufgeworfenen Lippen, wie bei einem Schuljungen, den man in eine Ecke geſtellt hat, mit zerzauſten, zu Berge ſtehenden Haaren. Es war, als ſei es nicht er, ſondern ein anderer, ſein Doppelgänger, der „Uſurpator", der „Emporkömmling von einem Kaiſer."

Er näherte das Geſicht dem Spiegelglas. Die Lippen verzerrten ſich zu einem Lächeln und flüſterten lautlos:

„Stabshauptmann Romanow, du biſt aber ein ..."

Er taumelte entſetzt zurück: es ſchien ihm, als ſei es nicht er, ſondern jener andere, der im Spiegel lachte und flüſterte:

„Stabshauptmann Romanow, du biſt aber ein ..."

„Marinſka!“ ſagte Golizyn, die Augen aufſchlagend.

Er kam zum erſten Male nach ſeiner Ohnmacht zu ſich. Als er noch im Fieber lag, hatte er, ohne ſie zu ſehen, gefühlt, daß ſie hier an ſeiner Seite ſei, und ſich gequält, daß er ſie nicht rufen könne.

„Was denn, Valerian Michailowitſch, Liebſter?“ fragte ſie, ſich über ihn beugend und ihm erſchrocken und freudig in die Augen blickend. „Was denn? Was?“ Sie bemühte ſich, zu erraten, was er wollte.

Er wollte fragen, wo er ſich befinde und was mit ihm los ſei, war aber ſo ſchwach, daß er nicht ſprechen konnte; er fürchtete wieder in das ſchwarze Loch der Bewußtloſigkeit zu ſtürzen, aus dem er eben mit ſolcher Mühe herausgekommen war. Er wollte ſich ſelbſt an alles erinnern; er beſann ſich auf einiges und vergaß es gleich wieder. Die Gedanken riſſen wie durchgebrannte Fäden. Allerlei Einzelheiten lenkten ihn ab: die Menge Medizingläſer mit Rezepten auf dem Nachttiſchchen, die Flamme der Wachskerze hinter einem grünſeidenen Lichtſchirm, das eintönige leiſe Ticken der Taſchenuhr auf dem Tiſchchen, wahrſcheinlich war es ſeine eigene Uhr.

„Wie ſpät iſt es?“ fragte er endlich mit vorſichtiger Anſtrengung.

„Halb ſieben,“ antwortete Marinſka.

— Morgens oder abends? — wollte er fragen, vergaß es aber gleich, denn es kam ihm ein anderer Gedanke: wie lange er ſchon ſo liege? Er ſchwieg eine Weile, ſammelte ſich und fragte:

„Was für ein Tag?“

„Donnerstag.“

— Und das Datum? — wollte er fragen und vergaß es wieder.

Plötzlich ertönte in der Stille ein dumpfes Dröhnen, wie von einem fernen Schuß.

— Schießt man denn immer noch? — wunderte er sich und besann sich, daß er das gleiche Dröhnen auch im Fieber gehört hatte: jedesmal hatte er aufstehen und hinlaufen wollen; er hatte die Füße bewegt, war gelaufen und dabei auf demselben Fleck geblieben. „Stehen-stehen-stehende!" tickte eintönig die Uhr. Und er verstand, was es bedeutete: „Stehende Revolution".

„Er schwitzt!" sagte Marinjka, ihm die Hand auf den Kopf legend.

„Gott sei Dank!" rief Foma Fomitsch erfreut. Golizyn erkannte seine Stimme. Der Arzt hatte neulich gesagt: wenn er einmal schwitzt, wird er gleich gesund werden.

Sie wischte ihm den Schweiß mit einem Tuch aus dem Gesicht. Er sah sie an und entsann sich ihrer wie durch einen alten, oft gesehenen Traum: ein liebes, liebes junges Mädchen, vom Dufte der Liebe umhaucht wie blühender Flieder von der Frische des Taues. Sie trug einen alten Morgenrock aus Gros-de-Naples von rauchgrauer Farbe und ein Spitzenhäubchen, aus dem längs der Wangen wie leichte Trauben lange schwarze Locken herabfielen. Das Gesicht war etwas magerer und blasser geworden, und die großen dunklen Augen schienen noch größer und dunkler.

„Meine Liebe, Liebe!" flüsterte er und wandte sich zu ihr.

Ihre Blicke trafen sich; sie lächelte. Sie erriet, was er wollte und drückte ihre Handfläche, so frisch und warm wie eine von der Sonne durchwärmte Blütenkrone, an seine Lippen.

„Man müßte ihm die Arznei geben, Marja Pawlowna," sagte Foma Fomitsch.

Marinjka füllte einen Löffel und reichte ihn Golizyn. Es schmeckte gut und roch nach Mandeln und Anis.

„Noch!" bat er mit kindlicher Gier.

„Mehr dürfen Sie nicht. Wollen Sie trinken?"

„Nein, schlafen."

„Warten Sie, der Kopf liegt zu tief."

Sie umfaßte mit dem einen Arm seine Schultern und hob mit unerwarteter Kraft und Gewandtheit seinen Kopf und begann mit der andern die Kissen zurechtzurücken. Während sie ihn hob, fühlte er an seiner Wange durch das Kleid hindurch ihre elastische zarte Mädchenbrust.

„Ist es so gut?" fragte sie, indem sie seinen Kopf auf das Kissen legte.

„Gut, Marinjka ... Mamachen ..."

Er wußte selbst nicht, ob er das Wort „Mamachen" absichtlich oder zufällig gesagt hatte. Ihre Blicke trafen sich wieder: sie lächelte ihm zu, und er wiederholte gerührt und begeistert:

„Mamachen ... Marinjka ..."

Er wollte noch etwas sagen, aber dunkle, weiche Wellen schlugen über ihn zusammen; er fühlte nur, wie sie ihn auf die Stirne küßte und bekreuzigte und hörte, wie sie flüsterte:

„Schlaf, Liebster, schlaf mit Gott!"

Er schloß mit einem Lächeln die Augen; es war ihm, als hätte sie ihn auf die Arme genommen und wiege ihn in den Schlaf.

Er schlief bis elf Uhr früh. Die weiße blauäugige Katze „Marquise" mit den gezierten und langsamen Bewegungen einer echten Marquise, hatte die ganzen Nacht, zu einem Knäuel zusammengerollt, auf dem Deckel des Klaviers geschlafen. Am Morgen erwachte sie, stellte sich auf alle vier Pfoten, machte einen Buckel, schnurrte und sprang auf die Tasten, und das Geklimper weckte Golizyn.

„Kitz, du Nichtsnutzige! Da hast du ihn geweckt!" schrie Marinjka die Katze an und stampfte mit dem Fuße.

„Potap Potapytſch Potapow!“ klang aus der Ferne der Schrei des Papageis, und Golizyn begriff ſofort, daß er ſich im alten Hauſe der Großmutter befand. Es war aber nicht ſein Zimmer, ſondern das gelbe Teezimmer neben dem blauen Sofazimmer. Später erfuhr er, daß man ihn aus ſeinem kleinen und ſchwülen Schlafzimmer im Entreſol während ſeiner Krankheit in dieſes Zimmer geſchafft hatte.

Es roch nach brennender Birkenrinde. Im Ofen brannte knifternd ein Feuer, und die Ofentüre klapperte im Luftzuge. Die eine Hälfte des Zimmers war von einem anheimelnden roſa-goldenen Licht übergoſſen, und die andere in das blauweiße Licht des Wintermorgens getaucht. Die Fenſter gingen nach dem Garten mit den reifbedeckten alten Linden. Über den mit verblaßtem zitronengelbem Stoff beſpannten Wänden zog ſich oben an der Decke ein weißer Stuckfries hin — ein Reigen tanzender Amoretten. Ihre nackten Körper erſchienen im roſa Lichte des Ofens lebendig.

— Welch ein luſtiges Zimmer! — dachte ſich Golizyn, und plötzlich wurde es auch ihm luſtig zumute.

Die Katze hatte vor Marinjka nicht viel Reſpekt: ſie glitt an ihren Füßen vorbei, ſprang aufs Bett und fing an, ihr Schnäuzchen mit lautem Schnurren an Golizyns Beinen zu reiben.

„Kitz, Kitz, du Abſcheuliche!“

„Macht nichts, Marinjka, ich habe ſchon ausgeſchlafen.“

„Guten Morgen, Durchlaucht, wie haben Sie geruht?“ fragte Foma Fomitſch, hinter dem Bettſchirm hervortretend. Seine Perücke war auf die Seite gerutſcht, das gepuderte Zöpfchen derangiert und der langſchöſſige Rock zerdrückt; offenbar hatte er die ganze Nacht nicht geſchlafen und nur ein wenig in einem Seſſel oder auf dem Kanapee hinter dem Schirm gedöſelt.

„Ich habe ausgezeichnet geſchlafen. Aber warum dieſe Sorge um mich? Es geht mir viel beſſer," ſagte Golizyn.

Marinſka ſah ihn aufmerkſam an und war plötzlich erſtaunt und erfreut: eine ſolche Veränderung im Ausſehen und in der Stimme!

„Gott ſei Dank! Gott ſei Dank!" rief Foma Fomitſch, ſich bekreuzigend, und in ſeinen kindlichen Augen, in ſeinem kindlichen Lächeln leuchtete ſolche Güte, daß es Golizyn noch luſtiger wurde.

„Wollen Sie nicht etwas zu ſich nehmen? Kaffee, Eier, Bouillon?"

„Alles, alles, Foma Fomitſch! Ich habe furchtbaren Hunger!"

Plötzlich ſpitzte er die Ohren und horchte: er hörte wieder, wie damals in der Nacht, im Fieberdelirium, ein fernes dumpfes Dröhnen, dem Dröhnen eines fernen Kanonenſchuſſes ähnlich. Jetzt wußte er aber, daß es kein Delirium war.

„Was iſt das? Hören Sie?"

„Nein, ich höre nichts," antwortete Foma Fomitſch: er war etwas ſchwerhörig.

„Jetzt wieder! Man ſchießt! Hören Sie es denn nicht?" ſchrie Golizyn auf, und in ſeinen Augen leuchtete die Hoffnung. Er richtete ſich im Bette auf, als wäre er bereit, aufzuſpringen und hinzulaufen.

„Valerian Michailowitſch, Liebſter, um Gotteswillen, liegen Sie ſtill! Foma Fomitſch laufen Sie mal hin und erfahren Sie, was es iſt," ſagte Marinſka.

Der Alte lief ins Nebenzimmer, deſſen Fenſter nach dem Hof gingen. Hier klang das Dröhnen ſo laut, daß er es hörte. Er trat ans Fenſter, ſchob einen Stuhl hin, ſtieg aufs Fenſterbrett, öffnete die Lucke, ſteckte den Kopf hinaus und begriff ſofort alles. Dann kehrte er zu Golizyn zurück.

„Ach, das iſt kein Artilleriefeuer!“ ſagte er, den Kopf ſchüttelnd und wie ein kleines Kind lachend. „Durchlaucht können ganz unbeſorgt ſein, die Schießerei iſt nicht gefährlich: das Pförtchen im Tore iſt aus ſchwerem Eichenholz und wird durch ein Gewicht geſchloſſen, das über eine eiſerne Rolle hängt, der Torweg iſt aber überwölbt, und jeder Ton hallt darin wider. Der Hausknecht Jefim trägt Brennholz in die Küche: ſooft er das Pförtchen zuſchlägt, kracht es wie aus einer Kanone.“

Er ſchwieg eine Weile, nahm aus der goldenen Tabatiere mit dem Bildniſſe des Kaiſers Paul I. und der Inſchrift: „Neben Gott — er allein, und durch ihn atme ich“ langſam eine Priſe und fügte mit einem philoſophiſchen Seufzer hinzu:

„So iſt es, ſehr verehrter Herr! An dieſem Beiſpiel kann man ſehen, wie unvollkommen und der Täuſchung zugänglich die menſchlichen Sinne ſind, dieſe äußeren Türen unſeres mechaniſchen Automaten. Wenn wir das Zuſchlagen einer Pforte von einem Kanonenſchuß nicht zu unterſcheiden vermögen, welchen Wert haben dann unſere tiefſinnigen Urteile über die Natur der Dinge und über die verborgenſten Geſetze des Weltalls?“

Plötzlich merkte er, daß Marinſka ihm zuwinkte. Er hielt inne und ſah Golizyn an. Jener war blaß geworden, hatte den Kopf in das Kiſſen fallen laſſen und die Augen geſchloſſen.

„Wir haben aber das Frühſtück ganz vergeſſen!“ rief plötzlich Foma Fomitſch. „Sofort laufe ich in die Küche. Kaffee, Eier, Bouillon, vielleicht auch etwas Reisbrei?“

Marinſka winkte nur mit der Hand, und der Alte lief hinaus.

Golizyn lag lange mit geſchloſſenen Augen.

Marinſka ſaß auf dem Bettrande und ſtreichelte ſchweigend ſeine Hand.

„Welches Datum haben wir heute?“ fragte er endlich.

„Den achtzehnten.“

„Also drei Tage. Ich bin doch am Dienstag früh erkrankt?"

„Ja, am Dienstag. Als der Kammerdiener Ihnen den Tee brachte, lagen Sie angekleidet im Fieber und bewußtlos auf dem Bette."

„Habe ich phantasiert?"

„Ja."

„Was habe ich phantasiert?"

„Immer von den Schüssen. Dann von irgendeinem Tier, daß man das Tier töten müsse."

„Erinnern Sie sich noch, Marinjka, ich sagte Ihnen, daß wir uns noch wiedersehen werden? Nun haben wir uns wiedergesehen ..."

Er sah sie lange und unverwandt an. Er wollte sie fragen, ob sie wisse, was am Vierzehnten gewesen war, fragte aber nicht; er fürchtete, sie danach zu fragen.

„Ich weiß alles," sagte sie, als hätte sie seinen Gedanken erraten. „Großmutters Haushofmeister, Ananij Wassiljewitsch, war auf dem Senatsplatze. Er kam am Abend zu uns gelaufen und erzählte alles. Er hat auch Sie gesehen ..."

Sie verstummte plötzlich, beugte sich zu ihm, umarmte ihn, schmiegte ihre Wange an die seine, drückte ihr Gesicht in das Kissen und weinte.

„Nicht doch, Marinjka, mein liebes Mädchen! Ich bin ja bei Ihnen, und wir werden uns niemals ..."

Er wollte sagen: „Wir werden uns niemals trennen," aber er fühlte, daß er sie nicht betrügen könne: sie weiß alles, nicht nur seine Vergangenheit, sondern auch seine Zukunft; darum beweint sie ihn wie eine Lebendige einen Toten, nimmt von ihm für immer Abschied.

Arme Braut, wo ist dein Liebster?
Dich erwartet, tot und fahl
Tief im Grabe dein Gemahl...

Diese Verse, die er einst Ssofja Naryschkina vorgelesen, fielen ihm jetzt ein.

„Da ist schon das Frühstück!" sagte Foma Fomitsch, mit einem Tablett ins Zimmer tretend.

Marinjka sprang auf und lief hinaus. Der Alte blickte ihr nach, schüttelte den Kopf, seufzte, sah auch Golizyn an, sagte aber nichts: wahrscheinlich fühlte er, daß er sich durch nichts mehr täuschen oder trösten ließe.

Während des Frühstücks sprach er, um den Kranken zu zerstreuen, von abseitsliegenden Dingen: vom Rückkauf des Gutes Tscherjomuschki, von der Kunst des Arztes, der Golizyn behandelt hatte, von der Krankheit der Großmutter; als die Alte vom Aufstand hörte, erschrak sie so, daß sie sich hinlegen mußte und beinahe einen Schlaganfall bekam; sie ließ niemand von der leibeigenen Dienerschaft zu sich herein, denn sie fürchtete, die Leute könnten sie ermorden: sie erinnerte sich noch an den Aufstand Pugatschows. „In Petersburg allein gibt es vierzigtausend Leibeigene, das ist kein Spaß; sie warten doch nur auf den Augenblick, wo sie nach Messern greifen können. Das haben aber die Martinisten, Freimaurer und sonstige gottlose Freidenker angestellt. Nun haben sie es erreicht. Es wird bei uns ebenso zugehen, wie in Frankreich!"

Golizyn lächelte, und das war alles, was der Alte wollte. Er holte aus der Tasche ein Zeitungsblatt, die Beilage zu den „Sankt-Petersburger Nachrichten" mit der Bekanntmachung der Regierung über die Vorgänge am Vierzehnten. Golizyn wollte es selbst lesen, aber Foma Fomitsch ließ es nicht zu; er griff wieder in die Tasche, holte ein Lederfutteral heraus, ent-

nahm dieſem eine Brille mit großen runden Gläſern, putzte ſie ſorgfältig mit dem Taſchentuch, ſetzte ſie ſich bedächtig auf, räuſperte ſich und begann zu leſen.

„Der geſtrige Tag wird zweifellos eine Epoche in der Geſchichte Rußlands bedeuten," las er mit ſeiner leiſen, ſchwachen, wie aus der Ferne klingenden Stimme. „An dieſem Tage erfuhren die Einwohner der Reſidenz mit einem Gefühl von Freude und Hoffnung, daß Seine Majeſtät, der Kaiſer Nikolai Pawlowitſch den Thron ſeiner Vorfahren beſteigt. Aber der göttlichen Vorſehung hat es gefallen, dieſen langerſehnten Tag durch traurige Ereigniſſe zu trüben ..."

Der Aufſtand wurde als eine kleine Konfuſion der Truppen bei der Parade hingeſtellt.

„Zwei meuternde Kompagnien ſtellten ſich zu einem Karree vor dem Senatsgebäude auf; ſie wurden von ſieben oder acht Offizieren befehligt, zu denen ſich einige Menſchen von gemeinem Ausſehen in Fräcken geſellten."

„Da iſt doch von mir die Rede!" bemerkte Golizyn mit einem Lächeln, das Foma Fomitſch unter ſeiner Brille mit dem gleichen Lächeln beantwortete.

„Einige kleine Gruppen verſammelten ſich um ſie und ſchrien Hurra. Die Truppen baten um Erlaubnis, die Revolte mit einem Schlage niederwerfen zu dürfen. Aber Seine Majeſtät der Kaiſer wollte die Wahnſinnigen ſchonen und entſchloß ſich erſt bei Anbruch der Nacht, entgegen ſeinem Herzenswunſch, Gewalt anzuwenden. Es wurden Geſchütze angefahren, die in wenigen Minuten den Platz ſäuberten. Das ſind die Vorgänge des geſtrigen Tages. Sie ſind zweifelsohne beklagenswert. Aber wenn man bedenkt, daß die Aufrührer, nachdem ſie vier Stunden auf dem Platze verbracht, keinen weiteren Zulauf bekommen haben, außer einigen betrunkenen Soldaten und einigen

gleichfalls betrunkenen Menschen aus dem Pöbel, und daß von allen Garderegimentern nur zwei Kompagnien sich von dem verderblichen Beispiel hinreißen ließen, so muß man mit einem Gefühl des Dankes für den Höchsten anerkennen, daß an diesen Vorfällen auch manches Tröstliche ist; daß es nur eine vorübergehende Prüfung der unerschütterlichen Treue der Truppen und der allgemeinen Ergebenheit der Russen für ihren allerhöchsten und gesetzlichen Monarchen war. Ein gerechtes Gericht wird bald die verbrecherischen Teilnehmer an den Unruhen ereilen. Mit Hilfe des Himmels und dank der Festigkeit der Regierung sind dieselben vollkommen unterdrückt; nichts stört mehr die Ruhe der Residenz ..."

„Ist es wahr, Foma Fomitsch, daß in der Stadt alles ruhig ist?" fragte Golizyn.

„Still ist es wohl, aber diese Stille verheißt nichts Gutes," antwortete der Alte und schüttelte zweifelnd den Kopf. „Die ganze Stadt ist wie ausgestorben; man sieht nur Wagen mit Verhafteten unter Eskorte von Gensdarmen; man verhaftet immer mehr Menschen, und es ist gar kein Ende abzusehen; bald wird die eine Hälfte des Menschengeschlechts die andere bewachen müssen ... Geht Ihr Traum vielleicht doch in Erfüllung, Fürst?" flüsterte er, sich mit geheimnisvoller Miene zu seinem Ohre beugend.

„Was für ein Traum?"

„Daß man wieder schießt. Man sagt, daß die Südarmee den Treueid verweigert habe und gegen Moskau und Petersburg ziehe, um die Konstitution zu verkünden; auch der General Jermolow soll dabei sein; er verfügt aber über eine große Truppenmacht, alle Regimenter des Kaukasischen Armeekorps sind ihm grenzenlos ergeben. Ich kenne ja seine Exzellenz Alexej Petrowitsch: ein wahrer Adler! Ist noch einer von Ssuworows Leu-

ten. Alles iſt möglich: es kann auch eine Dynaſtie der Jermolows anſtelle der der Romanows kommen, ſagen die Leute. Ja, ſo ſtehen die Sachen, Fürſt: jeden Augenblick kann die Geſchichte von neuem losgehen ..."

Golizyn hörte zu, und in ſeinen Augen leuchtete wieder die Hoffnung. Aber er unterdrückte ſie.

„Wenn es auch losgeht, dann nicht ſo bald," ſagte er leiſe, wie vor ſich hin.

Aber Foma Fomitſch hörte es.

„Nicht ſo bald? Wann denn?"

„Was intereſſiert Sie das? Sie ſind doch für den Zaren?"

„Ich bin ſchon in den Achtzigern, Väterchen. Ich lebe noch in der alten Zeit und denke auch, wie man in der alten Zeit dachte: der echte Ruſſe erwartet alle Güter des Lebens und allen Ruhm für ſein Vaterland einzig vom Throne ſeines Monarchen."

„Nun, Sie ſind alſo für den Zaren, ich bin aber für die Republik. So dürfen Sie mit mir überhaupt nichts zu tun haben!"

„Hören Sie auf, Fürſt! Es gibt in der Welt nicht ſo viel gute Menſchen, das man einen verſchmähen könnte. Was ſoll ich mit Ihnen anfangen? Soll ich Sie vielleicht bei der Polizei anzeigen? Sie böſer Menſch! Ich bemuttere Sie wie ein kleines Kind, Sie aber ſpotten über mich!" Der Alte wollte böſe werden, es gelang ihm aber nicht: aus dem kindlichen Lächeln, aus den kindlichen Augen leuchtete ſtille Güte.

„Foma Fomitſch, kommen Sie bitte zur Großmutter," ſagte Marinſka, ins Zimmer tretend.

„Was iſt denn los?"

„Nichts, ſie ſehnt ſich nach Ihnen und iſt böſe, daß Sie ſie vergeſſen haben. Sie iſt auf den Fürſten eiferſüchtig."

„Sofort! Sofort" Foma Fomitſch ſprang auf und lief, mit ſeinen altersſchwachen Füßchen trippelnd, davon.

— Er liebt ſie genau ſo wie vor vierzig Jahren, — dachte ſich Golizyn.

Durch die alten bereiften Bäume leuchtete der winterliche Himmel blau und grün wie verblichener Türkis, wie die kindlichen Augen des verliebten Greiſes; die Winterſonne blickte ins Zimmer. Die durchſichtigen Eisblumen funkelten wie Edelſteine und ein bernſteingelbes Licht füllte das Zimmer. Über die verblichene zitronengelbe Wandbeſpannung glitten Lichtreflexe, und die nackten Amoretten auf dem weißen Fries wurden golden.

— Was für ein luſtiges Zimmer! — dachte ſich Golizyn wieder. — Das kommt von der Sonne ... nein, von ihr, — ſagte er ſich mit einem Blick auf Marinſka.

Sie hatte ſich inzwiſchen umgekleidet: ſie trug nicht mehr den Morgenrock und das Häubchen, ſondern ihr alltägliches einfaches weißes Kreppkleid mit roſa Blümchen; ſie hatte ſich gewaſchen und friſiert und den Zopf zu einem Körbchen geordnet; ſchwarze lange Locken fielen wie leichte Trauben längs der Wangen herab. Trotz der ſchlafloſen Nacht war ihr Geſicht friſch, „friſcher als eine Roſe am Morgen", wie Foma Fomitſch zu ſagen pflegte, und ruhig und luſtig: die Tränen von vorhin hatten nicht die geringſte Spur hinterlaſſen.

Sie räumte das Zimmer auf, wiſchte überall mit einem Flügel den Staub ab, ordnete die Arzneigläſer; dann rührte ſie mit dem Schürhaken die Glut im Ofen um, damit es keine unverbrannten Scheite gebe.

Golizyn beobachtete ſie ſchweigend: alle ihre jugendlichen, ſtarken und leichten Bewegungen waren harmoniſch wie Muſik, und es ſchien ihm, daß alles, ſelbſt das Alltäglichſte, was ſie berührte, ſofort feſtlich und ebenſo heiter wurde, wie ſie es war.

Sie fühlte wohl seinen Blick auf sich, wandte sich um, ging lächelnd auf ihn zu, setzte sich zu ihm auf den Bettrand und beugte sich über ihn.

„Nun, was?"

Ein Sonnenlichtstreifen trennte sie wie ein gespanntes Tuch, und in seinem bläulichen Nebel kreisten die hellen Stäubchen wie in einem unendlichen Tanze. Als sie sich neigte, kam ihr Kopf in die Lichtsäule, und Golizyn sah, daß ihre schwarzen Haare, von der Sonne durchleuchtet, einen rötlichen, fast feuerroten Ton annahmen.

„Ja, natürlich, ich bin rothaarig!" rief sie lachend, indem sie selbst die Locke betrachtete. Sie schien selbst erstaunt.

Er richtete sich ein wenig auf und wandte sich zu ihr hin, — die trennenden Strahlen vereinigten sie. Sie beugte sich noch tiefer, er fing die Locke mit der Hand und drückte sie an die Lippen. Der jungfräulich-leidenschaftliche, wie starker Wein berauschende Duft ihrer Haare stieg ihm zu Kopfe.

„Nicht doch! Was tun Sie? Darf man denn das Haar küssen?!" Sie schämte sich plötzlich, errötete, schlug die Augen nieder, nahm ihm die Locke aus der Hand und warf den Kopf zurück.

Golizyn ließ sich in das Kissen sinken, erbleichte und schloß erschöpft die Augen. Der Kopf schwindelte ihm, und es war ihm, als kreise er selbst wie jene Stäubchen in den Sonnenstrahlen in einem unendlichen Tanze.

„Wie schön, Marinjka, du meine Sonne!" flüsterte er, sie durch das Sonnenlicht hindurch mit einem seligen Lächeln anschauend.

„Was ist schön?" fragte sie mit dem gleichen Lächeln.

„Alles ist schön . . . das Leben ist schön . . ."

— Ja, leben, nur leben! — dachte er sich, von einem solchen Lebensdurste erfüllt, wie er ihn noch nie empfunden hatte.

Die zur Untersuchung der Vorgänge vom Vierzehnten eingesetzte Oberste Kommission hielt ihre Sitzungen zuerst im Winterpalais und dann in der Peter-Pauls-Festung ab. Der Kaiser leitete selbst die ganze Untersuchung und arbeitete an die fünfzehn Stunden täglich, so daß seine Umgebung fürchtete, er könnte krank werden.

„Point de relâche! Was auch kommen mag, ich werde mit Gottes Hilfe den tiefsten Grund dieses Sumpfes aufdecken!" sagte Nikolai zu Benkendorf.

„Langsam und ohne Übereilung, Majestät! Mit Gewalt kann man nichts ausrichten, — man muß mit Liebe und List handeln . . ."

„Brauchst mich nicht zu belehren, ich weiß es selbst," antwortete der Kaiser und errötete beim Gedanken an Trubezkoi. Er tröstete sich damit, daß der damalige Mißerfolg von körperlicher Ermattung, Erschöpfung und Schlaflosigkeit herrührte; das sollte nicht wieder vorkommen. Er war inzwischen zu Kräften gekommen, hatte sich beruhigt und fühlte wieder wie damals nach der Kanonade auf dem Senatsplatze, daß „alles in bester Ordnung" sei.

Rylejew wurde in der Kommission am 21. Dezember vernommen und am nächsten Tage ins Palais zum Kaiser gebracht.

— Soll es doch schneller ein Ende nehmen! — dachte sich Rylejew, fühlte aber schon, daß das Ende nicht auf einmal kommen werde: man wird ihn langsam zu Tode quälen, man wird ihn zwingen, den Todeskelch Tropfen auf Tropfen zu trinken.

Einen Tag nach seiner Verhaftung ließ der Kaiser anfragen, ob Rylejews Frau kein Geld brauche. Natalja Michailowna

antwortete, daß ihr Mann ihr tausend Rubel zurückgelassen habe. Der Kaiser schickte ihr als Geschenk von sich zweitausend Rubel und am 22. Dezember, dem Namenstage von Rylejews Töchterchen Nastenjka, weitere tausend Rubel im Namen der Kaiserin Alexandra Fjodorowna. Er versprach ihr, ihrem Mann zu verzeihen, wenn er alles gestehen würde. „Die Barmherzigkeit des Kaisers hat meine Seele erschüttert," schrieb sie ihrem Manne in die Festung.

Am meisten wunderte sich Rylejew darüber, daß man das Geld zu Nastenjkas Namenstage geschickt hatte: man hatte sich also nach dem Namen erkundigt. — Wie gefühlvoll! Der Schuft weiß gut, womit er einen einfangen kann! Nun, wenn aber . . . — Diesen Gedanken konnte Rylejew nicht zu Ende denken: er erschrak davor.

Einmal bedankte er sich beim Kommandanten Sjukin für die Gewährung einer Zusammenkunft mit seiner Frau. Jener war erstaunt, denn er hatte keine Zusammenkunft erlaubt, und glaubte schon, sie sei ohne Erlaubnis dagewesen. Er fragte die Wärter, aber diese sagten einstimmig aus, daß Rylejews Frau gar nicht dagewesen sei.

„Es hat Ihnen nur geträumt," sagte er zu Rylejew.

„Nein, ich sah sie, wie ich Sie jetzt sehe. Sie erzählte mir etwas, was ich sonst gar nicht wissen konnte, — das vom Geschenk des Kaisers."

„Das haben Sie aber in der Kommission erfahren . . ."

„In der Kommission sagte man mir es später, zuerst hörte ich es von ihr."

„Vielleicht haben Sie es schon vergessen?"

„Nein, ich weiß es ganz bestimmt. Ich bin noch nicht verrückt."

„Dann war es ein Gespenst."

„Was für ein Gespenst?"

„Sie sehen wohl Gespenster. Sie sind krank. Sie müssen sich behandeln lassen."

— Ja, ich bin krank, — dachte sich Rylejew mit einem Gefühl von Ekel.

Am 22. Dezember abends brachte man ihn auf die Schloßhauptwache. Man durchsuchte ihn, fesselte aber seine Hände nicht. Aus der Hauptwache brachte man ihn unter Bewachung in das Flügeladjutantenzimmer, setzte ihn in eine Ecke hinter eine spanische Wand und ließ ihn warten.

Er bemühte sich nur daran zu denken, was er gleich dem Kaiser sagen würde, aber er dachte an andere Dinge. Er erinnerte sich der letzten Nacht, als man zu ihm kam, um ihn zu verhaften. Natascha stürzte sich zu ihm hin, umschlang ihn mit den Armen und schrie mit herzzerreißender Stimme, so schrecklich, wie sie während der Geburtswehen geschrieen hatte:

„Ich lasse ihn nicht! Ich lasse ihn nicht!"

Und sie umschlang und umarmte ihn immer fester. Fester als alle Ketten sind diese zarten schwachen Arme, die Ketten der Liebe! Mit furchtbarer Anstrengung machte er sich los. Er hob sie auf die Arme, trug sie fast bewußtlos auf ihr Bett, und sah sich, aus dem Zimmer stürzend, noch einmal nach ihr um. Sie hatte die Augen geöffnet und sah ihn an: das war ihr letzter Blick.

„Ich weiß wenigstens, wofür man mich kreuzigen wird; sie wird aber am Kreuze stehen, das Schwert wird ihr Herz durchbohren, doch sie wird nie erfahren, wofür."

Das dachte er sich, als er im Flügeladjutantenzimmer in der Ecke hinter der spanischen Wand saß.

Mitunter dachte er auch an gar nichts und fühlte nur, wie ihn wieder das Fieber schüttelte. Das Kerzenlicht tat seinen

Augen weh; ein Nebel füllte das ganze Zimmer, und es war ihm, als ſitze er in ſeiner Kaſematte, blicke wie damals vor dem „Geſpenſt" auf die Tür und warte, daß Natascha eintrete.

Die Tür ging auf, und herein trat Benkendorf.

„Bitte," ſagte er, auf die Tür zeigend und ihm den Vortritt laſſend.

Rylejew trat ein

Der Kaiſer ſtand am anderen Ende des Zimmers. Rylejew wollte ſich verbeugen und auf ihn zugehen.

„Halt!" ſagte der Kaiſer. Er ging ſelbſt auf ihn zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Zurück! Zurück! Zurück!" Er ſchob ihn zum Tiſch, bis ſeine Augen ſich direkt vor den Kerzenflammen befanden. „Schau mir gerade in die Augen! So!" Er drehte ihn mit dem Geſicht zum Licht. „Geh und laß niemand herein," wandte er ſich zu Benkendorf.

Benkendorf ging.

Der Kaiſer ſah Rylejew lange ſchweigend in die Augen.

„Die ſind ehrlich! Solche Augen lügen nicht!" ſagte er wie vor ſich hin. Er ſchwieg noch eine Weile und fragte: „Wie heißt du?"

„Rylejew."

„Mit dem Vornamen?"

„Kondratij."

„Mit dem Vatersnamen?"

„Fjodorowitſch."

„Nun, Kondratij Fjodorowitſch, glaubſt du, daß ich dir verzeihen kann?"

Rylejew ſchwieg. Der Kaiſer näherte ſein Geſicht dem ſeinen, blickte ihm noch durchdringender in die Augen und lächelte plötzlich. — „Was iſt das? Was iſt das?" — wunderte ſich

Rylejew immer mehr: er glaubte im Lächeln des Kaiſers etwas Flehendes, etwas Unglückliches zu ſehen.

„Wir ſind beide zu bedauern!“ begann der Kaiſer, ſchwer aufſeufzend. „Wir fürchten, wir haſſen einander. Der Henker und das Opfer. Wo aber der Henker iſt, und wo das Opfer, kann man gar nicht unterſcheiden. Und wer iſt ſchuld? Alle, und mehr als alle — ich. Alſo verzeih. Wenn du nicht willſt, daß ich dir verzeihe, ſo verzeih du mir!“ Und er hielt ihm ſeine Lippen hin.

Rylejew erbleichte und taumelte.

„Setz dich.“ Der Kaiſer ſtützte ihn und nötigte ihn in einen Seſſel. „Hier, trinke!“ Er ſchenkte ein Glas voll Waſſer und reichte es ihm. „Nun, fühlſt du dich ſchon beſſer? Kannſt du ſprechen?“

„Ja.“

Rylejew wollte aufſtehen, aber der Kaiſer ergriff ſeine Hand und hielt ihn zurück.

„Nein, bleib ſitzen.“ Er ſchob einen anderen Seſſel heran und ſetzte ſich ihm gegenüber. „Hör mal, Kondratij Fjodorowitſch. Du kannſt von mir halten, was du willſt, du kannſt mir glauben und kannſt mir auch nicht glauben, aber ich werde dir die ganze Wahrheit ſagen. Schwer iſt das Joch, das mir die Vorſehung auferlegt hat. Es iſt zu ſchwer für einen Menſchen. Aber ich bin allein, ohne Rat, ohne Hilfe. Ein Brigadekommandeur und ſonſt nichts. Was verſtehe ich von Staatsgeſchäften? Ich ſchwöre bei Gott, daß ich nie den Thron gewünſcht, nie ans Regieren gedacht habe. Wenn du nur wüßteſt, Rylejew, — aber nein, du wirſt es niemals erfahren, was ich fühle und was ich mein Leben lang fühlen werde bei der Erinnerung an dieſen ſchrecklichen Tag, den Vierzehnten! Blut, Blut, ich bin ganz mit Blut befleckt, ich kann es mit

nichts abwaschen, durch nichts sühnen! Ich bin ja kein Tier, kein Ungeheuer, ich bin ein Mensch, Rylejew, ich bin auch Vater. Du hast deine Nastenjka, und ich habe meinen Saschka. Der Zar ist der Vater, das Volk ist das Kind. So stieß ich das Messer in mein Kind, in meinen Saschka! In Saschka! In Saschka!"

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und blieb lange in dieser Stellung; endlich nahm er die Hände vom Gesicht, legte sie ihm wieder auf die Schultern und blickte ihm mit einem flehenden Lächeln in die Augen.

„Siehst du, ich bin zu dir wie ein Freund, wie ein Bruder. Sei auch du mir ein Bruder. Erbarme dich meiner, hilf mir!"

— Lügt er, oder lügt er nicht? Lügt er, oder lügt er nicht? Versuchst du mich, Satan? Wart, auch ich werde dich versuchen! — Rylejew war auf einmal wütend geworden.

„Wollen Majestät die Wahrheit wissen? Also hören Sie: die Freiheit ist verführerisch; von ihr berauscht, riß ich auch die andern mit. Und ich bereue es nicht. Habe ich mich an den Menschen vergangen, indem ich ihr Bestes wollte? Nicht von mir will ich sprechen, sondern vom Vaterlande, das, solange mein Herz schlägt, mir teurer sein wird als alle Güter der Welt und selbst als der Himmel!"

Er sprach wie immer hochtrabend, wie aus einem Buch, jetzt aber ganz besonders, denn er hatte sich diese Rede vorher zurechtgelegt. Plötzlich sprang er auf und hob die Arme: seine blassen Wangen röteten sich, die Augen sprühten Funken, das Gesicht war ein anderes geworden. Er glich dem früheren Rylejew, dem unbezähmbaren Aufrührer, leicht, fliegend, in die Höhe strebend wie eine Flamme im Winde.

„Wissen Sie, Majestät: so lange es Menschen gibt, so lange werden sie auch nach Freiheit lechzen. Um in Rußland die

freiheitlichen Gedanken auszurotten, muß man eine ganze Generation von Menſchen ausrotten, die während der letzten Regierung zur Welt gekommen ſind und ſich entwickelt haben. Ich ſage es dreiſt: unter tauſend Menſchen kann man auch keine hundert finden, in denen nicht die Sehnſucht nach der Freiheit glühte. Und nicht nur in Rußland, — alle Völker Europas ſind von einem einzigen Gefühl beſeelt, das man wohl niederdrücken, aber nicht töten kann. Wo, — nehmen Sie die Weltgeſchichte durch, zeigen Sie mir ein ſolches Land, — wo und wann war ein Volk unter autokratiſcher Gewalt, ohne Geſetz, ohne Recht, ohne Ehre und Gewiſſen glücklich? Nicht wir ſind Ihre Feinde, ſondern diejenigen, die die Menſchheit in Ihren Augen herabſetzen. Fragen Sie ſich ſelbſt: was würden Sie an unſerer Stelle tun, wenn ein Menſch Ihrer Art das Recht hätte, mit Ihnen wie mit einer lebloſen Sache zu ſpielen?"

Der Kaiſer ſaß ſtumm und unbeweglich da, den Ellenbogen auf die Armlehne und den Kopf in die Hand geſtützt und hörte aufmerkſam und ruhig zu. Ryleſew aber ſchrie ſo, als ob er ihm drohte, fuchtelte mit den Händen, ſprang bald auf und ſetzte ſich bald wieder hin.

„Im Manifeſt heißt es, daß Ihre Regierung eine Fortſetzung der Regierung Alexanders ſein werde. Wiſſen Sie denn nicht, daß jene Regierung für Rußland verderblich war? Er iſt auch der Haupturheber des Aufſtandes vom Vierzehnten. Hat er nicht erſt mit mächtiger Gebärde die Geiſter zu den heiligen Rechten der Menſchheit gerufen und ſie dann aufgehalten und zur Rückkehr gezwungen? Hat er nicht in unſeren Herzen die Flamme der Freiheit angefacht und dieſe Freiheit dann ſo grauſam erdroſſelt? Er hat Rußland betrogen, er hat auch Europa betrogen. Die lorbeerumwundenen goldenen Ketten ſind gefallen, und nun ſchmachtet die Menſchheit in nackten

roſtigen Eiſenketten. Als ‚Geſegneter‘ beſtieg er den Thron und ſtieg als Verfluchter ins Grab!“

„Du ſprichſt immer nur von ihm, aber was wirſt du von mir ſagen?“ fragte der Kaiſer, immer noch ruhig.

„Von Ihnen? Gut, hören Sie: Als Sie erſt Großfürſt waren, liebte Sie kein Menſch, und man hatte auch keinen Grund, Sie zu lieben: Ihre einzige Beſchäftigung waren die Soldaten, und Sie intereſſierten ſich für nichts außer dem Exerzierreglement; wir ſahen es und fürchteten, auf dem ruſſiſchen Throne einen preußiſchen Oberſten, oder noch ſchlimmer als das: einen neuen Araktſchejew zu haben. Und wir hatten uns nicht getäuſcht: Sie haben ſchlecht angefangen, Majeſtät! Sie haben, wie Sie vorhin ſelbſt ſagten, den Thron, mit dem Blute Ihrer Untertanen befleckt, beſtiegen; Sie haben in das Volk, in Ihr Kind ein Meſſer gebohrt . . . Und nun weinen Sie, klagen ſich an und flehen um Verzeihung. Wenn Sie die Wahrheit ſprechen, ſo geben Sie Rußland die Freiheit, und wir ſind dann alle Ihre treueſten Diener. Wenn Sie aber lügen, ſo nehmen Sie ſich in Acht: wir haben angefangen, andere werden es zu Ende führen. Blut für Blut, — auf Ihr Haupt, oder auf das Haupt Ihres Sohnes, Enkels, Urenkels! Und dann werden alle Völker ſehen, daß keines von ihnen ſich mit ſolcher Macht erheben kann wie das ruſſiſche. Dies iſt kein Traum, — mein Blick durchdringt die Hüllen der Zeiten. Ich ſehe durch ein ganzes Jahrhundert! Es wird in Rußland eine Revolution geben, es wird eine geben! Und jetzt laſſen Sie mich hinrichten, laſſen Sie mich töten . . .“

Er fiel erſchöpft in den Seſſel.

„Trink, trink!“ Der Kaiſer reichte ihm wieder Waſſer. „Willſt du Tropfen?“

Er holte Tropfen und zählte ſie in das Waſſerglas ab. Er hielt ihm engliſches Riechſalz und Salmiak vor die Naſe. Rylejew wollte ſich den Schweiß aus dem Geſicht wiſchen; er ſuchte ſein Taſchentuch, konnte es aber nicht finden. Der Kaiſer gab ihm das ſeine. Er tat ſehr geſchäftig und beſorgt. In allen Bewegungen ſeines langen, biegſamen Körpers war die freundliche Geſchmeidigkeit einer Schlange. — Ein Geſpenſt, ein Geſpenſt! Ein Werwolf! — dachte ſich Rylejew entſetzt.

„Ach mein Gott! Geht denn das? Nicht doch, nicht doch! Leg dich hin, ruhe aus. Willſt du Wein, Tee? Einen kleinen Imbiß, oder Abendbrot?"

„Nichts will ich!" ſtöhnte Rylejew und dachte ſich mit ſchwerem Herzen: — Wann wird das einmal ein Ende nehmen, mein Gott? —

„Kannſt du mir zuhören?" fragte der Kaiſer. Er rückte ſeinen Seſſel wieder heran, ſetzte ſich und begann:

„Ich danke dir für die Wahrheit, mein Freund!" Er ergriff Rylejews beide Hände und drückte ſie feſt. „Wir Herrſcher werden doch von allen Menſchen angelogen und bekommen faſt nie die Wahrheit zu hören. Ja, alles iſt wahr, nur eines nicht: ich werde kein Deutſcher auf dem ruſſiſchen Throne ſein. Wenn ich auch einer war, ſo will ich es nicht mehr ſein. Meine Großmutter, Kaiſerin Katherina, war ja auch Deutſche, als ſie aber den Thron beſtieg, wurde ſie ſofort Ruſſin. So bin auch ich. Personne n'est plus russe de coeur que je ne le suis," ſagte er auf franzöſiſch, korrigierte ſich aber gleich. „Wir ſind beide Ruſſen, — ich, der Kaiſer, und du, der Aufrührer. Sag mir bitte, wäre ſo ein Geſpräch, wie wir es jetzt führen, unter Nichtruſſen möglich?"

Über Rylejews Geſicht glitt etwas wie ein bleiches Lächeln.

„Was denn?" fragte der Kaiſer, der dieſes Lächeln bemerkt

hatte, und lächelte gleichfalls. „Sprich, fürchte nicht, mir die Wahrheit zu ſagen."

„Sie ſind ſehr klug, Majeſtät."

„Du hielteſt mich wohl für einen Dummkopf? Nun, ſiehſt du, wenigſtens darin haſt du dich getäuſcht. Nein, ich bin kein Dummkopf. Ich weiß wohl, daß es in Rußland nicht gut zugeht. Ich bin ſelbſt der erſte Bürger des Vaterlandes. Ich habe nie etwas anderes gewollt, als Rußland frei und glücklich zu ſehen. Weißt du auch, daß ich als Großfürſt nicht weniger liberal geweſen bin als euereins? Ich habe nur geſchwiegen und es für mich behalten. Mit den Wölfen muß man heulen. So heulte ich mit Araktſchejew. Je ſchlimmer, umſo beſſer. Ich half euch. Nun, ſag mir die ganze Wahrheit: was wolltet ihr, eine Konſtitution? Eine Republik?"

— Natürlich lügt er! Ein Geſpenſt, ein Werwolf! — dachte ſich Rylejew wieder mit Entſetzen. Aber die Neugier war ſtärker als das Entſetzen: — Soll ich nicht den Verſuch machen und mich ſo ſtellen, als ob ich ihm glaubte? —

„Nun, was ſchweigſt du? Du glaubſt nicht? Du fürchteſt dich?"

„Nein, ich fürchte mich nicht. Ich wollte die Republik," antwortete Rylejew.

„Na, Gott ſei Dank, du biſt alſo klug!" rief der Kaiſer und drückte ihm beide Hände. „Ich kann wohl den Abſolutismus verſtehen, kann auch die Republik verſtehen, aber nicht die Konſtitution. Dieſe Regierungsform iſt verlogen, tückiſch, korrupt. Ich würde es vorziehen, bis zu der Mauer Chinas zurückzuweichen, als dieſe Regierungsform anzunehmen. Nun ſiehſt du, wie aufrichtig ich mit dir bin, vergelte es mir mit dem gleichen!"

Er ſchwieg eine Weile, ſah ihn an und griff ſich plötzlich an den Kopf.

„Was war es? Was war es? Gott! Wozu? Ihr habt euren Geſinnungsgenoſſen nicht erkannt! Alle habe ich getäuſcht, auch euch. Gegen euren Freund, gegen euren Verbündeten habt ihr euch erhoben! Wäret ihr doch gleich zu mir gekommen und hättet mir geſagt: wir wollen dies und das. Und jetzt . . . Höre, Rylejew, vielleicht iſt es noch nicht zu ſpät? Wir haben gemeinſam geſündigt, wollen auch gemeinſam büßen. Meine Großmutter pflegte zu ſagen: ‚Ich liebe den Abſolutismus nicht, ich bin im Herzen Republikanerin, aber der Schneider iſt noch nicht geboren, der Rußland einen Rock zuſchneiden könnte.‘ Wollen wir ihn gemeinſam zuſchneiden. Ihr ſeid die beſten Männer Rußlands, ohne euch kann ich nichts. Wollen wir ein Bündnis ſchließen, wollen wir eine neue Verſchwörung anzetteln. Die Autokratie iſt eine große Macht. Nehmt ſie mir ab. Was braucht ihr eine Revolution? Ich bin ſelbſt die Revolution!“

Wie ein Menſch, der in einen Abgrund gleitet, ſich immer noch feſtzuhalten verſucht, obwohl er weiß, daß er hinabſtürzen wird, ſo entſetzte ſich Rylejew und freute ſich ſchon.

Die Augen des Kaiſers leuchteten vor Freude.

„Wart, beſchließe noch nichts, überlege dir's erſt. So ſprechen, wie ich eben geſprochen habe, kann man nur einmal im Leben. Merke dir: es handelt ſich nicht um mein Schickſal, auch nicht um deines, ſondern um das Schickſal Rußlands. Wie du beſchließen wirſt, ſo ſoll es auch ſein. Nun, ſprich, willſt du mit mir zuſammengehen? Willſt du? Ja oder nein?“

Er ſtreckte ihm die Hand entgegen. Rylejew ergriff die Hand, wollte etwas ſagen, konnte aber nicht: ein Krampf ſchnürte ihm die Kehle zuſammen. Die Tränen ſtiegen und ſtiegen hinauf und

brachen plötzlich in Strömen aus den Augen. So ſtürzte er in den Abgrund; jetzt glaubte er ihm.

„Wie konnte ich nur ... Was habe ich angeſtellt! Was habe ich angeſtellt! Wir alle .. nein, ich allein .. Ich habe alle ins Verderben geſtürzt! Soll nun alles mit mir enden! Laſſen Sie mich gleich, auf der Stelle hinrichten! Jenen Unſchuldigen ſchenken Sie aber Verzeihung ..."

„Allen, allen werde ich verzeihen, dir und den andern! Ich brauche ja gar nicht zu verzeihen: ich ſage dir ja, daß wir alle zuſammen ſind!" ſagte der Kaiſer. Er umarmte ihn und weinte, ſo ſchien es wenigſtens Ryleſew.

„Sie weinen? Über wen? Über einen Mörder?" rief Ryleſew und fiel in die Knie; die Tränen liefen immer unaufhaltſamer, immer ſüßer; er ſprach wie im Fieber; er glich einem Betrunkenen oder einem Verrückten. „Sie haben ſich an den Geburtstag Naſtenjkas erinnert! Sie wußten, womit Sie mich treffen können! So ſind Sie! Ich fühle das Schlagen Ihres Engelsherzens! Ich bin für immer der Ihre! Aber was bin ich — fünfzig Millionen harren Ihrer Güte. Kann man denn annehmen, daß ein Kaiſer, der ſeinen Mördern Gnade erweiſt, nicht nach der Liebe des Volkes und dem Wohle des Vaterlandes lechzte? Vater! Vater! Wir ſind alle wie Kinder in deinen Händen! Ich habe nie an Gott geglaubt, das iſt aber ein Wunder Gottes — der Geſalbte des Herrn! Zar, Väterchen, unſere Sonne ..."

„Und dabei wollteſt du uns alle abſchlachten?" flüſterte der Kaiſer.

„Ich wollte es," antwortete Ryleſew, gleichfalls flüſternd, und das Entſetzen von vorhin durchzuckte ihn wieder. — es leuchtete auf und erloſch.

„Wer noch?"

„Sonſt niemand. Ich war allein."

„Haſt du nicht Kachowſkij überredet?"

„Nein, nein, nicht ich, — er ſelbſt ..."

„So, er ſelbſt. Nun, und Peſtel, Murawjow, Beſtuſchew? Iſt auch in der Zweiten Armee eine Verſchwörung? Weißt du was davon?"

„Ja."

„Nun, ſprich, ſage mir alles, fürchte dich nicht, nenne mir alle. Man muß alle retten, damit es keine unſchuldigen Opfer gibt. Wirſt du es mir ſagen?"

„Ich werde es ſagen. Was braucht ein Sohn etwas vor ſeinem Vater zu verheimlichen? Ich konnte Ihr Feind ſein, aber ich kann kein Schurke ſein. Ich glaube! Ich glaube! Erſt eben glaubte ich noch nicht, aber jetzt ... glaube ich, ich ſchwöre es bei Gott! Ich werde alles ſagen! Fragen Sie mich!"

Er lag auf den Knieen. Der Kaiſer beugte ſich über ihn, und die beiden begannen zu flüſtern wie ein Beichtvater und ein Büßender, wie ein Liebender und ſeine Geliebte.

Rylejew verriet alle, nannte alle, Namen auf Namen, Geheimnis auf Geheimnis.

Zuweilen ſchien es ihm, daß der Vorhang in der Türe ſich bewege. Er fuhr zuſammen und ſah ſich um. Als er ſich wieder einmal umſah, ging der Kaiſer zur Tür, als fürchtete er ſelbſt, daß jemand horche.

„Es iſt niemand da. Siehſt du?" ſagte er, den Vorhang zurückſchlagend, doch ſo, daß Rylejew nur ein wenig hineinſchauen konnte, aber nicht ganz.

„Nun, biſt wohl müde?" Er ſah ihm ins Geſicht und merkte, daß er Schluß machen müſſe. „Es iſt genug. Geh, ruhe dich aus. Wenn du etwas vergeſſen haſt, ſo wirſt du morgen darauf kom-

men. Haſt du es gut in deiner Kaſematte, iſt es nicht dunkel, nicht feucht? Brauchſt du vielleicht etwas?"

„Ich brauche nichts, Majeſtät. Wenn ich bloß meine Frau ..."

„Du wirſt ſie ſehen. Sobald wir mit dem Verhör fertig ſind, darfſt du ſie wiederſehen. Wegen deiner Frau und Naſtenjka kannſt du unbeſorgt ſein. Sie ſind jetzt mein. Ich will für ſie alles tun."

Er ſah ihn plötzlich an und ſchüttelte mit einem traurigen Lächeln den Kopf.

„Wie konntet ihr bloß? ... Was habe ich euch getan?" Er wandte ſich weg und ſchluchzte. Das war keine Verſtellung, er tat ſich ſelbſt leid: „pauvre diable, armer Kerl, armer Nixe."

„Verzeihung, Verzeihung, Majeſtät!" rief Rylejew, ihm zu Füßen fallend, und ſtöhnte wie ein zu Tode Verwundeter. „Nein, leben Sie wohl! Laſſen Sie mich hinrichten! Töten Sie mich! Ich kann es nicht ertragen!"

„Gott wird verzeihen. Nun, genug, beruhige dich!" Der Kaiſer umarmte und küßte ihn, ſtreichelte ihm den Kopf und trocknete bald ihm und bald ſich ſelbſt die Augen mit dem gleichen Tuch. „Nun, geh mit Gott, bis morgen. Schlafe wohl. Bete für mich, ich aber werde für dich beten. Laß dich bekreuzigen. So. Chriſtus ſei mit dir!"

Er half ihm aufſtehen, begleitete ihn bis zur Türe des Flügeladjutantenzimmers und rief:

„Ljewaſchow, führe ihn hinaus!"

„Das Taſchentuch, Majeſtät!" ſagte Rylejew und reichte es dem Kaiſer.

„Behalte es zum Andenken," erwiderte Nikolai und hob die Augen zum Himmel. „Gott ſei mein Zeuge, daß ich mit dieſem Tuch nicht nur dir, ſondern allen Bedrückten, Trauernden und Weinenden die Tränen abwiſchen möchte!"

Beim Weggehen merkte Ryleſew nicht, wie aus den ſchweren Falten des Vorhanges, der ſich vorhin bewegt hatte, Benkendorf trat.

„Haſt du es aufgeſchrieben?“ fragte der Kaiſer.

„Einiges habe ich überhört. Nun, jetzt haben wir es: alle Namen, alle Fäden der Verſchwörung. Ich gratuliere, Majeſtät!“

„Kein Grund, mein Freund, mir zu gratulieren. So weit haben ſie mich gebracht, daß ich Spitzel geworden bin!“

„Nicht Spitzel, ſondern Beichtvater. Sie geruhen in den Herzen zu leſen. Wie der Apoſtel vom Worte Gottes ſagt: ‚Schärfer denn kein zweiſchneidig Schwert dringet es durch, bis daß es ſcheidet Seele und Geiſt, auch Mark und Bein‘ ...“

„Der mitfolgende Ryleſew iſt auf meine Rechnung zu beköſtigen,“ ſchrieb der Kaiſer dem Feſtungskommandanten Sſukin. „Man gebe ihm Kaffee, Tee und alles übrige, auch Papier zum Schreiben; alles, was er ſchreibt, iſt mir abzuliefern. Soll er nur ſchreiben und lügen, ſoviel er will.“

„Das Taſchentuch, das Taſchentuch zum Andenken!“ rief Benkendorf und küßte den Kaiſer auf die Schulter. Jener ſah ihn ſchweigend an und hielt es nicht länger aus: er lachte leiſe und triumphierend. Er fühlte, daß er eben einen größeren Sieg erfochten hatte, als auf dem Platze am Vierzehnten.

Noch immer fürchtete und haßte er; er hatte den Durſt nach Verachtung nicht geſtillt, hoffte aber ſchon, daß er ihn ſtillen werde.

Fünftes Kapitel

Golizyns Geneſung ging ſo ſchnell vor ſich, daß alle ſtaunten und es der wunderbaren Kunſt des Arztes zuſchrieben. Aber der Kranke wußte, daß nicht der Arzt ihn geſund machte, ſondern

Marinſka. Wenn er ſie anſah, war es ihm, als trinke er Waſſer des Lebens; ſelbſt wenn er im Sterben läge, würde er auferſtehen.

Fünf Tage nach dem Morgen, als er zum erſten Male zu ſich gekommen war, ſtand er ſchon auf und ging ein wenig durchs Zimmer.

Einmal meldete Großmutters Haushofmeiſter Ananij Waſſiljitſch dem alten Foma Fomitſch, daß in die Küche ein „Burſche" gekommen ſei, der den Fürſten ſprechen wolle, ſeinen Namen aber nicht nenne.

„Wie ſieht er aus?" fragte Foma Fomitſch.

„Gott weiß, was er iſt, iſt wohl kein Bauer, aber auch kein Herr, ſieht wie ein Verkleideter aus."

— Ein Spion! — dachte ſich Foma Fomitſch und ſagte:

„Jag ihn hinaus!"

„Ich habe ſchon verſucht, — er geht nicht. ‚Ich muß unbedingt ſeine Durchlaucht in einer dringenden Sache ſprechen,' ſagt er."

Foma Fomitſch ging hinaus und ſah einen großgewachſenen hageren, bleichen jungen Mann mit ſchwarzem Bart, in einem Nacktpelz, ſchmutziger Tellermütze und warmen Filzſtiefeln; er ſah wie ein Ladengehilfe oder wie ein kleiner Kaufmann aus.

„Der Fürſt iſt krank, mein Lieber, und kann dich nicht empfangen," ſagte der Alte etwas unſicher: auch er konnte nicht erraten, ob er einen Bauern oder einen Herrn vor ſich habe. „Wer biſt du ... ſind Sie eigentlich?"

„Ich muß ihn dringend ſprechen, dringend!" wiederholte der junge Mann, nannte aber ſeinen Namen noch immer nicht.

„Geh, mein Freund, geh mit Gott!" Foma Fomitſch wurde ärgerlich und drängte ihn zur Tür. Jener wollte aber nicht gehen.

„Hier, geben Sie es dem Fürſten, ich werde warten!" ſagte er, ihm einen Zettel reichend. „Sie können unbeſorgt ſein, mein Herr: ich bin gar nicht das, für was Sie mich halten, ſogar im

Gegenteil!" Er lächelte so, daß Foma Fomitsch ihm plötzlich glaubte und den Zettel Golizyn brachte.

Auf dem Zettel war unleserlich auf Französisch hingekritzelt:

„Ich muß Sie dringend sprechen, Golizyn. Lassen Sie mich bitte ein. Ich gehe nicht weg. Vernichten Sie den Zettel."

Eine Unterschrift fehlte. Die Handschrift kam Golizyn unbekannt vor. Er ließ den Mann kommen.

Als der junge Mann ins Zimmer trat, erkannte er ihn im ersten Augenblick nicht; als er ihm aber in seine blaßblauen, hervorstehenden traurigen und zärtlichen Augen blickte, fiel er ihm um den Hals.

„Küchel!"

„Haben Sie mich nicht erkannt, Golizyn?"

„Nehmen Sie doch den Bart ab! Nehmen Sie den Bart ab! Wie ein Jude sehen Sie aus!"

„Ich kann nicht, er ist angeklebt."

Als Foma Fomitsch beruhigt das Zimmer verließ, nötigte Golizyn den Gast in einen Stuhl und schloß die Türe.

„Nun, erzählen Sie."

Und Küchelbäcker begann zu erzählen. Fast alle Verschwörer seien verhaftet, und die man noch nicht verhaftet habe, kämen von selbst. Es sei eine Oberste Kommission eingesetzt, aber der Kaiser leite die ganze Untersuchung selbst. Gnade sei nicht zu erwarten: die einen werde man hinrichten, die andern verschicken oder in den Gefängnissen verfaulen lassen.

„Sind alle am Leben?" fragte Golizyn.

„Alle. Es ist sogar niemand verwundet."

„Ein Wunder! Und unter welchem Feuer haben wir gestanden!"

— Vielleicht ist es nicht umsonst? — dachte er sich. — Vielleicht spart uns das Schicksal zu etwas Größerem auf als der Tod? —

„Nun, und wie iſt es mit der Südarmee und dem Kaukaſiſchen Korps?"

„Alles iſt Unſinn. Nein, Golizyn, wir haben auf nichts mehr zu hoffen, alles iſt zu Ende ... Nun ... und jetzt die Hauptſache: wollen Sie mit mir fliehen?"

„Mit Ihnen, Küchel? Aber natürlich! Mit wem ſoll man fliehen, wenn nicht mit Ihnen? Sie ſind ſo geſchickt und fallen nie herein ... Hören Sie auf, mein Lieber: der erſte Nachtwächter wird Sie verhaften."

„Lachen Sie nicht, Golizyn. Die Sache iſt ernſt. Alles iſt fertig: ein Paß, Geld und zuverläſſige Menſchen. Kennen Sie den Schauſpieler Puſtoſchkin, der im Alexandrinen-Theater in Vaudevilles ſpielt? Er wird Ihnen einen Bart verſchaffen, nicht ſchlechter als der meinige, auch eine Perücke und Bauernkleidung. Wir müſſen bloß über die Stadtgrenze kommen, und dann geht es mit einem Getreidetransport nach Archangelſk. Bis zur Eröffnung der Schiffahrt werden wir uns bei den Lotſen auf den Inſeln verſteckt halten, und fahren dann mit einem engliſchen oder franzöſiſchen Schiff übers Meer. Man kann auch nach Warſchau: die jüdiſchen Schmuggler ſchaffen einen für zwei weiße Scheine über die Grenze. Zuerſt nach Paris und dann wäre es gut nach Venedig ..."

„Nach Venedig!" Golizyn mußte lachen. „Wiſſen Sie, was eine Moskauer Dame über Venedig ſagte: ‚Gewiß, das Klima iſt hier gut, aber man hat keinen Partner zum Preference-Spiel.' So werden Sie ſich auch zu Tode langweilen. Nein, Küchel, ohne Rußland werden Sie nicht leben können!"

„Ich werde leben können. Wir ſind auch in Rußland wie Fremde. Wir betrauern nicht das geſtorbene Vaterland, ſondern beweinen das noch nicht geborene. Ich weiß nicht, was Sie ſich denken, Golizyn, für mich iſt aber Rußland mit Blut beſudelt

und geſchändet. Schwarze Tage ſind angebrochen, für lange, für fünfzig, vielleicht auch für hundert Jahre. Wir haben noch Zeit, in der Wüſte zu ſterben, ferne vom Heiligen Lande, von Zion, wo man leben und erhabene Lieder ſingen kann:

Von Sklaven, die in Ketten ſchmachten,
Erwarte kein erhab'nes Lied ...

Nun, mein Freund, Sie wollen nicht?"

„Nein, Küchel, ich hab keine Luſt. Was ſoll ich mich auch krank, wie ich bin, im Winter herumſchleppen!"

„Nun, wie Sie wollen. Überlegen Sie es ſich aber, vielleicht entſchließen Sie ſich doch noch? Ich komme noch einmal vorbei."

„Gut, kommen Sie, ich will es mir überlegen," ſagte Golizyn, nur um ihn los zu werden, während ihm ein böſer Gedanke durch den Kopf ging: — Er iſt Deutſcher, darum will er fliehen! — Aber er ſchämte ſich gleich deſſen, und ſie verabſchiedeten ſich ebenſo zärtlich, wie ſie ſich begrüßt hatten.

Als der Gaſt gegangen war, wurde Golizyn nachdenklich; er dachte aber nicht an die Flucht, ſondern daran, was geſchehen würde, wenn man ihn verhaftete. Er hatte noch kein einziges Mal ernſthaft daran gedacht. Er blickte nicht in die Zukunft, lebte von Tag zu Tag, wie in einer Wiege in ſeinem luſtigen gelben Zimmer, und die Welt ging für ihn gleichſam nur bis zu den reifbedeckten Bäumen des alten Gartens. Manchmal ertappte er ſich an der dummen Hoffnung: vielleicht werden ſie ihn auch nicht verhaften; das alte Haus iſt eine ſichere Zuflucht: er iſt hier geborgen wie auf dem Meeresgrunde. Er wird ruhig abwarten, dann mit Marinſka nach Tſcherjomuſchki gehen, oder noch weiter, ans Ende der Welt; er wird ſie heiraten, die Politik zum Teufel jagen und einfach glücklich ſein.

Als aber Küchel gegangen war, wußte er auf einmal ſicher, daß man ihn ganz beſtimmt verhaften würde; was wird dann mit Marinjka geſchehen?

Er mußte an ſein geſtriges Geſpräch mit Nina Ljwowna denken.

Frau Tolytſchowa, die vierzigjährige Inſtitutsſchülerin, die ihre ganze Lebensweisheit aus den empfindſamen Romanen von Suſa und Janlis hatte, war in allen praktiſchen Dingen naiv wie ein kleines Kind. Als ſie von Fryndin hörte, daß Tſcherjomuſchki wieder ihr gehörte, und ſah, daß Golizyn Marinjka den Hof machte, war ſie ganz außer ſich vor Freude. Aber ſie konnte nicht verſtehen, warum er nicht mit ihr, der Mutter von ſeinen Gefühlen für die Tochter ſprach; ſie hielt es für unanſtändig. Als ſie aber von ſeiner Teilnahme am Aufſtand erfuhr, erſchrack ſie. Sie behielt es lange für ſich, ſchwieg und wartete, ob er nicht ſelbſt die Rede darauf bringen würde; ſchließlich hielt ſie es doch nicht aus.

Sie holte weit aus und ſprach von ihrer Hilfloſigkeit in ihrem Witwenſtande und von der Verwaiſtheit Marinjkas; von ihrem Vertrauen zu Golizyn und von der Reinheit ſeiner Abſichten; zum Schluß fragte ſie unerwartet und gerade heraus:

„Wie glauben Sie, Fürſt, wird die Sache für Sie glücklich ablaufen?"

„Was für eine Sache?" fragte er. Er verſtand ſie ſofort, ſtellte ſich aber ſo, als ob er nichts verſtünde; er empfand Furcht und Scham: — Als hätte ich die Tochter verführt, und die Mutter wüßte es! —

„Entſchuldigen Sie, daß ich ſo unvermittelt damit komme. Aber ich bin ja eine Mutter. Und Sie ſind ein edler, empfindſamer Menſch, alſo müſſen Sie das Herz der Mutter verſtehen. Sprechen Sie doch, Valerian Michailowitſch, entſcheiden Sie unſer Schickſal!"

„Gerne, Nina Ljwowna. Sie haben mich gerade heraus gefragt, und ich werde Ihnen ebenſo antworten. Nein, die Sache wird für mich nicht gut ablaufen: man wird mich auffinden, verhaften, vor Gericht ſtellen und verurteilen, wenn nicht zum Tode, ſo zum Gefängnis oder Verbannung."

Sie erbleichte ſo, daß er fürchtete, ſie könnte ohnmächtig werden.

„Und wie iſt es mit Marinſka?" Sie ſchlug die Hände zuſammen und fing zu weinen an. „Was ſoll man tun? Was ſoll man tun? Helfen Sie doch Fürſt, geben Sie einen Rat . . ."

Ihr Geſicht bekam einige Ähnlichkeit mit dem Marinſkas, wenn dieſe weinte. Golizyn ergriff ihre Hände und küßte ſie zärtlich und reſpektvoll.

„Ich ſtehe vor Ihnen ſchuldbeladen da, Nina Ljowna. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich alles tun werde, damit Marja Pawlowna mich vergißt. Fahren Sie mit ihr ſo bald als möglich nach Tſcherjomuſchki."

Damit endete ihr Geſpräch. Und als er ſich jetzt deſſen erinnerte, merkte er, daß er eine viel zu ſchwere Laſt auf ſich genommen hatte. — Ich werde alles tun, damit ſie mich vergißt, — das iſt leicht geſagt. Je mehr er darüber nachdachte, umſo ſchwerer fühlte er ſich von einer nicht wieder gutzumachenden Schuld bedrückt. Er nötigt ein junges Mädchen, faſt noch ein Kind, mit ſich in eine Qual, der er vielleicht auch ſelbſt nicht gewachſen iſt. Er klammert ſich an ſie wie ein Ertrinkender und zieht ſie mit ſich hinab. Oder wie jener Wanderer in der Wüſte, der ſich auf der Flucht vor einem wilden Tier in einen Brunnen ſtürzte, an einem Aſt hängen geblieben iſt, Himbeeren vom Strauche pflückt und verzehrt, ohne an den Tod zu denken.

Er ſaß vor dem Fenſter im gelben Zimmer. Die Uhr ging auf zwölf, aber es war noch nicht richtig Tag geworden. Der

Sturm hatte das Fenſter mit Schnee verklebt. Die alten Bäume im Garten ſchienen zu rauſchen. Im Kamin heulte jämmerlich der Wind. Und er erinnerte ſich, wie er damals, nach der Schießerei auf dem Platze, durch die Galernaja ging und, unter dem Kartätſchenfeuer ſtehend, den Tod herbeiſehnte: „Nun, ſchneller, ſchneller!“ Es war ihm ſo furchtbar traurig zu Mute, er hatte die Piſtole aus der Taſche genommen, den Hahn geſpannt und die Mündung an die Schläfe gedrückt, da hatte er ſich aber Marinjkas erinnert und die Waffe fallen laſſen. Warum hatte er ſie fallen laſſen?

„Warum ſo nachdenklich?“ Er hörte die Stimme Marinjkas und fuhr zuſammen. Sie war ſo leiſe eingetreten, daß er es gar nicht gehört hatte.

Er lächelte ihr zu, wie er ihr immer zuzulächeln pflegte, wenn ſie ins Zimmer trat, antwortete aber nichts.

Auf dem Kleiderrechen an der Wand hing ſein Mantel, derſelbe, den er auf dem Platze angehabt hatte. Marinjka nahm den Mantel vom Haken, ſetzte ſich an das Nähtiſchchen und begann die kleinen runden Löcher, die von den Kugeln herrührten, zu ſtopfen.

„Der Beſuch hat Sie wohl aufgeregt? Wer war es?“ fragte ſie, ohne die Augen zu heben.

„Ein alter Freund, Wilhelm Karlowitſch Küchelbäcker.“

„War er auch mit auf dem Platze?“

„Ja.“

„Wovon ſprachen Sie denn, wenn es kein Geheimnis iſt?“

„Er machte mir den Vorſchlag zu fliehen.“

„Nun, und Sie?“

„Ich will nicht.“

„Warum?“

„Ich kann nicht ohne Rußland ſein und ... ohne Sie ...“

„Warum ohne mich? Ich bin doch mit Ihnen."

„Und Nina Ljwowna?"

„Auch Mamachen wird mitkommen. Und wenn sie nicht will, dann ohne sie. Wohin Sie gehen, da gehe ich auch hin. Sehen Sie hier den Faden und die Nadel? Auch der Faden folgt überall der Nadel."

Er beobachtete schweigend die schnellen Bewegungen der Nadel in ihren feinen Fingern. Ruhig und lustig stopfte sie die runden Löchelchen.

„Ich frage mich immer, Marinjka, was wohl mit Ihnen sein wird, wenn man mich verhaftet!"

„Vielleicht verhaftet man Sie gar nicht?"

„Nein, man wird mich ganz gewiß verhaften."

„Nun, mit mir wird dasselbe sein wie mit Ihnen," sagte sie so ruhig, als hätte sie alles schon längst beschlossen.

Sie schwiegen wieder.

„Marinjka, tun Sie das, um was ich Sie bitten werde."

„Was denn?"

„Versprechen Sie es mir!"

„Warum? Sie wissen auch so, daß ich es tun werde."

„Alles?"

„Aber natürlich!" antwortete sie mit ihrem reizenden Lächeln, das er so liebte.

Er wartete eine Weile und nahm sich zusammen.

„Fahren Sie so schnell als möglich nach Tscherjomuschki," sagte er endlich entschlossen.

Sie hielt im Nähen inne, hob die Augen und sah ihn lange und aufmerksam an, so ruhig, als verstünde sie nichts und bemühte sich, zu begreifen.

„Wollen Sie denn ohne mich sein?"

„Es ist mir leichter so."

„Iſt Ihnen leichter, wenn Sie allein ſind?"

Er nickte ſtumm mit dem Kopf.

„Es iſt nicht wahr! Warum ſprechen Sie die Unwahrheit?"

„Nein, es iſt wahr."

Sie ſah ihn noch aufmerkſamer und ruhiger an und hatte auf einmal alles verſtanden.

„Gut. Tun Sie aber auch das, um was ich Sie bitte. Sagen Sie mir, daß Sie mich nicht lieben . . . daß Sie mich *nicht ſo* lieben."

„Was heißt, nicht ſo?"

„Nun: wenn man die Hand einfach zuſammendrückt, tut es weh, wenn man aber an eine Wunde rührt, iſt es ganz unerträglich. Ich liebe ſo, Sie aber nicht ſo. Sagen Sie bloß ‚nicht ſo', und ich fahre gleich weg."

In ihrem Geſicht und in ihrer Stimme war ruhige Entſchloſſenheit. Er begriff, daß ſie die Wahrheit ſprach: wenn er nur die beiden Worte ſagt ‚nicht ſo', ſo fährt ſie gleich weg, und alles iſt zu Ende.

Sie ſchwieg und wartete; dann ſtand ſie plötzlich auf, ging auf ihn zu, beugte ſich über ihn, umarmte ſeinen Kopf und küßte ihn auf die Stirn.

„So dumm! Mein Gott, wie dumm Sie ſind!" Sie lächelte ihm zu wie während ſeiner Krankheit; und es kam ihm wieder vor, als ſei er in der Tat ein kleiner dummer Junge, ſie aber eine Erwachſene: ſie werde ihn gleich auf den Arm nehmen und tragen wie die Mutter das Kind trägt.

Sie ging ans Nähtiſchchen und machte ſich wieder an die Stopfarbeit.

„Nun, jetzt ſollen Sie mir erzählen, was Sie angeſtellt haben. Ich will alles wiſſen."

„Was ſoll ich erzählen, Marinſka? Es iſt ja Politik, eine furchtbar langweilige Sache . . .“

„Von der ich nichts verſtehe? Macht nichts, vielleicht werde ich es doch verſtehen.“

— Mit einem Fräulein von achtzehn Jahren über Politik zu ſprechen, iſt doch eine Strafe Gottes! — dachte er ſich. Und er fing ohne jede Luſt an, nur um ſie abzufertigen; er war überzeugt, daß ſie nichts verſtehen würde. Solange er davon überzeugt war, verſtand ſie ihn wirklich nicht und ſtellte ſo kindiſche Fragen, daß er ganz ſtutzig wurde und nicht wußte, was zu antworten.

„Nun ſehen Sie, wie dumm ich bin!“ lachte ſie. „Auf einem Ball fragte einmal ein Herr ein junges Mädchen aus der Provinz, was ſie leſe. ‚Ich leſe ein roſa Buch‘, antwortete ſie ihm, ‚und meine Schweſter lieſt ein blaues‘. So bin auch ich!“

Als er aber auf Sſofja Maryſchkina zu ſprechen kam, wurde ſie ganz Ohr, und ihre Augen fingen ſo zu leuchten an, daß er ſich dachte: — Sie iſt eiferſüchtig! —

„Sie lieben ſie doch auch jetzt noch wie eine Lebendige?“

„Ja, wie eine Lebendige.“

„Sie und mich zugleich?“

„Ja, beide zugleich.“

Sie dachte eine Weile nach und fragte:

„Haben Sie ein Bild von ihr?“

„Ja.“

„Zeigen Sie es.“

Er nahm das Medaillon mit Sſofjas Bildnis vom Halſe und gab es ihr. Sie ſah es lange ſchweigend an; dann küßte ſie es und fing zu weinen an.

„Was für ein böſes, ſchlimmes Mädel bin ich doch!“ rief ſie, unter Tränen lächelnd. „Aber natürlich, beide zugleich . . . wir werden Sie beide zugleich lieben!“

„Wiſſen Sie, Marinſka, das roſa Buch haben, glaube ich, nicht Sie geleſen, ſondern ich . . . Alle klugen Menſchen ſind furchtbare Dummköpfe!“ Auch er lächelte unter Tränen. Jetzt wußte er ſchon, daß ſie alles verſtand, alles von innen ſah, als dringe ſie mit ihrem Herzen in ſein Herz ein.

Ihr zu ſagen, daß er Sſoffas Vater, den Kaiſer Alexander Pawlowitſch hatte töten wollen, war ihm doch ſchrecklich. Er wollte es verſchweigen, konnte es aber nicht. Er ſagte ihr auch das. Anfangs glaubte ſie es ihm nicht; ſie fragte, als verſtünde ſie es nicht:

„Sie wollten ihren Vater töten? Und ſie wußte es?“

„Sie wußte es.“

„Es kann nicht ſein!“ Sie ſchlug verzweifelt die Hände zuſammen. „Nein, wir wollen davon nicht ſprechen! Jetzt werde ich es nicht verſtehen, — vielleicht ſpäter . . .“

Ab und zu trat jemand ins Zimmer und ſtörte ſie; kaum waren ſie wieder allein, als ſie ihn wieder beſtürmte:

„Nun, erzählen Sie, erzählen Sie. Was war weiter?“

Als es dunkel geworden war und die Kerzen angezündet wurden, gingen ſie ins blaue Sofazimmer hinüber, in dasſelbe, wo ſie zum letztenmal vor dem Vierzehnten geſprochen hatten. Hier waren ſie ungeſtört.

Marinſka ſetzte ſich auf denſelben Platz wie damals, ans Fenſter vor die angefangene Stickerei — den weißen Papagei auf grünem Grunde; das gelbe Schöpfchen Potap Potappſchs war noch immer nicht fertig. In einer Ecke brannte trübe eine Lampe unter einer runden Glocke, und durch die Fenſter fiel auf den Boden das Mondlicht in ſchrägen Vierecken. Gegen Abend

hatte ſich der Schneeſturm gelegt. Zerriſſene Wolken, bald dunkel, bald hell mit Perlmutterſchimmer trieben über den Himmel wie Geſpenſter, und die durchſichtigen Eisblumen am Fenſter funkelten wie Saphire.

Golizyn erzählte von der Geheimen Geſellſchaft des Südens, von Sſergej Murawjow und von deſſen „Katechismus". Marinſka hörte ihm zu, und er fühlte, daß ſie es verſtand, daß es für ſie das Wichtigſte war.

„Die Zaren ſind von Gott verflucht als die Bedrücker des Volkes," zitierte er ihr aus dem Katechismus. „Zur Befreiung der Heimat müſſen ſich alle zuſammen gegen die Tyrannei wappnen und den Glauben und die Freiheit in Rußland wiederherſtellen. Wir wollen unſeren langjährigen Sklavenſinn bereuen und ſchwören: es ſei ein Zar im Himmel und auf der Erde — Jeſus Chriſtus."

„Chriſtus iſt doch im Himmel?" fragte ſie mit einfältigem Erſtaunen.

„Und auf der Erde, Marinſka."

„Wo iſt er denn auf der Erde? Man ſieht ihn gar nicht!" ſagte ſie noch einfältiger.

„Darum ſieht man ihn eben nicht, weil ſtatt des Zaren-Chriſtus das Zar-Tier herrſcht. Man muß das Tier töten."

„Darf man denn für Chriſtus töten?"

Vorhin hatte er gefürchtet, daß ſie ihn nicht verſtehen würde; und nun fürchtete er, daß ſie ihn zu gut verſtehe. Das achtzehnjährige Mädchen, faſt noch ein Kind, enthüllte ſeine tiefſte Qual.

Sie ſtand plötzlich auf, neigte ſich über ihn, legte ihm die Hände auf die Schultern und blickte ihm in die Augen.

„Valerian Michailowitſch, glauben Sie an Chriſtus?"

„Wie können Sie nur, Marinſka . . ."

„Glauben Sie an ihn? Ja?"

„Ich glaube an den Herrn und Heiland Jeſus Chriſtus, den Eingeborenen Sohn Gottes," ſagte Golizyn feierlich.

„Gott ſei Dank!" Sie atmete erleichtert auf und bekreuzigte ſich. „Alle ſagen, die Aufrührer ſeien gottlos. Darum glaubte auch ich . . . Seien Sie mir nicht böſe, ich weiß ſelbſt, daß ich dumm bin. Papachen pflegte zu ſagen: ‚Glaube nicht alles, was die Leute erzählen, lebe mit deinem eigenen Verſtand.' Nun habe ich keinen eigenen Verſtand, das iſt mein Unglück!"

Sie verſtummte und wurde nachdenklich, als wollte ſie ſich auf etwas beſinnen.

„Ach, jetzt weiß ich, wem Sie ähnlich ſind!" rief ſie plötzlich erfreut. „Warten Sie, ich will es Ihnen zeigen . . ."

Sie lief hinaus und brachte ein kleines Poeſiealbum in ſchwarzem Ledereinband mit Goldpreſſung, eines von denen, in die die jungen Provinzdamen Verſe aufzuſchreiben pflegen. Auf der erſten Seite war eine Zeichnung: ein Amor als Schäfer, am Ufer eines Baches ſitzend, und darunter die Verſe:

In allem iſt Verrat zu ſpüren,
Und Treue wohnt in keinem Sinn:
Selbſt Amor zeichnet lachend Schwüre
Mit ſeinem Pfeil aufs Waſſer hin.

Gleich danach kam ein Kompliment: „Ihre ſchwarzen Augen, Marie, tragen Trauer um den, dem Sie das Lebenslicht genommen haben."

Sie fand die Stelle und zeigte ſie ihm. Er las die verblichenen, mit einer runden, altmodiſchen Handſchrift geſchriebenen Zeilen:

„Meiner geliebten Tochter Marinſka. Gott ſchicke dir einen Lebensgefährten, der weder reich noch vornehm ſei, doch mit Herzenstugenden ausgezeichnet, nach folgendem Ausſpruch des

hervorragendsten russischen Autors Alexander Nikolajewitsch Radischtschew:

„Wenn das Gesetz, oder der Kaiser, oder irgendeine Gewalt auf Erden dich zu bewegen sucht, eine Ungerechtigkeit zu begehen, oder die Tugend zu verletzen, so verharre in dieser unwankbar. Fürchte weder Spott, noch Pein, noch Krankheit, noch Kerker, und nicht einmal den Tod. Die Wut deiner Peiniger wird an deiner Festigkeit zerschellen, und du wirst in der Erinnerung der edlen Seelen bis ans Ende der Zeiten fortleben.

Pawel Tolytschow."

„Herr Radischtschew war Papachens Freund," erklärte sie stolz und wendete das Blatt um.

„Hier noch etwas."

Er las:

„Jungfrau Marie,
Vergiß es nie:
Der Same des Weibes wird den Kopf der Schlange zertreten.

Alexander Labsin."

„Auch ein Freund Papachens," prahlte sie wieder.

„Sie sind also Labsins und Radischtschews Patenkind!" sagte Golizyn mit freudigem Lächeln. Es war ihm, als hätte er eine neue geheimnisvolle Verwandtschaft mit ihr entdeckt.

„Was haben Sie denn geglaubt?" Sie lachte und errötete. „Nun, erzählen Sie, erzählen Sie, was kam weiter?"

Er erzählte ihr, wie Nikolai am Vierzehnten auf die wehrlose Menge auf dem Platze schießen ließ. Sie erbleichte und flüsterte:

„Ja, das Tier töten!"

Nun fragte sie nicht mehr, ob man für Christus töten dürfe. Und er fühlte, daß sie es nicht nur verstanden, sondern alles bis ans Ende erfaßt hatte, daß sie ihn in diesem letzten Geheimnisse,

in dieſer letzten Qual weder vor dem menſchlichen Gericht, noch vor dem Gericht Gottes verlaſſen würde.

Als er zu Ende war, ſetzte ſich Marinſka zu ihm auf die Armlehne des Seſſels und ſchmiegte ihre Wange an die ſeine, wie damals, während ſeiner Krankheit. Beide ſchwiegen und ſahen, wie die zerriſſenen Wolken über den Himmel trieben, wie der Mond bald zum Vorſchein kam, ſich bald wieder verſteckte, und wie die Eisblumen an den Fenſtern bald erloſchen, bald als blaue Saphire funkelten.

„Erinnern Sie ſich noch, Marinſka, wie Sie ſagten, es ſei Sünde, die Erde zu lieben, man müſſe nur das Himmliſche lieben?"

„Nein, ich kann mich nicht erinnern. Warten Sie ... Ach ja, nachts, auf der Fahrt aus Moskau. Warum iſt es Ihnen plötzlich eingefallen? Was iſt denn dabei?"

„Das Vaterland iſt aber auch Erde. Iſt denn die Liebe zum Vaterlande eine Sünde?"

„Was fällt Ihnen ein! Ich habe wohl eine große Dummheit geſagt?"

„Nein, es iſt keine Dummheit, es iſt bloß nicht alles. Alles darüber weiß vielleicht niemand ..."

Er ſprach ſehr ruhig. Aber Marinſka fühlte wie vorhin, daß dies für ihn das Wichtigſte ſei. Sie hob den Kopf und blickte ihm in die Augen.

„Was weiß niemand?" fragte ſie flüſternd.

„Das vom Himmel und von der Erde. Wie man den Himmel und die Erde zugleich lieben kann," antwortete er gleichfalls flüſternd.

„Zugleich?" wiederholte ſie und hielt inne. „Sie lieben ja auch mich und Sſofja zugleich?"

Sie verſtummte wieder und wurde nachdenklich. Dann begann ſie mit einem Geſichtsausdruck, wie er ihn bei ihr noch niemals wahrgenommen hatte:

„Vor vielen Jahren, — ich entſinne mich deſſen wie an einen Traum, — als ich noch ganz klein war, fuhr ich einmal mit Papachen Boot. In Tſcherjomuſchki ſteht die Mühle dicht neben dem Herrenhauſe, der Fluß iſt durch einen Damm geſperrt; das Waſſer iſt ſtill und glatt wie ein Spiegel. Wir fuhren lange ſpazieren, bis zum Abend; die Sonne war ſchon untergegangen, und der Abend brach an. Das Waſſer war noch unbeweglicher geworden, es war wie verſchwunden, man ſah nur die Luft, das Boot glitt durch die Luft. Die Wolken am Himmel waren groß, rund und weiß, und zwiſchen ihnen blinkten die Sterne. Auch unten, unter dem Boot waren Wolken und Sterne. Es waren zwei Himmel, der eine unten, der andere oben, und wir waren in der Mitte. Es war ſo unheimlich und ſo ſchön. So ſchön, wie jetzt mit Ihnen ... Das iſt doch d a s ſ e l b e ? Sag doch, ſag, iſt es nicht dasſelbe?"

„Es iſt dasſelbe, Marinſka, dasſelbe!"

Beide verſtummten; ſie hatten keine Worte mehr, ſie waren zu Ende, wie ein ſchmaler Pfad am Rande eines Abgrundes ein Ende nimmt. Sie ſahen einander an und lächelten ſtumm. Die beiden Lächeln näherten ſich immer mehr und floſſen ſchließlich in einem Kuß zuſammen.

Als er zu ſich kam, ſtand ſie am Fenſter und ſprach etwas zu ihm; er konnte lange nicht verſtehen, was ſie ſagte. Endlich verſtand er es.

„Erinnerſt du dich noch, am Tage vor dem Vierzehnten ſagteſt du mir, du gingeſt auch für mich in den Tod? Warum auch für mich? Ich fragte dich damals, du ſagteſt es mir aber nicht."

„Weil ich für Rußland in den Tod gehen wollte. Aber auch du biſt ... Marinjka, weißt du, was du biſt?"

„Nun, was?"

Er antwortete nicht und ſah ſie an: ſie ſtand ganz weiß, im weißen Mondlichte, im Scheine der ſaphirblauen monddurchleuchteten Eisblumen da; es war ſie, und zugleich nicht ſie, die Nahe und die Ferne, die Irdiſche und die Himmliſche.

„Nun, was bin ich?" Sie blickte ihn verſtohlen an und ſchlug gleich darauf die Augen nieder: es war ihr unheimlich, als ſähe er nicht ſie, ſondern durch ſie eine andere.

Etwas drang ihm ins Herz wie ein Blitz. Er ſank in die Kniee.

„Meine Liebe! Meine Nahe! Meine Traute!" wiederholte er, als läge in dieſen Worten alles, was er fühlte, und küßte ihre Füße.

Wie an der letzten Grenze Himmel und Erde eins ſind, ſo waren auch Sſofja und Marinjka eins; beide zugleich, die Irdiſche und die Himmliſche; und in den beiden — ſie, die einzige.

Er fürchtete nichts mehr, weder Ketten, noch Folter, noch den Tod. Er wußte, daß ſie ihn vor allem ſchützen würde, — die Unwankbare Mauer, die Ewige Fürbitterin, die Unverhoffte Freude. Und wenn man ihn in die Hölle wirft, ſo wird ſie zu ihm in die ewige Finſternis hinabſteigen, und die Finſternis wird ſich in Licht verwandeln. Und der Same des Weibes wird den Kopf der Schlange zertreten.

Am ſiebenten Januar, am erſten Tage nach den Weihnachtsfaſten, wo die Trauungen wieder erlaubt ſind, wurden Golizyn und Marinjka getraut, und in der folgenden Nacht wurde er verhaftet.

Sechstes Kapitel

Es ist gut, alles ist gut! — dachte sich Golizyn, auf die grüne, verrauchte und schmierige Wand blickend. Das lange, schmale, fensterlose Arrestzimmer der Hauptwache im Erdgeschoß des Winterpalais bekam sein Licht durch die Glastüre aus dem Korridor. An der Türe stand ein Wachtposten und blickte herein; auch alle, die vorbeigingen, blickten herein. Um diesen Blicken zu entgehen, setzte sich Golizyn mit dem Rücken zur Türe und sah auf die Wand.

Er verbrachte die zweite Nacht schon auf dem harten, wankenden Rohrstuhl, sich vor Kälte in den Mantel hüllend. Die Füße waren erstarrt, der Rücken schmerzte. Er versuchte sich auf das alte Ledersofa hinzulegen, aber die Wanzen setzten ihm zu sehr zu. Dann breitete er den Mantel auf dem Boden aus und legte sich hin; aber aus dem Spalt unter der Türe und von dem durchfrorenen Brennholz, das neben dem kalten Ofen aufgeschichtet lag, wehte es ihn so kalt an, daß er sich zu erkälten fürchtete: er hatte sich von seiner Krankheit noch nicht ganz erholt. Schließlich setzte er sich wieder auf den Stuhl und schickte sich drein: — Es ist auch so gut, alles ist gut! —

Er erinnerte sich: Als man ihn auf die Hauptwache führte und er auf der dunklen Treppe die Schritte etwas verlangsamte, versetzte ihm einer der Begleitsoldaten mit dem Gewehrkolben einen Schlag auf die Schulter; er sah sich um: der junge Soldat mit der stumpfen Nase, ohne Schnurrbart und Augenbrauen, sah ihn mit seinen kurzsichtigen Augen mürrisch, doch nicht boshaft an und sagte: „Was schläfst du, du Hundesohn, rühr dich!" — Auch das ist gut, — dachte Golizyn, als er sich dessen erinnerte.

Als man ihn ins Wachlokal brachte, begann ihn der diensthabende Feldwebel, der entsetzlich nach Tabak und Schnaps roch,

zu durchſuchen. Die dicken Finger mit roten Härchen und Sommerſproſſen betaſteten ſeinen ganzen Körper. Er nahm ihm das Medaillon mit dem Bilde Sſofjas weg und band ihm die Hände im Rücken ſo feſt zuſammen, daß der Strick ſich ins Fleiſch einſchnitt. Am Morgen hatte ſich einer der Wachoffiziere ſeiner erbarmt und ihm die Hände aufbinden laſſen. Sie taten aber auch jetzt noch weh. Golizyn betrachtete die von den Stricken zurückgelaſſenen Spuren, die roten Armbänder und dachte: — Auch das iſt gut! —

— Marinſka iſt aber nicht mehr Marinſka, ſondern Fürſtin Marja Pawlowna Golizyna, — erinnerte er ſich plötzlich mit freudigem Erſtaunen. Er verſtand noch immer nicht, wie das geſchehen war. — Wir laſſen uns morgen trauen, — hatte ſie ihm einen Tag vorher geſagt. Er widerſprach ihr, wunderte ſich, warum ſo ſchnell, und bat ſie, zu warten. Aber ſie wollte auf nichts hören. — Wir laſſen uns morgen trauen, — darauf hatte ſie ſich verſteift und fertig. Sie hatte ſich alles ſchon längſt überlegt und mit Hilfe Foma Fomitſchs, ohne Wiſſen der Mutter und ſelbſt ohne Wiſſen des Bräutigams, vorbereitet. Niemand im Hauſe, außer dem alten Haushofmeiſter Ananij Waſſiljewitſch, wußte etwas davon. Die Großmutter lag krank zu Bett, und Nina Lſwowna war für den ganzen Tag zu einer alten Inſtitutsfreundin ans andere Ende der Stadt gefahren. Der alte Prieſter vom Invalidenhauſe an der Sſemjonowſchen Kaſerne, ein ehemaliger Regimentskamerad Foma Fomitſchs, P. Stachij, ein Fachmann für plötzliche Trauungen, traute ſie in der kleinen Privatkirche, die die Großmutter in ihrem Hauſe hatte.

Golizyn fügte ſich, verſtand aber nichts. Während der Trauung ſtand er „wie eine Bildſäule" da, wie Foma Fomitſch ſagte. In der kleinen Hauskirche war es ſchwül von den Kerzen und

dem Weihrauch; der Kopf ſchwindelte ihm, er fürchtete, ohnmächtig zu werden.

Er war furchtbar müde und ging früh zu Bett. Nachts, als er ſchon ſchlief, kam Marinjka leiſe, auf den Fußſpitzen zu ihm ins Zimmer, ſetzte ſich auf den Bettrand, beugte ſich über ihn, umarmte ihn und weckte ihn mit einem Kuß; noch nie hatte ſie ihn ſo geküßt; er fühlte, daß ſie ihm mit dieſem Kuſſe ihre Seele hingab. „Jetzt iſt es gut, alles iſt gut! Verſtehſt du es nicht?“ flüſterte ſie ihm ins Ohr; ehe er zu ſich gekommen war, hatte ſie ſich aus ſeinen Armen befreit und war ins Schlafzimmer zu ihrer Mutter gelaufen. Er aber war wieder feſt, ſüß und dumm eingeſchlafen; im Einſchlafen hatte er ſich ſogar geſagt, daß es dumm ſei, in einer ſolchen Nacht zu ſchlafen.

In der folgenden Nacht wurde er aber verhaftet. Als der Ober-Polizeimeiſter Schulgin, von einem Feldjäger und vier Wachſoldaten begleitet, den Verhafteten in den Flur führte, lief Marinjka halb angekleidet zu ihm heraus. Sie hatte kaum Zeit, ihn zu umarmen, zu bekreuzen und ihm ins Ohr zu flüſtern: „Mache dir keine Sorge wegen mir, denke nur an dich. Die Allerreinſte Mutter beſchütze dich!“ Und als er die Treppe hinunterging, beugte ſie ſich über das Geländer und ſah ihn zum letzten Male an: in ihren Augen war weder Angſt noch Trauer, ſondern nur eine unendliche Liebe. Er wollte immer darauf kommen, an wen ihn dieſe Augen erinnerten, und konnte es nicht.

Es war ihm zu dumm geworden, auf die Mauer zu ſchauen; er ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch, ſchloß die Augen und verſank in Gedanken. Wie damals während der Krankheit, flüſterte er gerührt und begeiſtert: „Marinjka ... Mamachen!“ und es war ihm, als nehme ſie ihn auf die Arme und lulle ihn in den Schlaf.

Das Klopfen von Gewehren und das Klirren von Sporen weckte ihn. Er glaubte, er habe lange geschlafen, aber es waren nur an die zehn Minuten. Es war die neunte Abendstunde.

„Der Arrestant soll zum Kaiser!" sagte eine Stimme.

Mehrere Wachtposten stellten sich um ihn und führten ihn durch unendliche Korridore und Treppen. Sie kamen durch eine Reihe von Sälen voller Bilder. Er erkannte die Eremitage. Im großen Saal brannte eine solche Menge von Kerzen, daß er sich fragte: — Ist hier ein Ball? — Später kam er darauf, daß man das viele Licht brauchte, um beim Verhör die geringsten Veränderungen im Gesichtsausdruck der Verhafteten verfolgen zu können. Unten war es hell, aber oben gähnte durch die gläserne Decke der abgrundtiefe schwarze nächtliche Himmel.

In einer Ecke unter der „Heiligen Familie" von Dominicino saß vor einem aufgeklappten Kartentisch mit Papieren und Schreibzeug ein junger Mann in der eng anliegenden, roten, reich mit Gold bestickten Uniform der Leibhusaren: es war der Generaladjutant Ljewaschow.

Die Wachsoldaten führten Golizyn an den Tisch; zwei blieben mit bloßen Säbeln an der Türe stehen.

„Ich bitte Platz zu nehmen, Fürst," sagte Ljewaschow, aufstehend und sich verbeugend; er zeigte ihm einen Sessel, reichte ihm aber nicht die Hand. „Mir scheint, wir haben uns schon bei Ihrem Onkel, dem Fürsten Alexander Nikolajewitsch gesehen," begann er auf Französisch mit einer Miene, als ob hier nicht ein Spitzel und ein Arrestant wären, sondern zwei Gäste, die sich in einem fremden Hause getroffen und in Erwartung des Hausherrn ein Gespräch begonnen hätten.

„Haben Sie gedient?"

„Ja."

„In welchem Regiment?"

„Im Preobraſchenſkij'ſchen."

„Wann haben Sie den Abſchied genommen?"

„Vor zwei Jahren."

Golizyn ſah Ljewaſchow aufmerkſam an; das Geſicht war weder boshaft, noch gut, ſondern bloß gleichgültig; die Augen weder klug noch dumm, nur etwas ſpitzbübiſch. Ein gewandter, wohlerzogener junger Mann, flotter Huſar, wahrſcheinlich vorzüglicher Tänzer und Reiter; ein „guter Junge", einer von denen, die ſelbſt leben und auch die anderen leben laſſen.

Golizyn hob die Hände und zeigte ihm die Spuren von den Stricken. Ljewaſchow verzog das Geſicht.

„Wieder haben ſie ſich zu viel Mühe gegeben. Wie oft habe ich es ihnen ſchon geſagt!"

„Werden hier allen die Hände gebunden?"

„Faſt allen. Es iſt Vorſchrift. Was ſoll man machen, es iſt eben ein Arreſtlokal."

„Ein Polizeirevier?"

„Beinahe."

„Warum machen Sie aus dem Palais ein Polizeirevier?"

Ljewaſchow entgegnete nichts.

„Nun, fangen wir an!" Sein liebenswürdiger Geſichtsausdruck wich einem anderen, weder geſchäftigen noch ſtrengen, ſondern nur gelangweilten; er blickte wie angeekelt, als fühlte er ſelbſt, daß ſein Amt nicht ganz ſauber ſei. Er nahm einen Bogen Papier, ſchnitt ſich eine Feder zurecht und tauchte ſie ins Tintenfaß.

„Haben Sie dem Kaiſer Nikolai Pawlowitſch den Eid geleiſtet?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil die Vereidigung von ſolchen Zeremonien und Schwüren begleitet iſt, daß ich es für unanſtändig halte, mich ihr zu unterziehen.“

„Werden Sie niemand den Eid leiſten?“

„Niemand.“

„Sie wollen keinen Eid leiſten? Sie glauben doch an Gott?“

„Ja.“

„Der Eid iſt doch von Gott?“

„Nein, nicht von Gott.“

„Nun, wir wollen darüber nicht ſtreiten. Soll ich es ſo aufſchreiben?“

„Ja, ſchreiben Sie es ſo auf.“

Das Geſicht Ljewaſchows wurde noch gleichgültiger.

„Sie ſchaden ſich ſehr, Fürſt. Überlegen Sie es ſich.“

„Exzellenz, ich habe es mir mein ganzes Leben lang überlegt.“

„Und haben ſich das ausgedacht?“

„Ja.“

Ljewaſchow lächelte, zuckte die Achſeln, drehte mit einer gewohnten, ſchnellen Bewegung ſeinen ſpitzen Schnurrbart, ſchrieb die Ausſage auf und fuhr mit einem noch gelangweilteren Ausdruck fort:

„Haben Sie der Geheimen Geſellſchaft angehört?“

„Ja.“

„Was für Unternehmungen dieſer Geſellſchaft ſind Ihnen bekannt?“

„Gar keine.“

Ljewaſchow ſchwieg eine Weile, ſah ſich die Spitze der Feder an, nahm ein Härchen heraus und richtete den Blick wieder auf Golizyn:

„Glauben Sie nur nicht, Fürſt, daß die Regierung nichts wiſſe. Wir haben genaue Kenntnis darüber, daß die Vorgänge

am Vierzehnten nur eine verfrühte Explosion waren und daß Sie im vorigen Jahre den verstorbenen Kaiser haben töten wollen. Wenn Sie wünschen, kann ich Ihnen alles Nähere über den von Ihnen geplanten Zarenmord mitteilen. Anfang Mai vorigen Jahres fand in der Wohnung des hiesigen Schriftstellers, Herrn Rylejew, eine Versammlung statt, in der der Vorsitzende der Tultschiner Abteilung der Südlichen Geheimen Gesellschaft, Oberstleutnant Pestel die Ausrottung aller Mitglieder des regierenden Hauses empfahl. Wissen Sie was davon?"

„Ich weiß nichts."

„Sie wissen auch nicht, wer Pestel geantwortet hat: ‚Ich bin mit Ihnen vollkommen einverstanden'?"

„Auch das weiß ich nicht."

„Vielleicht besinnen Sie sich noch darauf?"

„Nein, ich werde mich nicht besinnen."

„Durchlaucht haben ein schlechtes Gedächtnis," sagte Lsewaschow, wieder lächelnd und den Schnurrbart drehend. „Nun, ich will Sie daran erinnern: es sind Ihre eigenen Worte. Wollen Sie mir nun Ihre Freunde nennen, die jener Versammlung beigewohnt haben."

„Entschuldigen Sie, Exzellenz, das kann ich unmöglich tun."

„Warum?"

„Weil ich beim Eintritt in die Gesellschaft den Eid leistete, niemand zu verraten."

Lsewaschow legte die Feder weg und lehnte sich zurück.

„Hören Sie mal, Golizyn. Je länger Sie leugnen, umso schlimmer für Sie. Sie wollen Ihre Freunde retten, werden aber niemand retten und nur sich selbst zu Grunde richten. Ich sage Ihnen ja: die Regierung weiß schon alles und braucht Ihr Geständnis nur in Ihrem eigenen Interesse: vollkommene Reue ist der einzige Weg, die Gnade des Kaisers zu erlangen!" Er

hatte dieſe Worte offenbar auswendig gelernt. „Nun, warum ſchweigen Sie? Wollen Sie nichts ſagen?“

„Nein.“

„Dann wird man Sie zum Sprechen zwingen, mein Herr!“ ſagte Ljewaſchow, die Stimme ein wenig erhebend und jedes Wort betonend. „Ich trete nun das Amt eines Richters an und ſage Ihnen, daß in Rußland noch die Folter beſteht.“

„Ich danke ſehr, Exzellenz, für dieſes Vertrauen, muß aber ſagen, daß ich jetzt noch mehr meine Pflicht fühle, niemand zu nennen,“ ſagte Golizyn, ihm gerade in die Augen blickend; dabei dachte er ſich: — Ein guter Junge, wenn man ihm aber befiehlt, ſo wird er einem auch die Ferſen röſten. —

„Pour cette fois je ne vous parle pas comme votre juge, mais comme un gentilhomme votre égal,“ begann Ljewaſchow mit der früheren Liebenswürdigkeit. „Ich verſtehe nicht, Fürſt, was es für ein Vergnügen iſt, für andere zu leiden, die Sie verraten haben.“

„Eure Exzellenz verſtehen nicht, was es für ein Vergnügen iſt, kein Schurke zu ſein?“

Ljewaſchow fuhr leicht zuſammen, aber der „gute Junge“ fühlte ſich nicht beleidigt: er merkte, daß es dem Arreſtanten ſehr wenig um die Höflichkeitsformen zu tun war.

„Sind Sie ſo freundlich, Fürſt, es zu leſen und zu unterſchreiben,“ ſagte er und reichte ihm das Papier.

Golizyn warf einen Blick auf das Geſchriebene, ſah, daß der General Ruſſiſch wie ein Schuſter ſchrieb, und unterzeichnete es, ohne zu leſen. Ljewaſchow ſtand auf und reckte ſich, — die enge Uniform umſpannte noch mehr ſeinen Körper, — man hatte den Eindruck, daß ſo ein Prachtkerl nicht am Schreibtiſch hocken, ſondern mit ſchönen Damen Mazurka tanzen oder im Schlachtenfeuer hoch zu Roß galoppieren müßte; dann zog er die Klingel-

ſchnur; als der Feldjäger hereingeſtürzt kam, zeigte er auf die neben dem Tiſche ſtehende, mit grüner Seide bezogene ſpaniſche Wand und ſagte zu Golizyn:

„Wollen Sie bitte warten."

Und er ging mit dem Feldjäger hinaus. Golizyn ſetzte ſich hinter die ſpaniſche Wand.

Am anderen Ende des Saales ging eine Tür auf, und jemand trat herein; Golizyn konnte nicht ſehen, wer es war, glaubte aber zwei Stimmen zu unterſcheiden. Im Gehen ſprechend, traten ſie an den Tiſch und blieben ſtehen. Auch ſie konnten Golizyn nicht ſehen. Er horchte.

„Ich habe Enthüllungen gemacht, ohne auf meine Vernunft zu hören, ſondern nur den Regungen meines Herzens folgend, das voller Dank für Seine Majeſtät iſt, und Dinge aufgedeckt, die die anderen vielleicht nicht aufgedeckt hätten ..."

Das weitere entging Golizyn; dann hörte er wieder:

„Es iſt leicht, ſelbſt zu Grunde zu gehen, Exzellenz, aber das Verderben anderer zu verſchulden, iſt eine unerträgliche Qual ..."

Dieſe Stimme kam Golizyn bekannt und zugleich unbekannt vor. Er ſtand auf, ging auf den Fußſpitzen zur ſpaniſchen Wand und blickte hinaus. Die beiden ſtanden mit dem Rücken zu ihm, und er ſah ihre Geſichter nicht. Aber den einen erkannte er: es war Benkendorf. Den anderen erkannte er nicht, und erkannte ihn zugleich doch: er traute ſeinen Augen nicht.

„Wir wollen ganz ruhig ſein, mein Freund: er wird alle begnadigen," ſagte Benkendorf, indem er den andern am Arm nahm und an der ſpaniſchen Wand vorbeiführte. Golizyn ſah nun jenen Unerkannten und Unerkennbaren von Angeſicht zu Angeſicht: es war Ryleſew. Sie blickten einander in die Augen.

Golizyn ſank in den Seſſel. Das Licht erloſch in ſeinen Augen, als wäre der abgrundſchwarze Himmel durch die gläſerne Decke auf ihn herabgeſtürzt.

„Ich bitte!“ ſagte Ljewaſchow, zu ihm hereinblickend.

Golizyn kam zu ſich, ſtand auf und trat hinter der Wand heraus. Vom anderen Ende des Saales ging auf ihn der Kaiſer zu. Das unbewegliche, blaſſe, wie aus Marmor gemeißelte Geſicht näherte ſich immer mehr, und plötzlich erinnerte er ſich, wie er damals, am Vierzehnten, unter dem Kartätſchenfeuer auf dem Senatsplatze mit der Piſtole in der Hand gelaufen war, um das Tier zu töten.

Der Kaiſer trat an den Tiſch, blieb zwei Schritte vor dem Arreſtanten ſtehen, maß ihn mit einem Blick vom Kopf bis zu den Füßen und zeigte mit dem Finger auf das Protokoll Ljewaſchows, das er in der Hand hielt.

„Was iſt das? Was haben Sie da zuſammengefaſelt? Man fragt Sie über die Sache, und Sie geben ganz dumme Antworten: ‚Der Eid iſt nicht von Gott‘. Kennen Sie, Herr, unſere Geſetze? Wiſſen Sie, was darauf ſteht? ...“ Und er fuhr ſich mit der Hand über den Hals.

Golizyn lächelte: was konnte ihm dieſer Menſch nach den Schrecken, die er eben überſtanden, noch tun?

„Was lachen Sie?“ fragte der Kaiſer und runzelte die Stirn.

„Ich wundere mich, Majeſtät: wenn man ſchon droht, ſo ſoll man erſt mit dem Tode, und dann mit der Folter drohen: die Folter iſt doch ſchrecklicher als der Tod.“

„Wer hat Ihnen mit der Folter gedroht?“

„Seine Exzellenz.“

Nikolai ſah Ljewaſchow an, Ljewaſchow — Nikolai und Golizyn die beiden.

„Wie tapfer Sie sind!“ fing der Kaiser von neuem an. „Hier fürchten Sie nichts, aber dort? Was erwartet Sie im Jenseits? Die ewige Verdammnis ... Auch darüber lachen Sie? Sind Sie vielleicht kein Christ?“

„Ich bin Christ, Majestät, darum habe ich mich auch gegen die Autokratie empört.“

„Die Autokratie ist von Gott. Der Zar ist der Gesalbte des Herrn. Haben Sie sich gegen Gott empört?“

„Nein, gegen das Tier.“

„Was für ein Tier? Was faseln Sie?“

„Das Tier ist der Mensch, der sich selbst zu Gott macht,“ sagte Golizyn leise und feierlich, als spräche er eine Beschwörung und erbleichte; vor Freude stockte ihm der Atem: es war ihm, als töte er schon das Tier.

„Der Unglückliche!“ sagte der Kaiser, traurig den Kopf schüttelnd. „Er ist ganz verrückt! So weit bringen den Menschen diese höllischen Gedanken, die Früchte der Überhebung und des Hochmuts. Sie tun mir leid. Warum richten Sie sich selbst zu Grunde? Sehen Sie denn nicht, daß ich Ihr Bestes will?“ sagte er mit einer veränderten, freundlichen Stimme. „Warum antworten Sie nicht?“ Er nahm ihn bei der Hand und fuhr noch freundlicher fort: „Sie wissen, ich kann alles, ich kann Ihnen auch verzeihen ...“

Golizyn dachte an Rylejew und fuhr zusammen.

„Das ist eben das Unglück, Majestät, daß Sie alles können. Im Himmel ist Gott, und auf der Erde sind Sie. Das heißt eben, daß man einen Menschen zu Gott gemacht hat ...“

Der Kaiser hatte schon längst gemerkt, daß er von Golizyn nichts herausbekommen würde. Er vernahm ihn ohne besondere Lust, nur aus Pflichtgefühl. Er ärgerte sich auch nicht: während der Untersuchung, die er schon einen ganzen Monat leitete, hatte er

gelernt, ſich beim Verhör niemals zu ärgern. Aber die Sache langweilte ihn. Er wollte ein Ende machen.

„Nun, gut, genug geſchwatzt," unterbrach er Golizyn unerwartet grob. „Wollen Sie die Fragen, ſo wie es ſich gehört, beantworten."

„Ich habe ſchon Seiner Exzellenz geſagt, daß ich geſchworen habe . . ."

„Was kommen Sie mir immer mit Seiner Exzellenz und mit Ihren abſcheulichen Worten!"

— Jener ſchreibt wie ein Schuſter, und dieſer ſchimpft wie ein Schuſter! — dachte ſich Golizyn.

„Sie wollen alſo nicht ſprechen? Sie wollen nicht? Ich frage Sie zum letzten Mal: Sie wollen nicht?"

Golizyn ſchwieg. Das Geſicht des Kaiſers veränderte ſich plötzlich: die eine Maske war gefallen, und er hatte eine andere vorgenommen: eine drohende, zornige, blaſſe, wie aus Marmor gemeißelte: Apollo von Belvedere, der den Python beſiegt. Er trat einen Schritt zurück, ſtreckte die Hand aus und ſchrie:

„Man feſſele ihn ſo, daß er ſich nicht mehr rühren kann!"

In dieſem Augenblick trat Benkendorf ein. Der Kaiſer wandte ſich zu ihm um, und auf ſeinem Geſicht erſchien wieder eine neue Maske: „der arme Kerl, der arme Nixe, der Zuchthäusler du Palais d'Hiver."

Benkendorf ging auf Nikolai zu und ſagte ihm etwas ins Ohr. Der Kaiſer ging, ohne Golizyn anzublicken, als hätte er ihn ganz vergeſſen, hinaus.

„Wollen Sie bitte warten," ſagte Ljewaſchow zu Golizyn, wieder auf den Seſſel hinter der ſpaniſchen Wand zeigend, und verließ mit Benkendorf den Saal.

Golizyn ſetzte ſich auf ſeinen früheren Platz. Er beruhigte ſich. — Nun, es iſt gut, alles iſt wieder gut, — ſagte er ſich wie

früher. — ‚Was ist es für ein Vergnügen für die anderen zu leiden, die Sie verraten haben?‘ — Aber natürlich ist es ein Vergnügen! —

Diese beiden Worte „aber natürlich“ flüsterte er mit dem gleichen kindlichen Lächeln wie Marinjka.

Siebentes Kapitel

Die spanische Wand stand vor einer Tür. Hinter der Tür klangen Schritte und Stimmen. Die andere Tür, durch die der Kaiser hinausgegangen war, ging plötzlich auf, jemand stürzte in den Saal, und die Stimme Ljewaschows rief:

„Ruft doch den Feldscher, damit er ihn zur Ader lasse!“

— In Rußland besteht noch die Folter, — erinnerte sich Golizyn und begann zu horchen, was sich hinter der Tür abspielte. Ein schwerer Vorhang dämpfte die Töne. Er steckte den Kopf hervor. Im Saal war niemand außer den beiden Wachtposten an der Tür am anderen Ende des Saales, die wie zwei Bildsäulen standen.

Golizyn schob den Vorhang etwas auseinander und sah, daß die Tür dahinter nicht ganz geschlossen war. Er blickte in die Spalte: er sah nichts, denn es war eine Doppeltüre. Nun öffnete er die erste Türe und trat in den dunklen Zwischenraum. Er stieß hier auf einen Stuhl: offenbar pflegte hier während der Verhöre jemand zu sitzen und zu horchen; auch die zweite Türe ließ einen Spalt offen, und auch von der anderen Seite war ein Vorhang. Golizyn öffnete die zweite Tür und schob auch den zweiten Vorhang auseinander.

Ein kleiner Saal voller Bilder — zum größten Teil Kopien nach italieniſchen Meiſtern der Schule Peruginos und Raffaels — war wie der erſte von einer Menge von Kerzen erleuchtet. Gerade vor ihm lag jemand auf einem Sofa. Im Seſſel, mit dem Rücken zu Golizyn, ſaß Benkendorf und verdeckte den, der auf dem Sofa lag; nur zwei mit einem Tuch bedeckte Beine und die Ecke eines weißen Kiſſens waren zu ſehen. Hier ſtanden und ſaßen noch einige Menſchen: Lſewaſchow, der Schloßkommandant Baſchuzkij, der Ober-Polizeimeiſter Schulgin und noch ein Mann in ſchwarzem Zivilfrack, in einer Perücke, mit einer Brille auf der Naſe, dem Ausſehen nach ein Jude, wahrſcheinlich ein Arzt. Dann trat noch ein anderer, dicker, rothaariger Zivilift in ſchmierigem braunem Frack mit einer Meſſingſchüſſel, wie man ſie beim Aderlaß gebraucht, in den Saal.

„Wie fühlen Sie ſich, mein Freund?" fragte Benkendorf.

„Gut, ausgezeichnet," antwortete der auf dem Sofa Liegende: „noch nie habe ich mich ſo gut gefühlt!"

„Haben Sie noch Kopfweh?"

„Nein, es iſt vorbei. Alles iſt vorbei. Der Geiſt iſt friſch, der Kopf klar, die Seele ruhig. Das Herz wie früher jung und unſchuldig. Noch niemals war ich ſo glücklich! Auch ſchon in der Kaſematte hatte ich ſo ſelige Augenblicke, daß ich ſchier verrückt wurde, — ich ſprach und ſprach fortwährend, erzählte den ſtummen Mauern von meinen Gefühlen: ſollen mich wenigſtens die Steine hören, ſollen die Steine ſchreien! Ich ſchrie, ich ſang, ich tanzte, ich ſprang wie ein Tier im Käfig, wie ein Betrunkener, wie ein Raſender! Der Kommandant Sſukin, — ein ausgezeichneter Menſch, — aber welch ein ſcheußlicher Name: wenn er einen Sohn hat, ſo kann man dieſen gar nicht anſtändig beim Namen nennen,*) — alſo dieſer Sſukin, der ärmſte, er-

*) Sſuka heißt ruſſiſch — Hündin. Ein Sohn Sſukins würde alſo „Sohn einer Hündin" heißen.

ſchrak und glaubte, ich ſei wirklich verrückt geworden. Er ließ einen Arzt kommen, wollte mich binden laſſen. Er verſtand nichts. Niemand verſteht etwas. Aber Sie verſtehen es, Exzellenz? Mir gefallen ſo Ihre Augen! Kluge, gute Augen. Aber das eine iſt gut, doch das andere ein klein wenig ſchlau ..."

„Haha, Sie ſind ein feiner Beobachter!" bemerkte Benkendorf lachend.

„Sie ſind mir doch nicht böſe? Seien Sie um Gotteswillen nicht böſe ... Ich ſpreche immer nicht das Richtige ... Aber das Richtige wird ſchon kommen. Erlauben Sie mir zu ſprechen, Exzellenz!"

„Sprechen Sie, regen Sie ſich aber nicht zu ſehr auf, ſonſt wird Ihnen wieder ſchlecht werden."

„Nein, es iſt gut, jetzt iſt alles gut! Ich werde alles ſagen. Früher glaubte ich, ich müßte die anderen ſchonen. Jetzt frage ich mich aber: vor wem? Vor dem Engel! Der Kaiſer iſt doch ein Engel und kein Menſch, jetzt ſehe ich es ſelbſt. Auch Sie, — was für einen Sinn hätte es, vor ſolchen Menſchen die Namen der anderen zu verheimlichen? Man kann von Ihnen doch nur Gutes erwarten. Sie ſollen alles erfahren. Ich will alles ſagen. Ich will alle Wurzeln aufdecken. Die Sache wird in Schwung kommen. Jetzt tue ich es mit Überzeugung ... Es iſt mir angenehm. Ich werde mir Mühe geben, Exzellenz! Sie werden es ſchon ſehen. Ich werde alles ſyſtematiſch aufdecken. Ich werde ein Regiment nach dem anderen durchnehmen. Niemand werde ich verſchweigen. Ich werde auch ſolche Namen nennen, die Sie ſonſt niemals erfahren haben würden. Wo iſt aber er? Warum ſehe ich ihn nicht? Ich will ihm ſelbſt ..."

„Erſt erzählen Sie es uns, und dann ihm," ſagte Benkendorf.

„Nein, zuerſt ihm, dem Engel! Ich will zu ihm ... Warum laſſen Sie mich nicht zu ihm? Sie müſſen mich zu ihm laſſen. Ich verlange es!"

Er richtete ſich plötzlich auf dem Sofa auf, als wollte er aufſpringen und weglaufen. Als Golizyn ſein Geſicht, das unerkannte und unerkennbare Geſicht, wie vorhin das Geſicht Rylejews ſah, — es war der Fürſt Alexander Iwanowitſch Odojewſkij — taumelte er zurück, fiel in den Stuhl, ſchloß die Augen und hielt ſich die Ohren zu, um nichts zu hören und nichts zu ſehen. Aber die Neugier zwang ihn bald wieder, aufzuſtehen, den Vorhang auseinanderzuſchieben und hinauszublicken.

Odojewſkij lag halb auf dem Sofa, und Golizyn konnte jetzt ſein Geſicht ſehen. Er ſchien faſt ganz wohl, denn ſeine Wangen waren von einer fieberhaften Röte übergoſſen. Immer noch der „liebe Saſcha", der „ſtille Junge"; immer noch die halb kindliche, halb mädchenhafte Anmut:

Wie eine Blüte unter eines Schnitters Stahl ...

„Bis zum Vierzehnten war ich vollkommen unverdorben," erzählte er ſo zutraulich, ruhig und luſtig, als unterhielte er ſich mit ſeinen beſten Freunden. „Ich habe meine Erziehung zu Hauſe genoſſen. Maman m'a donné une éducation exemplaire. Bis zu ihrem Tode ließ ſie mich nicht aus den Augen. Ich habe ja meine Mama ... Aber was ſoll ich davon reden, — als ſie ſtarb, war ich nahe daran, ihr in den Tod zu folgen. Ich trat ins Regiment ein. Mit zwanzig Jahren, faſt noch ein Kind. Ich bin von Natur ſorglos, leichtſinnig und faul. In meinem ganzen Leben habe ich noch keine Unannehmlichkeit erfahren. Ich war zu glücklich. Mein Leben blühte. Ich ſchrieb Verſe und träumte vom goldenen Zeitalter Aſträas. Wie alle jungen Leute redete ich von der Freiheit, ohne jede Abſicht. Ebenſo Rylejew. So kamen wir zuſammen."

„Hat Sie Rylejew in die Geheime Geſellſchaft aufgenommen?“ fragte Benkendorf.

„Nein, nicht er. Ich weiß nicht mehr, wer. Es war ja auch keine richtige Aufnahme. Es war nur eine dumme Kinderei, eine Ausgeburt des erhitzten Geiſtes Rylejews. Was konnten auch dreißig oder vierzig Menſchen, faſt noch Kinder, Träumer, ‚Schlafwandler‘, wie uns Golizyn nannte, anſtellen?“

„Was für ein Golizyn? Der Fürſt Valerian Michailowitſch?“ fragte Ljewaſchow.

„Ja. Warum?“

„Hat er nicht auf den Vorſchlag Peſtels, alle Mitglieder des regierenden Hauſes auszurotten, geantwortet: ‚Ich bin mit Ihnen vollkommen einverſtanden‘?“

„Vielleicht. Ich kann mich nicht mehr erinnern.“

„Bemühen Sie ſich, darauf zu kommen.“

„Was brauchen Sie es?“

„Es iſt ſehr wichtig.“

„Es iſt gar nicht wichtig. Unſinn! Exzellenz, warum fragt er mich ſo? Sagen Sie ihm doch, daß er es laſſen ſoll. Wir ſind doch keine Spione und keine Spitzel.“

Benkendorf winkte Ljewaſchow mit den Augen.

„Seien Sie nicht böſe, mein Freund, er wird es nicht mehr tun. Sie wollten uns erzählen, wie Sie den Vierzehnten verbracht haben.“

„Ja, ich wollte es. Aber alles war wie ein Traum, — einen Traum kann man niemals richtig erzählen. Die ganze Nacht ſtand ich Poſten im Schloſſe; machte kein Auge zu, war müde wie ein Hund. Das Blut ſtieg mir zu Kopf, das habe ich öfters nach ſchlafloſen Nächten. Am Morgen fuhr ich in das Kaffeehaus Loreda und kaufte mir ſäuerliche Zitronenbonbons. Ich liebe dieſe Sorte. Dann ging ich nach Hauſe ſchlafen. Plötzlich geriet

ich auf den Platz. Man ſchleppte mich ins Karree. Zwanzigmal wollte ich weggehen, aber ſie umarmten und küßten mich, und ſo blieb ich, ich weiß ſelbſt nicht, wozu ..."

„Hatten Sie eine Piſtole in der Hand?" fragte Benkendorf.

„Eine Piſtole? Vielleicht. Jemand hat mir wohl eine in die Hand gedrückt ..."

Ljewaſchow ſchrieb etwas mit einem Bleiſtift auf einen Zettel.

„Exzellenz, warum ſchreibt er es auf? Das mit der Piſtole iſt Unſinn. Ich erinnere mich nicht mehr daran. Vielleicht hatte ich auch keine."

„Sahen Sie, wie man auf den Grafen Miloradowitſch ſchoß?"

„Ja, ich ſah es."

„Wer war es?"

„Das ſah ich nicht."

„Schade. Sie könnten einen Unſchuldigen retten."

„Ach, meine Herren, was reden Sie immer von ſolchen Sachen ... Müſſen Sie das unbedingt wiſſen?"

„Unbedingt."

„Dann ſage ich es Ihnen ins Ohr ..."

Benkendorf beugte ſich zu ihm, und Odojewſkij flüſterte ihm etwas zu.

„Und ſpäter, als man auf die Menge ſchoß," erzählte er wieder laut, ruhig und luſtig, „ging ich über die Newa auf die Waſſiljewſkij-Inſel und von dort auf die Moika zum Schriftſteller Gendre. Als mich die alte Frau Gendre ſah, — ſie liebt mich ſehr, — ſchrie ſie: ‚Fliehen Sie!' und ſteckte mir Geld zu. Ich verlor noch mehr den Kopf. Ich ging, wohin meine Augen ſahen. Ich wollte mich unter die Erde, unter das Eis verſtecken. Die Menſchen blickten mir in die Augen wie die Raben in die eines Sterbenden. Ich übernachtete am Kanal unter einer Brücke. Ich geriet in ein Eisloch und wäre um ein Haar ertrunken und

erfroren. Ich fühlte ſchon den Tod. Als ich aus dem Loch herauskam, war ich wie verrückt. Am Morgen ging ich wieder herum, Gott weiß wo. Ich war in Katherinenhof, auch in Kraſſoje. Ich kaufte mir einen Schafpelz und eine Bauernmütze, verkleidete mich als Bauer. Dann kehrte ich nach Petersburg zurück und ging zu meinem Onkel Waſſja Lanſkoi, dem Miniſter. Er verſprach, mich zu verſtecken, ging aber auf die Polizei und zeigte mich an. Die Sache iſt faul, ſagte ich mir. Und ſo kam ich zu Ihnen ..."

„Sie kamen nicht von ſelbſt, wir haben Sie hergebracht," korrigierte ihn Baſchuzkij.

„Sie haben mich hergebracht? Ich erinnere mich nicht mehr. Ich wollte auch ſelbſt. In Rußland kann man gar nicht fliehen. Das habe ich ſelbſt erfahren. Der Ruſſe iſt tapfer wie ein Degen und feſt wie Feuerſtein, ſolange er in ſeiner Seele Gott und den Zaren hat. Ohne ſie iſt er aber ein Waſchlappen und ein Schurke. So iſt es jetzt auch mit mir. Ich bin doch ein Schurke, Exzellenz, nicht wahr?" wandte er ſich plötzlich an Benkendorf und ſah ihm gerade in die Augen.

„Warum denn? Im Gegenteil, der edelſte Menſch: Sie waren auf Abwege geraten und haben es dann bereut."

„Es iſt nicht wahr! Ich leſe es in Ihren Augen, daß es nicht wahr iſt. Sie ſagen: ‚der edelſte Menſch', denken ſich aber dabei: ‚Schurke'. Aber auch Sie, meine Herren," ſagte er langſam, alle im Kreiſe anſehend, während ſein Geſicht erbleichte und ſich verzerrte, „hören einem Schurken zu! Auch Sie ſind nett! Ich werde verrückt, und Sie nützen es aus und hören mir zu! Mein Gott! Mein Gott! Was tut ihr mit mir! Henker! Henker! Peiniger! Verflucht ſollt ihr ſein!"

Golizyn taumelte wieder zurück, ſchloß die Augen und hielt ſich die Ohren zu, um nichts zu ſehen und nichts zu hören. Aber

die unſtillbare Neugier zwang ihn bald wieder, den Vorhang auseinanderzuſchieben und zu horchen.

Odojewſkij lag bewegungslos, ſtumm, mit geſchloſſenen Augen, wie in einer Ohnmacht. Dann öffnete er die Augen und ſprach ſehr ſchnell und undeutlich, wie im Fieber:

„Nun, es ſei! Alle ſind Schurken und alle ſind edel. Unſchuldig und unglücklich. Tiere und Engel zugleich. Gefallene Engel, aufrühreriſche Engel. Man muß es bloß verſtehen. ‚Es herrſcht eine allweiſe Güte über die Welt.‘ So heißt es auf Deutſch bei Schelling. Ruſſiſch heißt es aber: ‚Der allerreinſten Mutter Schutz und Fürbitte ...‘ Da iſt ſie auch ſelbſt, ſehen Sie ſie? ...“

An der Wand ihm gegenüber hing eine Kopie nach der Sixtiniſchen Madonna von Raffael. Golizyn ſah ſie an, und es fiel ihm plötzlich ein, an wen ihn die Augen Marinſkas erinnert hatten, als er nach ſeiner Verhaftung die Treppe hinunterging und ſie, über das Geländer gebeugt, ihn zum letzten Male anſah.

„Was für Augen!“ fuhr Odojewſkij fort, die Madonna mit feierlicher Rührung anſehend. „Wie heißt es noch in den ruſſiſchen Volksliedern: ‚Mutter feuchte Erde‘? Rußland iſt die Mutter. Die Mutter aller Leidenden. Man ſoll aber darüber nicht ... Exzellenz, ſeien Sie mir nicht böſe. Ich will alles ſagen, Sie ſollen alles erfahren. Ich will nur ein wenig ausruhen, dann fange ich wieder an. Kachowſkij hat geſchoſſen, Obolenſkij hat mit dem Bajonett das Pferd verwundet. Küchelbäcker hat nach dem Großfürſten gezielt, aber die Piſtole verſagte. Es macht nichts, es macht nichts, ſchreiben Sie es auf, ſonſt vergeſſen Sie es. Was wollte ich noch ſagen? ... Es iſt übrigens Unſinn! Es iſt wieder nicht das Richtige ... Aber als ich im Eisloch lag, unter der Brücke, dann war es ſo: goldene und grüne Taſſen, als Kinder tranken wir aus ihnen Milch auf dem Lande, im Sommer, bei Mamachen, im Entreſol mit den halb-

runden Fenstern, die auf das Birkenwäldchen gingen. So schön war es! Auch jetzt... Seien Sie mir nur nicht böse, meine Lieben, meine Guten! Man soll sich nicht ärgern, alles wird gut werden. Wir wollen einander alles verzeihen, wir wollen einander lieben! Fassen wir uns doch bei den Händen und singen und tanzen wir wie die Kinder, wie die Engel Gottes im Paradiese, im goldenen Zeitalter Asträas..."

Er sprach immer leiser und leiser und wurde zuletzt ganz still und schloß die Augen, als wäre er eingeschlafen oder ohnmächtig geworden. Er lächelte im Schlafe, und stille Tränen liefen ihm über die Wangen. Benkendorf küßte ihn auf den Kopf, vielleicht mit ungeheuchelter Zärtlichkeit.

Am anderen Ende des Saales bewegte sich plötzlich ein ebenso schwerer Vorhang, wie der, hinter dem Golizyn lauschte, und in den Saal trat der Kaiser.

Alle gingen auf ihn zu und sprachen leise, um den Kranken nicht zu wecken. Golizyn konnte nur einzelne Worte hören.

„Daß es nur kein Nervenfieber wird..."

„Zur Ader lassen und Eis auf den Kopf..."

„Sehr wichtige Aussagen..."

„Aber er phantasiert ja, man darf den Worten eines Verrückten nicht zu viel Bedeutung beimessen, er kann ja auch einen Unschuldigen angeben..."

„Tut nichts, wir werden uns schon zurechtfinden..."

Golizyn wußte selbst nicht, wie er auf seinen früheren Platz hinter die spanische Wand im großen Saal zurückkehrte. Lange saß er wie starr da.

Plötzlich bemerkte er Ljewaschow. Dieser saß vor dem L'Hombre-Tischchen und sah irgendwelche Papiere durch. Golizyn sprang auf und stürzte so plötzlich auf ihn zu, daß Ljewaschow zusammenfuhr, sich umwandte und gleichfalls aufsprang.

„Was iſt los? Was haben Sie, Golizyn?"

„Führen Sie mich zum Kaiſer!"

„Der Kaiſer iſt beſchäftigt. Wenn Sie etwas zu ſagen haben, ſo können Sie es mir ſagen."

„Nein, ich will zum Kaiſer! Sofort, ſofort, gleich auf der Stelle!"

„Was ſchreien Sie, Herr? Sind Sie von Sinnen?"

„Ich bin von Sinnen! Ich bin von Sinnen! Einen habt ihr ſchon verrückt gemacht, und ich bin der zweite! In Rußland beſteht noch die Folter! Den einen habt ihr zu Tode gefoltert, nehmt nun den anderen vor! Beide zugleich! Reißt die Sehnen heraus, röſtet die Ferſen! Ihr Schurken, Henker, Peiniger!" ſchrie Golizyn wie raſend, ſtampfte mit den Füßen und hob die Fäuſte.

Ljewaſchow packte ihn bei den Händen, aber er riß ſich los, ſtieß ihn zurück und lief, er wußte ſelbſt nicht, wohin und wozu. Ihn durchzuckte der Gedanke: das Tier töten, und wenn nicht töten, ſo beſchimpfen, verprügeln, anſpeien.

„Haltet ihn!" rief Ljewaſchow den beiden Wachtpoſten zu, die noch immer vor der Türe am anderen Ende des Saales wie zwei Bildſäulen ſtanden. Dieſe wurden plötzlich lebendig, begriffen, was man von ihnen wollte, und liefen hin, um Golizyn einzufangen.

„Mikulin! Mikulin!" ſchrie Ljewaſchow mit einem ſo erſchrockenen Geſicht, als ob drei Männer nicht genügten, um mit dem einen fertig zu werden.

„Hier, Exzellenz!" rief der dienſthabende Wachoffizier, Oberſt Mikulin, mit fünf kräftigen Chevalier-Gardiſten in Meſſinghelmen und Meſſingpanzern wie aus dem Boden geſtampft auftauchend: gegen den einen Wehrloſen ein ganzes Heer. Ir-

gendwo in der Ferne erſchien das Geſicht des Kaiſers und verſchwand ſofort wieder.

Man umringte und packte Golizyn. Jemand umfaßte ihn von hinten ſo feſt mit den Armen, daß er beinahe erſtickte; jemand packte ihn bei der Gurgel; jemand ſchlug ihm ins Geſicht. Aber er ergab ſich noch immer nicht und kämpfte verzweifelt, mit verzehnfachter Kraft, die ihm die Wut gab.

Plötzlich erklang in der Ferne ein Geſchrei. Golizyn erkannte die Stimme Odojewſkijs. Aber er konnte weder damals noch ſpäter begreifen, was eigentlich vorging: ob der Kranke aus ſeiner Ohnmacht erwachte und vor dem Lärm erſchrak; oder ob er, als man ihm zur Ader ließ, glaubte, daß man ihn folterte, — der Schrei war jedenfalls entſetzlich. Golizyn antwortete darauf mit einem ebenſolchen Schrei. Hätte es ein Fremder gehört, ſo müßte er glauben, daß hier eine Folterkammer oder ein Irrenhaus ſei.

„Stricke! Stricke! Bindet ihn! Was ſchreit er, dieſe Kanaille! Verſtopft ihm doch die Gurgel!"

Golizyn fühlte, wie man ihm ein Taſchentuch in den Mund ſtopfte, wie man ihm Arme und Beine feſſelte, ihn aufhob und forttrug.

Er ſchickte ſich drein, wurde ſtill und ſchloß die Augen. — Nun iſt es gut. Alles iſt gut, — ſagte eine Stimme.

Langſam ſchwebte im roten Nebel das weiße Geſicht des Tieres vorbei, und Golizyn verlor das Bewußtſein.

Vierter Teil

Erſtes Kapitel

Man wird mich foltern. Gott, gib mir die Kraft, es zu ertragen! – das war der erſte Gedanke Golizyns, als er wieder friſche Luft atmete: der Ober-Polizeimeiſter Schulgin hatte, um ihn zum Bewußtſein zu bringen, während der Fahrt aus dem Palais in die Feſtung das Wagenfenſter heruntergelaſſen.

– Was für Foltern haben die chriſtlichen Märtyrer ertragen ... Aber es waren eben Märtyrer, und nicht ich ... Nun, tut nichts, vielleicht werde auch ich ... – Golizyn verſuchte ſich Mut zu machen, empfand aber nur eine tieriſche Angſt.

Der Wagen hielt vor dem Kommandantenhauſe der Peter-Paulsfeſtung. Schulgin ließ den Verhafteten ausſteigen und übergab ihn einem Feldjäger. Sie traten in ein kleines Zimmer mit nackten Wänden, faſt ohne Möbel: es waren darin nur zwei Stühle und ein Tiſchchen, auf dem ein Talglicht brannte. Der Feldjäger ließ Golizyn ſich auf einen der Stühle niederſetzen und ſetzte ſich auf den andern. Dann gähnte er ſo ruhig und gemütlich, ſich bekreuzigend und die Hand vor den Mund haltend, daß Golizyn plötzlich zu hoffen anfing, daß es ohne Folter ablaufen würde.

– Nein, ſie werden mich doch foltern. Da kommen ſie ſchon! Gott, hilf mir! – ſagte er ſich, mit dem entſetzlichen ſaugenden Gefühl in der Herzgrube, vor dem ſich alle Eingeweide umdrehen,

dem unheimlichen Raſſeln von Eiſen und dem Stampfen vieler Füße im Nebenzimmer lauſchend.

Ins Zimmer trat der Kommandant der Peter-Paulsfeſtung, General Sſukin, ein alter Mann mit einem Stelzfuß und auf Soldatenart kurz geſchorenem grauen Haar; ihm folgte ein kleines, dickes Männchen mit eingefallener Naſe, der Platz-Major Poduſchkin; dann kamen noch einige Platz-Adjutanten, Gefreite und einfache Soldaten. Sſukin hielt in der Hand einige mit Ringen verſehene Eiſenſtangen. — Das ſind die Folterwerkzeuge! — dachte ſich Golizyn und ſchloß die Augen, um nicht zu ſehen. — Gott, hilf mir! — wiederholte er faſt bewußtlos vor ſich hin.

Der Alte trat, mit ſeinem Stelzfuß klappernd, flink an den Tiſch, hielt ein Blatt Briefpapier vor die Kerze und erklärte:

„Seine Majeſtät der Kaiſer befiehlt, dich in Eiſen zu ſchlagen." Das Wort „dich" ſprach er mit unnatürlicher Betonnung.

Golizyn hörte zu, ohne etwas zu verſtehen. Einige Männer fielen über ihn her, legten ihm an Füße und Hände Feſſeln an und ſchloſſen dieſe mit Schlüſſeln.

Er verſtand noch immer nichts. Plötzlich verſtand er es doch; er biß ſich auf die Lippe und hielt den Atem an, um nicht zu weinen vor Freude, die ebenſo ſinnlos und tieriſch war, wie das Entſetzen von vorhin. Er ſah dem Kommandanten ins Geſicht und dachte: — Welch ein prächtiger Menſch! — Auch das Geſicht des Platz-Majors ohne Naſe kam ihm ſchön vor; die gewöhnlichen Geſichter der Soldaten erſchienen ihm ſo gut, daß er bereit war, einen jeden von ihnen zu küſſen. Ihm fiel der orangegelbe Kragen an der Uniform des Platz-Majors auf; einen ſolchen Kragen hatte er noch nie geſehen. — Man hat die Uniform wohl anläßlich des Regierungswechſels geändert, — dachte er ſich mit der gleichen ſinnloſen und berauſchenden Freude.

Er ſchämte ſich ein wenig ſeines Schreckens von vorhin, aber auch dieſe Scham ging in der berauſchenden Freude unter.

„Jegor Michailowitſch, führen Sie ihn in den Alexejewſchen," ſagte der Kommandant zu Poduſchkin. Jener band die Zipfel ſeines Taſchentuchs zuſammen und ſtülpte es Golizyn über die Augen.

Golizyn ſtand auf, taumelte und fiel faſt hin: er verſtand noch nicht in den Feſſeln zu gehen. Man faßte ihn unter die Arme, führte ihn aus dem Hauſe und ſetzte ihn in einen Schlitten. Poduſchkin ſetzte ſich neben ihn und umfaßte ſeine Taille. Der Schlitten fuhr in Windungen, wahrſcheinlich zwiſchen den Baſtionen der Feſtung. Golizyn blickte mit dem einen Auge unter der herabgerutſchten Binde hervor und ſah eine Zugbrücke, die über einen Graben führte, und eine dicke ſteinerne Mauer mit einem Tor.

„Wo führen Sie mich hin? In den Alexej-Ravelin, nicht wahr?" fragte er Poduſchkin.

„Machen Sie ſich bitte keine Sorgen, Sie ſollen eine ausgezeichnete Wohnung haben," tröſtete ihn jener und rückte das Taſchentuch zurecht.

Golizyn erinnerte ſich der Gerüchte, die über dieſen Ravelin gingen: darin wurden nur die „Vergeſſenen" untergebracht, und niemand war noch von dort herausgekommen. Aber im Vergleich zu der Folter erſchien ihm ſelbſt die ewige Einkerkerung als eine Seligkeit.

Der Schlitten hielt. Man faßte den Arreſtanten wieder unter die Arme, half ihm aus dem Schlitten und führte ihn die Stufen zum Eingang hinauf. Die Tür knarrte auf roſtigen Angeln und fiel dann mit dumpfem Dröhnen wieder ins Schloß. — Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung draußen, — ging es Golizyn durch den Kopf.

Man nahm ihm das Tuch von den Augen und führte ihn durch einen langen, von einigen kleinen Talglämpchen trüb erleuchteten Korridor mit einer Reihe von Türen. Voraus ging der Platz-Major; er blieb vor jeder Tür stehen und fragte: „Besetzt?" Man antwortete: „Besetzt." Endlich antwortete man: „Frei."

„Ich bitte sehr," sagte Poduschkin freundlich, und Golizyn trat in einen schmalen, langen, steinernen Spalt, der an einen Sarg gemahnte. Ein Wächter zündete ein Nachtlicht an: ein grünes ölgefülltes Gläschen mit einem schwimmenden Docht. Golizyn sah eine herabhängende gewölbte Decke, ein Fenster mit einem dicken Eisengitter in einer tiefen Wandnische, zwei Stühle, ein Tischchen, ein Lazarettbett, einen runden eisernen Ofen in der einen Ecke und einen stinkenden Kübel in der andern.

Man nahm ihm die Fesseln wieder ab, entkleidete ihn und unterzog ihn einer eingehenden Leibesvisitation; man untersuchte selbst die Aselhöhlen; dann gab man ihm eine Sträflingsjacke und Hose, einen fettigen Schlafrock und zerrissene, ihm viel zu große Pantoffeln.

In die Zelle trat ein großgewachsener Greis in langschössigem grünen Uniformrock aus den Tagen des Kaisers Paul, mit rotem Kragen und roten Aufschlägen, ungewöhnlich hager, blaß, einem Toten ähnlich. Es war der Kommandant des Alexej-Ravelins, der Schwede Lilien-Ankern. Die Wachtsoldaten hielten ihn für etwas verrückt und nannten ihn „Kaschtschej der Unsterbliche": sie behaupteten, er sei an die hundert Jahre alt und hätte als ewiger Gefangener unter Gefangenen fünfzig Jahre verbracht.

Mit langsamen Schritten, gebückt, die Hände im Rücken, mit offenem Mund, in dem zwei gelbe Zähne ragten, und einem starren Blick, der nichts zu sehen schien, ging er gerade auf Golizyn zu.

„Wie ist Ihr Befinden?" fragte er aus der Ferne; ohne die Antwort abzuwarten, kniete er vor ihm nieder und fing an, ihm die Fesseln, die man ihm eben abgenommen hatte, mit geschickten und gewohnten Bewegungen wieder anzulegen. Dann zeigte er ihm, wie man sich mit den Fesseln fortbewegt, indem man die Kettenglieder, die die Fußreifen verbinden, mittels einer Schnur hochhält. Golizyn versuchte es und fiel beinahe wieder hin.

„Macht nichts, Sie werden es schon lernen," tröstete ihn der Platz-Major.

Der Kommandant umwickelte die Handfesseln mit weichen Lederläppchen und fragte:

„Können Sie so schreiben?"

„Ja."

„Nun ist die Toilette zu Ende," bemerkte Puduschkin mit liebenswürdigem Lächeln. Lilien-Ankern, der noch immer auf den Knien lag, hob auf den Arrestanten seine hundertjährigen, von einem trüben Häutchen wie bei einem schlafenden Vogel überzogenen Augen und sprach mit Andacht, wie betend:

„Die Gnade Gottes rettet alle!"

— So begrüßen wohl im Jenseits die alten Toten die neuen — dachte sich Golizyn.

Der Greis stand schweigend auf und verließ mit den gleichen langsamen Schritten, die Hände im Rücken, die Zelle.

Die Wächter halfen Golizyn, vom Stuhl zum Bette zu gehen.

„Schlafen Sie mit Gott, grämen Sie sich nicht: alles vergeht. Das Zimmerchen ist ausgezeichnet, trocken und warm," sagte Poduschkin.

Alle gingen hinaus und schlossen die Türe. Der Schlüssel wurde umgedreht, mehrere Riegel, Bolzen und Ketten rasselten, die letzte dicke Eisenstange dröhnte, und alles wurde still.

Golizyn fühlte sich lebendig begraben, und doch war er voller Freude: die Folter war zu Ende.

Er bemerkte auf dem Tischchen ein Stück Schwarzbrot und einen Becher mit Kwas. Früher, während der Durchsuchung, hatte er zu essen verlangt. Der Platz-Major hatte sich entschuldigt, daß es schon spät sei und in der Küche alle schliefen, und Brot und Kwas bringen lassen. Golizyn aß das Brot auf und trank den ganzen Kwas aus; schon lange hatte er nicht so gut zu Abend gegessen.

Er richtete sich für die Nacht ein: zog den Schlafrock aus und hob mit Mühe die durch die Ketten beschwerten Füße auf das Bett; er wollte sich schon auf der flachen und dünnen Matratze ausstrecken, warf aber einen Blick auf das grobe Kissen ohne Überzug und sah darauf Fettflecke. Er roch daran und verzog das Gesicht. Marinjkas Taschentuch mit den rotgestickten Buchstaben M. T. lag zusammengefaltet auf dem Tisch. Beim Abschied hatte sie es ihm wohl in die Tasche gesteckt, und bei der Durchsuchung hatte man es übersehen oder ihm aus Mitleid absichtlich gelassen.

Er breitete das Tuch auf dem Kissen aus, so daß er dieses nicht mit der Wange zu berühren brauchte. Das Taschentuch duftete nach Marinjka. Er lächelte beim Gedanken, wie er sie in jener ersten und letzten Brautnacht, als sie ihn durch ihren Kuß geweckt hatte, nicht zurückzuhalten vermochte und „dumm" eingeschlafen war.

Irgendwo in der Nähe, scheinbar über seinem Ohre klang das Glockenspiel, wie der Gesang von Engeln mit ehernen Stimmen. „Die Gnade Gottes rettet alle," hörte er die Toten einander begrüßen. Immer noch lächelnd, schlief er selig ein mit dem letzten Gedanken: „Im Rachen des Tieres — wie im Busen Christi."

Am Morgen weckten ihn die gestrigen Töne, doch in umgekehrter Reihenfolge: erst die dröhnende Eisenstange, dann die Riegel, Ketten und Bolzen und zuletzt der Schlüssel im Schlosse. Herein trat Lilien-Ankern und fragte: „Wie ist Ihr Befinden?" Und er verschwand gleich wieder, ohne eine Antwort abzuwarten.

Der Feuerwerker Schibajew, ein junger Bursche mit lustigem Gesicht brachte ihm eine große zinnerne Kanne mit dünnem Tee und zwei Stück Zucker. Den Zucker hielt er aus Höflichkeit nicht auf der bloßen Hand, sondern in einer Falte seines Rockschosses; er stellte und legte alles auf das Tischchen und machte eine höfliche Verbeugung.

„Wie spät ist es?" fragte Golizyn.

Schibajew lächelte stumm und ging mit einer höflichen Verbeugung hinaus.

Ein schmutziger Invalide trug den Kübel hinaus und fing an, den Boden zu kehren.

„Wie spät ist es?" fragte Golizyn wieder.

Der Soldat schwieg.

„Wie ist das Wetter?"

„Ich weiß nicht."

Golizyn hüllte sich vor Kälte in die Bettdecke und versuchte sich mit dem Tee zu erwärmen. Er sah sich sein „trockenes" Zimmerchen genauer an: ein blauer Strich an der Wand mit dem abgebröckelten Verputz bezeichnete die Höhe des Wasserstandes bei der letzten Überschwemmung, und hier und da waren noch dunkle Flecken; von der Deckenwölbung und vom Ofenrohr tropfte es fast, die Luft war von einer schwülen, wie aus der Erde kommenden Feuchtigkeit erfüllt. Als man aber den Ofen vom Korridor aus einheizte, wurde das eiserne Rohr dicht über dem Kopfe des Arrestanten glühend heiß und begann zu knistern. Im Kopfe hatte er es heiß, in den Füßen aber kalt wie früher.

Die Wände, die eine Fortsetzung der niederen Deckenwölbung bildeten, verliefen bis zum Fußboden in geschwungener Linie, so daß man nur in der Mitte der Zelle gerade stehen konnte; an den Wänden mußte man sich aber bücken. Die Decke war von Spinngeweben überzogen und wimmelte von Spinnen, Schaben, Tausendfüßchen und noch anderem abscheulichem Ungeziefer, wie er es noch nie gesehen hatte und das aus den Ritzen nur zur Hälfte herausguckte. — Ich will es lieber nicht sehen, — sagte sich Golizyn und senkte die Augen; da sah er aber etwas über den Fußboden huschen: es war eine riesengroße, rötliche Wasserratte.

Die Fensterscheiben waren mit einer dicken Kreideschicht übertüncht, und in der Zelle herrschte selbst an sonnigen Tagen eine ewige Dämmerung. In der Türe befand sich ein Guckloch mit einem eisernen Gitter innen und einem dunkelgrünen Vorhang draußen. Der Wachtposten, der mit unhörbaren Schritten, in Filzstiefeln in dem mit dicken Filzmatten belegten Korridor auf und ab ging, lüftete ab und zu den Vorhang und blickte in die Zelle hinein. Der Arrestant konnte weder husten, noch eine Bewegung machen, ohne daß im Guckloch sofort ein spähendes Auge erschien.

„Wer ist hier?" fragte eine bekannte Stimme, und Golizyn erblickte im Guckloch den kühn geschwungenen Schnurrbart Ljewaschows.

„Michailow," antwortete die Stimme Poduschkins.

— Warum Michailow? Ach so: Valerian Michailowitsch, — kombinierte Golizyn.

„Celui-ci a les fers aux bras et aux pieds," teilte Ljewaschow jemand mit, als zeige er ein seltenes Tier. Golizyn glaubte am Guckloch das Gesicht des Großfürsten Michaïl Pawlowitsch vorbeihuschen zu sehen.

An Wänden der Zelle gab es Zeichnungen und Inſchriften, zum größten Teil halb verwiſcht: die Gefängniswärter hatten wohl den Befehl, die Sterbechronik der ehemaligen Häftlinge abzukratzen. Nur wenige waren noch erhalten.

Unter einem weiblichen Köpfchen ſtanden Verſe:

Auf Erden warſt du ſtets mein Gott,
Nun biſt du in der Ewigkeit, –
Oh, bete dort ...

Das Folgende war verwiſcht; es ſtanden nur noch die beiden letzten Worte: „dich wiederſehen."

Unter einem männlichen Bildnis lautete die Inſchrift: „Bruder, ich habe mich zum Selbſtmord entſchloſſen." Unter einem weiblichen: „Mama, lebe wohl für immer." Daneben die Worte des Herrn: „Ich bin gefangen geweſen, und ihr ſeid zu mir gekommen."

Die Tür ging auf, und in die Zelle trat ein Geiſtlicher in rauſchender ſeidener Soutane, mit einem Kreuz am Halſe und einem Orden an der Bruſt.

„Habe ich die Ehre, den Fürſten Valerian Michailowitſch Golizyn zu ſprechen?" fragte er mit einer zeremoniöſen Verbeugung an der Schwelle. „Ich ſtöre doch nicht?"

„Ich bitte ſehr, Hochwürden."

– Gott ſei Dank, es iſt ein Pope, alſo erwartet mich nicht die Folter, ſondern das Schafott, – ſagte ſich Golizyn und dachte an den Großinquiſitor in Schillers „Don Carlos". Er wollte aufſtehen, um den Gaſt zu begrüßen, ſank aber mit ſeinen Feſſeln raſſelnd hin. Jener ſprang auf ihn zu und ſtützte ihn.

„Sie haben ſich doch nicht weh getan? Einen halben Pud wiegt ſo ein Kettchen, das iſt doch kein Spaß ..."

„Nein, es macht nichts. Warum ſtehen Sie? Setzen Sie ſich doch!" forderte ihn Golizyn auf.

Der Gaſt verbeugte ſich ebenſo zeremoniös und ſetzte ſich auf den Stuhl.

„Geſtatten Sie, daß ich mich vorſtelle, P. Pjotr Myſlowſkij, Erzprieſter an der Kaſanſchen Kathedrale, Beichtvater und, ich darf wohl ſagen, Freund der hier Eingekerkerten, worauf ich ſtolz bin, denn es iſt keine Sünde, auf die Freundſchaft würdiger Menſchen ſtolz zu ſein."

— Er iſt ein Spion und will mich beſchwätzen! — dachte ſich Golizyn und muſterte ihn aufmerkſam: er iſt groß gewachſen, ein Hüne von Geſtalt, hat eine gute Haltung und ein würdiges Geſicht mit einem prächtigen, roten, graumelierten Vollbart; ſo ſehen manche fünfzigjährige Bauern aus; auch ſein Geſicht iſt ein derbes, doch gutes und kluges Bauerngeſicht; kleine, ſeitwärts von den herabhängenden Lidern bedeckte dreieckige Augenſchlitze mit dem doppelſinnigen Ausdruck, den man ſo oft bei Ruſſen antrifft: Einfalt und Schlauheit.

„Nun, wann iſt die Hinrichtung?" fragte Golizyn, ihn unverwandt anblickend.

„Was für eine? Weſſen?"

„Meine Hinrichtung. Und was für eine, müſſen Sie beſſer wiſſen: wird man mich erſchießen, hängen oder köpfen?"

„Was fällt Ihnen ein, Fürſt!" Myſlowſkij fuchelte erregt mit den Händen. „Ich ſchwöre Ihnen bei dieſem Prieſterkreuz, obwohl es einem Prieſter nicht geziemt, zu ſchwören, daß kein Menſch an eine Hinrichtung denkt. Wiſſen Sie denn ſelbſt nicht, daß die Todesſtrafe in den Geſetzen des Ruſſiſchen Reiches abgeſchafft iſt?"

Golizyn glaubte noch nicht, aber ſein Herz ſtand plötzlich wie geſtern, als die Folter vorbei war, vor Freude ſtill.

„Die Todesſtrafe iſt abgeſchafft, aber die Folter beſteht noch?" fuhr er fort, ihn immer noch unverwandt anſehend.

„Im neunzehnten Jahrhundert, in einem christlichen Staate, nach den goldenen Tagen Alexanders — die Folter!" P. Pjotr schüttelte den Kopf. „Ach, meine Herren, was habt ihr doch für abscheuliche Gedanken, — entschuldigen Sie, wenn ich es sage: unwürdige und unedle Gedanken! Man wünscht Ihnen Gutes, Sie quälen aber sich selbst und die andern. Wenn Sie nur die unsagbare Barmherzigkeit des Kaisers ahnten ..."

„Ich will Ihnen Folgendes sagen, Hochwürden," unterbrach ihn Golizyn. „Merken Sie es sich ein für allemal: die Barmherzigkeit des Kaisers will ich nicht, dann schon lieber den Galgen oder das Schafott! Machen Sie sich keine Mühe, Sie werden von mir nichts herausbekommen. Haben Sie es verstanden?"

„Ich habe es verstanden. Wie sollte ich es nicht verstehen! ‚Pope, scher dich! Du bist für mich schlimmer als ein Hund!' Sie würden ja auch einen Hund ebenso hinausgejagt haben ..."

Seine Stimme zitterte, seine Äuglein zwinkerten, die Lippen zuckten, und er bedeckte das Gesicht mit den Händen. — Ein so kräftiger Kerl und dabei so empfindsam! — sagte sich Golizyn erstaunt.

„Sie haben mich nicht richtig verstanden, P. Pjotr. Ich habe Sie nicht kränken wollen ..."

„Ach, Durchlaucht, wer wird noch auf Kränkungen schauen!" entgegnete P. Pjotr, die Hände vom Gesicht nehmend und aufseufzend. „Mancher Mensch läßt seine Wut am ersten Besten aus und fühlt sich dann gleich erleichtert, — wohl bekomm's! Ich bin doch kein Dummkopf und verstehe es: der Pope ist zum Arrestanten gekommen, und in wessen Auftrage? Von der Behörde gesandt, also ist er ein Schuft und ein Spion. Sie sehen mich aber zum ersten Male, mein Herr. Fünfzehn Jahre versehe ich mein Amt in den Kasematten, in dieser finsteren Hölle und schlage mich wund wie ein Vogel im Käfig. Weshalb tue ich es

aber, wie glauben Sie? Vielleicht wegen eines ſolchen Dreckes?“ Er zeigte auf ſeinen Orden. „Man mag mich mit Titeln und Ordensſternen überſchütten, ich würde keinen Tag in dieſer gemeinen Stellung bleiben, wenn ich nicht hoffte, wenigſtens etwas Gutes zu tun: Menſchen zu helfen, denen ſonſt niemand helfen kann. Wenn ich, der unwürdige Pope nicht wäre, ſo gäbe es hier niemand, der für euch alle eintreten könnte... Für die Sache vom Vierzehnten habe ich aber ein beſonderes Intereſſe.“

„Warum ein beſonderes?“

„Weil ich ſelbſt ſo einer bin,“ flüſterte ihm P. Pjotr ins Ohr. „Ich bin zwar einfacher Bauer, habe aber Gottlob meinen geſunden Menſchenverſtand und ein unverdorbenes Herz. Wenn ich die hieſigen Zuſtände ſehe, gerate ich in Aufruhr, ich verſchmachte und quäle mich, will die Sünde fliehen und kann es nicht. Ich hätte ja ſchon längſt abgeſtumpft ſein müſſen, aber wenn ich einen Arreſtanten ſehe, dazu noch einen mit eiſernen Handſchellen, ſo kocht und revoltiert alles in mir: ein Geſchöpf Gottes, das mehr als die andern für die Freiheit geboren iſt, einen Menſchen in Ketten zu ſehen, iſt unerträglich und empörend!“

— Er iſt nicht der Inquiſitor von Schiller, ſondern Schiller ſelbſt! — ſagte ſich Golizyn mit immer wachſendem Erſtaunen.

„P. Pjotr, ich habe mich an Ihnen verſündigt, verzeihen Sie mir,“ ſagte er und reichte ihm die Hand.

Jener drückte ſie feſt zuſammen, errötete plötzlich, begann mit den Augen zu zwinkern und fiel ihm ſchluchzend um den Hals.

„Valerian Michailowitſch, Liebſter, ſagen Sie mich nur nicht hinaus! Vielleicht werde ich Ihnen doch irgendwie nützlich ſein, Sie werden es ſchon ſelbſt ſehen!“ Er umarmte und küßte ihn zärtlich.

„Mein Freund, iſt es ſchon lange her, daß Sie zum letzten Mal gebeichtet und kommuniziert haben?“ fragte er wie neben-

bei, aber Golizyn ſchien es, daß es der Hauptgrund ſeines Kommens ſei.

Er befreite ſich aus ſeinen Armen und ſah ihn ebenſo unverwandt wie früher an: die gleichen kleinen dreieckigen Augenſchlitze unter den herabhängenden Lidern mit dem doppelſinnigen Ausdruck von Einfalt und Schlauheit. So lange er ihn auch anſah, konnte er unmöglich entſcheiden, ob er ſehr ſchlau oder ſehr einfältig ſei.

„Es iſt lange her," antwortete er unwillig

„Haben Sie nicht jetzt den Wunſch?'

„Nein."

— Nach den ruſſiſchen Geſetzen iſt der Beichtvater verpflichtet, jede gegen ein Mitglied des Zarenhauſes gerichtete böſe Abſicht, von der er in der Beichte hört, höheren Ortes zu melden, — ging es Golizyn durch den Kopf.

P. Pjotr ſchien noch etwas fragen zu wollen, verſtummte aber plötzlich und ſchlug die Augen nieder. Dann ſtand er auf und hatte auf einmal große Eile.

„Ich muß zu Ihrem Nachbarn, dem Fürſten Obolenſkij, er ſitzt gleich nebenan, hinter dieſer Wand. Ich glaube, er iſt Ihr Freund?"

„Ja."

„Soll ich ihn grüßen?"

„Grüßen Sie ihn."

Es mißfiel Golizyn, daß P. Pjotr ihm ſo leichtſinnig Dinge mitteilte, die ein Arreſtant gar nicht wiſſen darf, als ſei er ſchon ein Mitverſchworener.

„Ach, beinahe hätte ich es vergeſſen!" rief plötzlich Myſlowſkij und holte aus der Taſche ein altes Lederfutteral.

„Die Brille!" rief Golizyn freudig erſtaunt. „Wo haben Sie die her?"

„Von Herrn Fryndin."

„Man wird sie mir doch wegnehmen. Eine Brille hat man mir schon weggenommen."

„Man wird sie Ihnen nicht wegnehmen: ich habe für Sie die Erlaubnis erwirkt."

Auch das mißfiel Golizyn: der Geistliche ist gar zu dienstfertig, ist zu fest davon überzeugt, daß er seine Dienste annehmen wird, ohne es ihm vergelten zu können.

„Herr Fryndin läßt Ihnen sagen, daß die Fürstin Marja Pawlowna sich bei bester Gesundheit befindet, fest auf Gottes Gnade baut und auch Sie darum bittet... Jetzt dürfen Sie ihr noch nicht schreiben, es ist noch sehr streng; später werden Sie ihr aber durch mich schreiben können," flüsterte er ihm ins Ohr, nach der Türe schielend. „Alles wird schon gut werden, Durchlaucht: auch in den Kasematten leben Menschen. Lassen Sie nur nicht den Mut sinken und verzagen Sie nicht. Gott schütze Sie!" Er hob die Hand, um ihm den Priestersegen zu erteilen, überlegte es sich aber, umarmte ihn noch einmal und ging hinaus.

Golizyn glaubte schon halb, daß ihn keine Folter und keine Todesstrafe erwarte; er freute sich, aber die gestrige wolkenlose Freude — Im Rachen des Tieres ist es wie im Busen Christi, — hatte sich getrübt, war gleichsam entweiht. Er begriff, daß es etwas Schlimmeres geben könne als die Folter und die Todesstrafe. Mag P. Pjotr der einfältigste und gutmütigste Pope sein, für Golizyn ist er aber gefährlicher als alle Spione und Spitzel.

Der Feuerwerker Schibajew brachte ihm das Mittagessen: Kohlsuppe und Brei. Das Fastenöl, mit dem der Brei zubereitet war, roch so abscheulich, daß Golizyn, nachdem er einen Löffel voll in den Mund genommen hatte, es nicht herunterschlucken konnte und wieder ausspie. Er bekam weder Messer

noch Gabel, nur einen hölzernen Löffel. — Nichts Scharfes, damit man ſich nichts antun könne, — kombinierte er.

Nach dem Eſſen brachte ihm der Platz-Adjutant Truſſow, ein junger Mann mit hübſchem und frechem Geſicht ein Paket Tabak und eine elegante, perlgeſchmückte Pfeife.

„Wollen Sie nicht rauchen?"

„Ich danke Ihnen. Ich rauche nicht."

„Gehört denn dies Rauchzeug nicht Ihnen?"

„Nein."

„Entſchuldigen Sie!" ſagte Truſſow lächelnd, und ſein Geſicht wurde bei dieſem Lächeln noch frecher. Er machte eine höfliche Verbeugung und ging.

— Die Verſuchung durch die Pfeife nach der Verſuchung durch den Leib und das Blut des Herrn, — ſagte ſich Golizyn angeekelt.

Als es dunkel geworden war und man das Nachtlämpchen angezündet hatte, begannen die Schaben an den Wänden mit einem kaum hörbaren Raſcheln zu wimmeln.

Die obere Scheibe im Fenſter war nicht übertüncht; er ſah durch ſie ein ſchmales ſchwarzes Stückchen Himmel und einen Stern.

Golizyn dachte an Marinſka. Um nicht allzu melancholiſch zu werden, bemühte er ſich, an etwas anderes zu denken: wie er ſich wohl mit Obolenſkij verſtändigen könne.

Er ſetzte ſich auf das Bett, klopfte mit dem Finger und drückte das Ohr an die Wand. Lange klopfte er ſo, ohne eine Antwort zu bekommen. Die Mauer war ſehr dick, und das Klopfen mit dem Finger drang nicht durch. Er fand die entſprechende Stellung und klopfte leiſe mit der Eiſenſtange, die ſeine Handſchellen verband; er bekam ſofort Antwort und klopfte vor Freude, ohne an den Wachtpoſten im Korridor zu denken, ſo laut er konnte.

Der Gefreite Nitſchiporenko mit dem roten Säufergeſicht trat in die Zelle.

„Was haſt du, du Hundeſohn? Willſt du vielleicht den Sack koſten?"

„Was für einen Sack?" fragte Golizyn neugierig; die Grobheit hatte ihn nicht beleidigt, ſondern nur in Erſtaunen geſetzt.

„Wenn man dich hineinſetzt, wirſt du es ſchon ſehen," brummte jener und fügte im Weggehen ſo überzeugend hinzu, daß Golizyn merkte, daß es kein Spaß ſei: „Du kannſt auch ausgepeitſcht werden!"

Er legte ſich aufs Bett, kehrte das Geſicht zur Wand, ſtellte ſich ſchlafend und wartete ab, bis alles wieder ſtill wurde, dann fing er wieder an, mit dem Finger an die Wand zu klopfen. Obolenſkij antwortete.

Anfangs klopften ſie, ohne zu zählen, gierig, unaufhaltſam, nur um eine Antwort zu hören. Die Seele fühlte ſich durch die Mauer hindurch von der andern Seele angezogen: Herz und Herz ſchlugen im gleichen Takt: „Du?" – „Ich!" – „Du?" – „Ich!" Zuweilen hämmerte das Blut ſo laut in den Schläfen, daß er die Antwort überhörte und ſchon fürchtete, es werde keine kommen. Aber er bekam doch Antwort.

Dann fingen ſie an, die Schläge zu zählen, bald zu beſchleunigen und bald zu verlangſamen: ſie verſuchten, ein Klopfalphabet herzuſtellen. Sie verzählten ſich, machten Fehler, verzweifelten, gaben das Klopfen auf und fingen von neuem an.

Golizyn ſchlief mitten im Klopfen ein und träumte die ganze Nacht, daß er klopfe.

Die Tage glichen ſo ſehr einander, daß er aus der Zeitrechnung kam. Er knetete Brotkrumen zu Kügelchen zuſammen und klebte ſie nebeneinander an die Wand: jedes Kügelchen bedeutete einen Tag.

Er empfand faſt keine Langweile: er hatte eine Menge kleiner Beſchäftigungen. Er lernte, in den Fußſchellen zu gehen. Er drehte ſich in der engen Zelle wie ein Tier im Käfig, ſich an der Stuhllehne feſthaltend, um nicht hinzufallen.

Marinjkas einziges Taſchentuch diente ihm noch immer als Kiſſenüberzug. Er ſchonte es. Er lernte, ſich mit den Fingern zu ſchneuzen; anfangs war es ihm widerlich, dann gewöhnte er ſich daran. Er merkte, als er ſich des Morgens ſchneuzte oder den Schleim ausſpie, daß es in ſeiner Naſe und ſeinem Munde ſchwarz vor Ruß war. Das Lämpchen blakte, weil der Docht zu dick war. Er zog ihn heraus und zerteilte ihn in einzelne Faſern; das Blaken hörte auf, und die Luft wurde reiner.

Er ſchlief in den Kleidern: er hatte noch immer nicht gelernt, ſich in den Feſſeln zu entkleiden. Die Wäſche war ſchmutzig geworden, die Flöhe fraßen ihn auf. Er konnte ſich zwar durch Myſlowſkij reine Wäſche von zu Hauſe kommen laſſen, aber er wollte ihm für nichts verpflichtet ſein. Lange litt er ſo; endlich empörte er ſich und verlangte von Poduſchkin reine Wäſche. Man brachte ihm eine ſchlecht gewaſchene, nicht ganz trockene Soldatenunterhoſe und ein Hemd aus grober Packleinwand. Er zog die Wäſche mit Genuß an.

Einmal hatte der Ofen geraucht. Man öffnete die Türe ſeiner Zelle. Ein eigentümliches Gefühl überkam Golizyn: die Tür iſt offen, aber er darf nicht hinaus, es iſt eine undurchdringliche Leere. Anfangs war es nur ſonderbar, dann aber ſchwer und unerträglich. Er freute ſich, als die Tür wieder geſchloſſen wurde.

Mit Obolenſkij tauſchte er Lebenszeichen aus, aber ſie konnten einander noch immer nicht verſtehen, es gelang ihnen nicht, ein Alphabet zu finden. Sie klopften faſt hoffnungslos. Die Finger ſchwollen an, die Nägel ſchmerzten. Die lebendig Begrabenen klopften mit den Köpfen gegen die Wandungen des Sarges.

Schließlich ſahen ſie ein, daß daraus nichts werden würde, wenn ſie nicht ein geſchriebenes Alphabet austauſchten.

Im Fenſter Golizyns war ein blecherner Ventilator. Er brach einen der Blechflügel heraus und wetzte ihn am Ziegelſtein, der an einer Stelle vom Verputz entblößt war. Mit dieſem Meſſer ſchnitt er vom Bettfuße ein dünnes Spänchen ab. Er nahm Ruß vom Lampendocht, löſte ihn in etwas Waſſer in einer Vertiefung im Fenſterbrett auf, tauchte den Span ein und ſchrieb auf die Wand das Alphabet: die Buchſtaben waren in einer Tabelle angeordnet, und bei jedem ſtand die Zahl der Schläge; die kurzen bezeichnete er durch Punkte und die langen durch Striche. Er ſchrieb das gleiche Alphabet auf den Papierfetzen, mit dem das Loch in ſeinem Brillenfutteral verſtopft war, ab, um es Obolenſkij zu übermitteln.

Der Invalide brachte ihm jeden Morgen eine irdene Waſchſchüſſel und einen Zinnkrug mit Waſſer. Golizyn konnte ſich nicht ſelbſt waſchen: die Handſchellen hinderten ihn daran. Der Soldat ſeifte ihm die Hände ein, die eine nach der andern, und übergoß ſie dann mit Waſſer.

Einmal brachte er ihm ein kleines Stückchen Spiegel. Als er hineinblickte, erkannte er ſich nicht und erſchrak: ſo mager war er geworden, ein Bart war ihm gewachſen: er war nicht mehr der Fürſt Golizyn, ſondern der „Sträfling Michailow".

Er ſprach den Soldaten niemals an, und auch jener ſchwieg hartnäckig und ſchien taubſtumm. Einmal fing er aber von ſelbſt zu ſprechen an:

„Euer Wohlgeboren, kommen Sie bitte etwas näher her, zum Ofen, hier iſt es wärmer," flüſterte er ihm zu. Dann trug er den Schemel mit dem Waſchwaſſer in die entfernte Ecke am Ofen, die das Auge des Wachtpoſten nicht erreichen konnte, und ſah Golizyn lange und mitleidsvoll an.

„Es iſt wohl ſchwer in der Kaſematte? Was ſoll man machen, Gott will es wohl ſo. Man muß dulden, Euer Wohlgeboren. Gott liebt die Geduldigen, mit der Zeit wird er ſich vielleicht auch erbarmen.“

Solizyn ſah ihn an: das Geſicht derb, nichtsſagend, grau wie das Tuch ſeines Soldatenmantels, aber in den kleinen kurzſichtigen Augen eine ſolche Güte, daß er ſich wunderte: wie hatte er ſie nicht ſchon früher bemerkt?

Er zog das Papier mit dem Alphabet aus der Taſche.

„Kannſt du das Obolenſkij bringen?“

„Vielleicht wird es gehen.“

Kaum hatte ihm Solizyn den Zettel zugeſteckt, als der Platz-Major Poduſchkin und der Gefreite Nitſchiporenko in die Zelle traten. Sie unterſuchten den Ofen, — er hatte wieder geraucht, — und gingen, ohne etwas bemerkt zu haben.

„Beinahe wären wir hereingefallen,“ flüſterte Solizyn ganz blaß vor Schreck.

„Gott war uns gnädig,“ verſetzte der Soldat einfach.

„Hätteſt du was abbekommen?“

„Für ſo was muß unſereins Spießruten laufen.“

„Du fällſt noch herein, gib mir den Zettel wieder.“

„Keine Bange, Euer Wohlgeboren, ich werde ihn ſicher abliefern.“

Solizyn fühlte, daß er ihm nicht danken durfte.

Der Soldat ſah ihn wieder lange und mitleidsvoll an.

„Ich bin ein toter Menſch, Euer Wohlgeboren!“ ſagte er mit einem ſtillen, wirklich toten Lächeln.

Solizyn wollte weinen. Es war ihm, als verſtünde er zum erſten Mal im Leben die Parabel vom barmherzigen Samariter, die Antwort auf die Frage: Wer iſt mein Nächſter?

In der gleichen Nacht unterhielt er ſich ſchon mit Obolenſkij.

„Guten Abend!“ klopfte Golizyn.

„Guten Abend!“ antwortete Obolenskij. „Bist du wieder gesund?“

„Ja, aber in Ketten.“

„Ich weine!“

„Weine nicht, alles ist gut,“ antwortete Golizyn und weinte vor Glück.

Zweites Kapitel

Eines Abends gegen elf Uhr kam in Golizyns Zelle der Kommandant Ssukin mit dem Platz-Major Poduschkin und dem Platz-Adjutanten Trussow: sie nahmen ihm die Fesseln ab, und nachdem er die Gefängniskleidung mit seiner eigenen vertauscht hatte, legten sie ihm wieder an.

„Wir wollen ein wenig Blindekuh spielen, Durchlaucht,“ scherzte der Platz-Major. Er verband ihm die Augen mit einem Tuch, stülpte ihm eine schwarze baumwollene Kappe darüber, man faßte ihn unter die Arme, führte ihn hinaus, setzte ihn in einen Schlitten, und sie fuhren.

Nach kurzer Fahrt hielten sie. Poduschkin half dem Arrestanten aus dem Schlitten und führte ihn einige Stufen hinauf.

„Stolpern Sie nicht, Sie können sich leicht weh tun!“ sagte er ihm besorgt.

Er führte ihn durch mehrere Zimmer; in dem einen hörte man Federgekritzel: wahrscheinlich war es eine Kanzlei. Poduschkin ließ ihn sich setzen und nahm ihm die Binde von den Augen.

„Warten Sie ein wenig!“ sagte er und ging hinaus.

Golizyn sah durch eine Öffnung in der mit grüner Seide bespannten spanischen Wand Diener mit Schüsseln — offenbar aß man irgendwo Abendbrot — und Flügeladjutanten mit Papieren vorbeilaufen. Einige Soldaten führten einen Arrestanten vorbei, der so fest gefesselt war, daß er sich kaum rühren konnte: über sein Gesicht war wie bei Golizyn eine schwarze Mütze gestülpt.

Er mußte lange warten. Endlich kam wieder Poduschkin, verband ihm die Augen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn.

„Bleiben Sie stehen,“ sagte er ihm und ließ seine Hand los.

„Nehmen Sie die Binde ab,“ sagte eine Stimme.

Golizyn nahm sich das Tuch von den Augen und sah ein großes Zimmer mit weißen Wänden; einen langen, mit grünem Tuch bedeckten Tisch mit Papieren, Tintenfässern, Federn und einer Menge brennender Wachskerzen in Armleuchtern. Um den Tisch herum saßen an die zehn Männer in Generalsuniformen mit Ordensbändern und Sternen. Auf dem Präsidentenplatz am oberen Ende des Tisches saß der Kriegsminister Tatischtschew; rechts von ihm der Großfürst Michail Pawlowitsch, der Chef des Generalstabs General Dibitsch, der neue Petersburger militärische Generalgouverneur Golinischtschew-Kutosow; links — der ehemalige Oberprokurator des Synods Fürst Alexander Nikolajewitsch Golizyn, der einzige Zivilist in dieser Versammlung; die Generaladjutanten: Tschernyschow, Potapow, Ljewaschow und ganz am Ende des Tisches der Flügeladjutant Oberst Adlerberg. An einem eigenen Tischchen saß ein alter, kahlköpfiger Beamter der fünften Rangklasse, wahrscheinlich als Protokollführer.

Golizyn begriff, daß es das zur Untersuchung der Vorgänge vom Vierzehnten eingesetzte Komitee war.

Eine Minute lang schwiegen alle.

„Kommen Sie näher," sagte endlich Tschernyschow mit feierlicher Miene und winkte ihn heran.

Golizyn trat, durch das Klirren seiner Ketten die Stille des Zimmers störend, vor den Tisch.

„Mein Herr," sagte Tschernyschow, nachdem Golizyn die üblichen Fragen nach Namen, Alter, Religion und Dienstgrad beantwortet hatte, „in Ihrer ersten Erklärung, die Sie dem General Ljewaschow abgegeben haben, beantworteten Sie jede der an Sie gerichteten Fragen mit einem Nein und behaupteten nichts von Umständen zu wissen, welche . . ."

Golizyn betrachtete Tschernyschow, ohne ihm zuzuhören: er ist wohl über vierzig, will aber als zwanzigjähriger Jüngling erscheinen; trägt eine üppige schwarze Perücke mit kleinen Locken, die an Lammfell erinnern, ist gepudert und geschminkt; die Brauen sind ganz dünn hingemalt; der kleine Schnurrbart emporgewirbelt und sieht wie angeklebt aus; die enggeschlitzten, etwas schief stehenden Katzenaugen mit gelben Pupillen haben einen tückischen und raubgierigen Ausdruck. — Ist wohl eine furchtbare Bestie, — sagte sich Golizyn. — Nicht umsonst sagen wohl die Leute, er hätte Napoleon selbst angeschwindelt. —

„Wollen Sie nun die ganze Wahrheit eröffnen und Ihre Komplizen nennen. Uns ist auch ohnehin alles bekannt, aber wir wollen Ihnen die Gelegenheit geben, durch aufrichtige Reue die Erleichterung Ihres Loses zu verdienen."

„Ich habe die Ehre gehabt, dem General Ljewaschow alles zu sagen, was ich über mich selber weiß, die Namen der andern zu nennen, halte ich aber für ehrlos," antwortete Golizyn.

„Ehrlos?" rief Tschernyschow, die Stimme erhebend, mit geheuchelter Entrüstung. „Sie haben keine Ahnung von Ehre, mein Herr. Einer, der den Treueid verletzt und sich gegen die gesetzliche Gewalt empört, darf nicht von Ehre sprechen!"

Golizyn ſah ihn ſo an, daß jener ihn begriff: — Einen gefeſſelten Arreſtanten kannſt du leicht verhöhnen, Schurke! — Tſchernyſchow erbleichte durch die Schminke, ſagte aber nichts, wechſelte nur ſeine Beinſtellung und berührte mit den Fingern ſeinen Schnurrbart.

„Sie ſind halsſtarrig und wollen uns einreden, daß Sie nichts wiſſen; ich will aber zwanzig Zeugen beiſtellen, die Sie überführen; aber dann dürfen Sie auf keine Gnade mehr rechnen, man wird mit Ihnen ohne Erbarmen verfahren!"

Golizyn hörte gelangweilt zu und dachte ſich: — Dieſe Narrenpoſſe! —

„Hören Sie mal, Fürſt," ſagte Tſchernyſchow, ihn zum erſten Male anſehend, und in ſeinen gelben Pupillen leuchtete ungeheuchelter Haß auf, — „wenn Sie ſich noch länger weigern, ſo haben wir Mittel, Sie zum Sprechen zu zwingen."

„In Rußland beſteht die Folter, das hat mir neulich der General Lſewaſchow mitgeteilt. Aber Euer Exzellenz drohen umſonſt: ich weiß ganz genau, was ich riskiere," antwortete Golizyn und blickte ihm wieder gerade in die Augen. Tſchernyſchow kniff die ſeinigen ein wenig zuſammen und lächelte plötzlich.

„Nun, wenn Sie keine Namen nennen wollen, ſo werden Sie vielleicht die Güte haben, uns etwas von den Zielen der Geſellſchaft zu erzählen?" begann er mit einer ganz anderen Stimme.

Als Golizyn ſich vorher überlegt hatte, wie er die Fragen beantworten werde, hatte er ſich entſchloſſen, die Ziele der Geſellſchaft nicht zu verheimlichen. Denn er ſagte ſich: — Wer weiß, vielleicht wird die Stimme der Freiheit, die jetzt in der Folterkammer erklingt, die kommenden Geſchlechter erreichen? —

„Unſer Ziel war, dem Vaterlande eine geſetzlich freie Regierung zu geben," begann er, ſich an alle wendend. „Der Aufſtand vom Vierzehnten war keine Meuterei, wie Sie, meine Herren,

annehmen, sondern der erste Versuch einer politischen Revolution in Rußland. Je kleiner die Zahl der Männer war, die diesen Versuch unternahmen, umso ruhmvoller ist es für sie, denn die Stimme der Freiheit hat zwar infolge des Mißverhältnisses der Kräfte und der ungenügenden Anzahl von Menschen bloß wenige Stunden geklungen, aber auch das ist schon gut, daß sie überhaupt erklungen ist und nie wieder verstummen wird. Nun ist den kommenden Geschlechtern der Weg gezeigt. Wir haben unsere Pflicht getan und können uns unseres Unterganges freuen: was wir gesäet haben, wird einmal aufgehen . . ."

„Gestatten Sie die Frage, Fürst," unterbrach ihn sein Onkel, Alexander Nikolajewitsch Golizyn mit einer Miene, als erkennte er den Neffen nicht, „wenn Ihre Revolution gelungen wäre, was würden Sie dann mit uns allen getan haben, z. B. mit mir?"

„Wenn Eure Durchlaucht sich der neuen Ordnung nicht fügen wollten, würden wir Sie bitten, ins Ausland zu ziehen," antwortete der Neffe lächelnd; er erinnerte sich noch, wie ihn der Onkel einst für das Brillentragen ausgeschimpft hatte: Du hast deine eigene Karriere verdorben und auch mich Alten hereingelegt!

„Also emigrieren?"

„Ja."

„Ich danke für die Gnade!" Der Onkel stand auf und machte eine tiefe Verbeugung.

Alle lachten. Es begann ein richtiges Salongespräch. Alle freuten sich über die Gelegenheit, ein wenig zu plaudern und auszuruhen.

„Ah, mon prince, vous avez fait bien du mal à Russie, vous l'avez reculée de cinquante ans," erklärte Benkendorf aufseufzend und fügte mit einem feinen Lächeln hinzu: „Unser Volk ist für die Revolution nicht geschaffen: es ist klug, weil es sanft ist, und es ist sanft, weil es unfrei ist."

„Das Wort ‚Freiheit' bezeichnet einen verführeriſchen, doch für den Menſchen unnatürlichen Zuſtand, denn unſer ganzes Leben iſt eine dauernde Abhängigkeit von den Naturgeſetzen," meinte Kutuſow.

„Ich bin mathematiſch davon überzeugt, daß ein Chriſt und ein Aufrührer gegen die von Gott eingeſetzte Obrigkeit einen abſoluten Widerſpruch darſtellen," erklärte der Onkel.

Der Großfürſt gab aber zum hundertſten Male die Anekdote von der Frau Konſtantins, „Konſtitution" zum Beſten. Und der Laufburſche des Kaiſers, „Fjodorytſch" Adlerberg kicherte ſo unterwürfig und lautlos, daß er beinahe erſtickte.

Der Vorſitzende Tatiſchtſchew, der „ruſſiſche Falſtaff", ein Mann mit dickem Bauch, rotem Geſicht und herabhängender Unterlippe, der nach dem üppigen Abendeſſen duſelte, öffnete plötzlich ein Auge, richtete es auf Golizyn und brummte ſich in den Bart:

„Dieſer Schelm! Dieſer Schelm!"

Golizyn ſah alle an und dachte ſich: — Eine nette Geſellſchaft! Nun, auch ich bin nett: wie kann ich bloß mit ſolchen Menſchen reden. Es iſt kein Gerichtshof, nicht einmal eine Folterkammer, ſondern ein Lakaienzimmer! —

„Haben Sie die Güte, Fürſt, uns die Worte wiederzugeben, die Ryleſew in der Nacht auf den Vierzehnten ſprach, als er Kachowſkij den Dolch einhändigte," fuhr Tſchernyſchow mitten in der Unterhaltung im Verhör fort.

„Ich kann nichts mitteilen," antwortete Golizyn: er hatte ſich entſchloſſen, zu ſchweigen, was man ihn auch fragen würde.

„Sie waren aber dabei. Vielleicht haben Sie es vergeſſen? Dann will ich Sie daran erinnern. Ryleſew ſagte zu Kachowſkij. ‚Töte den Zaren. Geh früh am Morgen vor der Erhebung ins

Palais und töte ihn dort.' Können Sie sich darauf besinnen? Warum schweigen Sie? Sie wollen nicht sprechen?"

„Ich will nicht."

„Wie Sie wollen, Fürst, aber Sie schaden damit nur sich selbst. Wenn Sie die Worte Rylejews leugneten oder bestätigten, könnten Sie seine Schuld oder die Schuld Kachowskijs vermindern und vielleicht einen von beiden retten; indem Sie aber schweigen, richten Sie alle beide zugrunde."

— Er hat ja eigentlich recht, — sagte sich Golizyn.

„Nun, wie ist es?" fuhr Tschernyschow fort. „Sie wollen nichts sagen? Ich frage Sie zum letzten Male: Sie wollen nicht?"

„Ich will nicht."

„Ein Schelm! Ein Schelm!" brummte Tatischtschew vor sich hin.

In den engen gelben Schlitzaugen Tschernyschows funkelte wieder Haß auf.

„Hat die Fürstin von Ihrer Teilnahme an der Verschwörung gewußt?" fragte er nach einer Pause.

„Was für eine Fürstin?"

„Ihre Gattin," erwiderte Tschernyschow mit liebenswürdigem Lächeln.

Golizyn fühlte plötzlich, daß seine Ketten unerträglich schwer wurden und seine Füße zitterten, — gleich wird er umfallen. Er machte einen Schritt und klammerte sich an eine Stuhllehne.

„Setzen Sie sich, Fürst. Sie sind sehr blaß. Ist Ihnen unwohl?" sagte Tschernyschow aufstehend und ihm einen Stuhl anbietend.

„Meine Frau weiß von nichts," antwortete Golizyn, sich mit Mühe auf den Stuhl setzend.

„Sie weiß von nichts?" Tschernyschow lächelte noch freundlicher. „Wie ist das möglich? Sie haben am Tage vor der Ver-

haftung geheiratet, folglich aus ungewöhnlicher Liebe. Und Sie haben ihr nichts gesagt, haben ihr das Geheimnis nicht anvertraut, von dem Ihr Schicksal und auch das Schicksal Ihrer Gemahlin abhängt? Entschuldigen Sie, Fürst, es ist unnatürlich, ganz unnatürlich! Machen Sie sich nur keine Sorge; ohne besondere Not werden wir die Fürstin nicht belästigen."

— Soll ich mich nicht auf ihn stürzen und ihm den Schädel mit meinen Ketten einschlagen?! — dachte sich Golizyn.

„Ecoutez, Tschernyschow, c'est très probable, que le prince n'a voulu rien confier à sa femme et qu'elle n'a rien su," sagte der Großfürst.

Er machte schon längst eine unzufriedene Miene, hielt sich ein Blatt Papier vors Gesicht und strich sich mit dem Federbart über die Lippen. „Le bourru bienfaisant" war streng von Aussehen, hatte aber ein gutes Herz.

„Zu Befehl, Hoheit," antwortete Tschernyschow mit einer Verbeugung.

„Morgen werden Sie einen Fragebogen bekommen, mein Herr, und alle Punkte schriftlich beantworten," sagte er zu Golizyn und zog die Klingelschnur.

Der Platz-Major Poduschkin erschien mit den Begleitmannschaften in der Tür.

„Meine Herren, Sie haben mich über alles ausgefragt, gestatten Sie, daß auch ich Sie frage," sagte Golizyn indem er sich erhob und alle mit einem bleichen Lächeln auf seinem leichenblassen Gesicht ansah.

„Was? Was ist?" rief Tatischtschew, der wieder erwachte und beide Augen aufriß.

„Il a raison, messieurs. Il faut être juste, laissons le dire son dernier mot," sagte der Großfürst lächelnd, im Vorgeschmack

eines luſtigen Zwiſchenfalls: er hatte eine Schwäche für derlei Sachen.

„Haben Sie nur keine Angſt, meine Herren, es iſt nichts Beſonderes," fuhr Golizyn mit dem gleichen blaſſen Lächeln fort. „Ich wollte nur fragen, was für eines Verbrechens ſind wir angeklagt?"

„Stellen Sie ſich nicht ſo dumm, Herr," rief plötzlich Dibitſch wütend. „Sie haben gemeutert, haben einen Zarenmord geplant, und wiſſen nicht, weſſen man Sie anklagt?"

„Ja, wir haben einen geplant," wandte ſich Golizyn an ihn, „wir wollten den Zaren ermorden, haben ihn aber nicht ermordet. Die richtigen Zarenmörder kommen aber nicht vors Gericht? Die, die den Zaren nicht in Gedanken, ſondern in der Tat ermordet haben?"

„Was für Mörder? Reden Sie vernünftig, hol Sie der Teufel!" Dibitſch geriet in Wut und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch.

„Nicht doch! Führt ihn ſchneller ab!" rief Tatiſchtſchew erſchrocken.

„Eure Exzellenzen," ſagte Golizyn, ſeine beiden Arme mit den Ketten erhebend und mit dem Finger erſt auf Tatiſchtſchew und dann auf Kutuſow zeigend, „Eure Exzellenzen, wiſſen Sie, was ich meine?"

Alle waren ſtarr. Es wurde ſo ſtill, daß man die Kerzen kniſtern hörte.

„Sie wiſſen es nicht? Alſo will ich es Ihnen ſagen: ich meine den Zarenmord vom 11. März 1801."

Tatiſchtſchew wurde rot, Kutuſow grün; es war, als hätten ſie ein Geſpenſt erblickt. Daß ſie an der Ermordung des Kaiſers Paul beteiligt waren, wußten alle.

„Hinaus! Hinaus! Hinaus!“ ſchrien alle, von ihren Plätzen aufſpringend und mit den Händen fuchtelnd.

Der Platz-Major Poduſchkin lief auf den Arreſtanten zu und ſtülpte ihm die Mütze über den Kopf. Die Soldaten packten ihn und ſchleppten ihn hinaus. Golizyn lachte aber auch unter der Mütze ein triumphierendes Lachen.

Drittes Kapitel

Am nächſten Morgen brachte der Kommandant Sſukin Golizyn ein verſiegeltes Kuvert mit dem Fragebogen, eine Feder, Papier und Tinte.

„Machen Sie es ohne Übereilung, überlegen Sie ſich alles gut,“ ſagte er, indem er ihm das Paket einhändigte.

An dieſem Tage bekam er nichts als Brot und Waſſer. Er begriff, daß es die Strafe für das Geſtrige war.

Spät am Abend kam zu ihm der Platz-Adjutant Truſſow und ſtellte auf den Tiſch einen Teller mit einer weißen, appetitlich gebräunten Semmel, wie man ſie in den deutſchen Bäckereien kauft.

„Eſſen Sie doch.“

„Ich danke, ich habe keinen Hunger.“

„Tut nichts, ſoll ſie nur liegen. Sie werden ſchon Hunger bekommen.“

„Nehmen Sie ſie weg,“ ſagte Golizyn ſehr beſtimmt; ihm fiel die Verſuchung durch die Pfeife ein.

„Kränken Sie mich nicht, Fürſt. Ich meine es gut mit Ihnen. Ich bitte Sie herzlich, eſſen Sie ſie. Sonſt können Sie Unannehmlichkeiten haben ...“

„Was für Unannehmlichkeiten?“ fragte Golizyn erstaunt.

Trussow antwortete nichts und grinste nur; sein hübsches, freches Gesicht erschien Golizyn in diesem Augenblick besonders abstoßend. Er verbeugte sich und ging, die Semmel ließ er auf dem Tische zurück.

Golizyn unterhielt sich bis spät in die Nacht hinein durch Klopfen mit Obolenskij. Beiden schmerzten vom Klopfen die Finger. Golizyn klopfte mit einem Ästchen vom Besen, mit dem man den Boden kehrte, und Obolenskij mit einem Bleistiftstümpfchen.

„Ich habe mich entschlossen, zu schweigen, was sie mich auch fragen,“ klopfte Golizyn und erzählte ihm vom Verhör.

„Du darfst nicht schweigen: so schadest du nicht nur dir selbst, sondern auch den andern,“ antwortete Obolenskij.

„Tschernyschow sagt dasselbe,“ entgegnete Golizyn.

„Er hat Recht. Man muß antworten, lügen, schwindeln.“

„Ich kann nicht. Kannst du es?“

„Ich lerne es.“

„Rylejew ist ein Schurke: er verrät alle.“

„Nein, er ist kein Schurke. Du weißt es nicht. Wurdest du mit ihm konfrontiert?“

„Nein.“

„Es kommt noch. Du wirst es sehen: er ist besser als wir alle.“

„Ich verstehe es nicht.“

„Du wirst es schon verstehen. Wenn man dich über Kachowskij fragt, so sage nicht, daß er den Miloradowitsch getötet hat. Ich habe ihn ja auch mit dem Bajonett verletzt; vielleicht habe ich ihn getötet und nicht er.“

„Warum lügst du? Du weißt selbst, daß er es war.“

„Ganz gleich, verrate ihn nicht. Rette ihn.“

„Ihn soll ich retten und dich zu Grunde richten?"

„Du wirst mich nicht zu Grunde richten: alle sind für mich und gegen ihn."

„Ich will nicht lügen."

„Du denkst immer nur an dich, denke auch an die anderen. Da kommt jemand. Leb wohl."

Nach dem Gespräch mit Obolenskij wurde Golizyn so nachdenklich, daß er gar nicht merkte, wie er die Semmel zu essen begann. Er merkte es erst, als er die Hälfte gegessen hatte. Es hatte keinen Sinn, die andere Hälfte zurückzulassen, und er aß sie ganz auf.

In der Nacht erwachte er vor Leibschmerzen. Er stöhnte und ächzte. Die ganze Nacht quälte er sich. Gegen Morgen bekam er Erbrechen, es war so heftig und schmerzvoll, daß er glaubte, er müsse sterben. Aber dann kam eine Erleichterung, und er schlief ein.

„Wie haben Sie geschlafen?" weckte ihn Ssukin.

„Sehr schlecht. Ich hatte Erbrechen."

„Haben Sie irgend was gegessen?"

„Trussow hat mir eine Semmel gebracht."

„Haben Sie Wasser nachgetrunken?"

„Nein."

„Also es kommt davon. Man muß nach Brot immer etwas Wasser trinken. Es wird schon vergehen. Gleich kommt der Arzt."

„Ich brauche keinen Arzt."

„Nein, Sie brauchen einen. Gott behüte, wenn etwas passiert. Es ist sehr streng: wir haften für das Leben der Arrestanten mit dem Kopfe."

Der „Namenlose" — so nannte Golizyn den Soldaten, der für ihn der barmherzige Samariter war, — erklärte, als er vom

nächtlichen Unwohlſein Golizyns hörte, man hätte ihn vergiften wollen.

„Vielleicht haben Euer Wohlgeboren die Obrigkeit geärgert, darum quält man Sie ſo.“

Später kam der Arzt, derſelbe, der im Winterpalais bei der Vernehmung Odojewſkijs dabei war, Salomon Moiſſejewitſch Elkan, wahrſcheinlich ein getaufter Jude, mit ſchwarzen Haaren, dicken Lippen und unruhigen, ſchlauen und frechen Augen. — Eine abſcheuliche Fratze. So einer kann einen wirklich vergiften! — ſagte ſich Golizyn.

Der Arreſtant bekam von nun an Krankenkoſt: Tee und eine dünne Suppe. Aber er nahm nichts zu ſich außer Brot, das ihm heimlich der „Namenloſe“ brachte.

Zwei Tage aß er nichts, aber am dritten Tage kam zu ihm Poduſchkin. Er ſetzte ſich zu ihm aufs Bett, ſeufzte, gähnte, bekreuzte ſich den Mund und begann:

„Warum eſſen Sie nicht?“

„Ich habe keine Luſt.“

„Ach, eſſen Sie doch, — ſonſt wird man Sie zwingen!“

„Wie wird man mich zwingen?“

„Man ſteckt Ihnen ſo einen Apparat in den Mund und gießt Bouillon hinein, — dann werden Sie gewaltſam ſchlucken. Man kann Sie auch in einen ‚Sack‘ ſetzen.“

„Was iſt das für ein Sack?“

„Es ſind ſolche unterirdiſche Karzer; oben iſt eine Steinplatte mit einem Loch für die Luft. Dort iſt es ganz anders als hier, — finſter, feucht, ſchlecht.“

Er ſchwieg eine Weile, gähnte wieder und fügte hinzu:

„Grämen Sie ſich nicht, alles wird ſchon gut. Auch General Jermolow hat hier unter der Regierung des Kaiſers Paul I. geſeſſen, als man ihn aber herausließ, grüßte er mich nicht mehr.

Ebenſo wird es auch Ihnen gehen. Alles wird ſich zum Beſten wenden."

„Haben Sie den ‚Candide' geleſen, Jegor Michailowitſch?"

„Meinen Sie das mit der Naſe? Ja, ich teile mit Candide dieſen Vorzug, daß man mich nicht an der Naſe herumführen kann!"

Angeſichts des Apparates und des Sackes fing Golizyn zu eſſen an.

Manchmal beſuchte ihn Sſukin. Der alte Kommandant mit dem kurzgeſchnittenen Haar und dem rauhen Soldatengeſicht, das etwas von einem Mopſe hatte, ſtand vor ihm auf ſeinem Stelzbein und fing an, weit ausholend:

„Ich denke mir, mein Herr, folgendes: wenn man überhaupt irgendwo glücklich leben kann, ſo nur in Rußland; wenn man bloß niemand was zu Leide tut und ſeine Pflichten erfüllt, ſo lebt man ſo frei, wie nirgends in der Welt, wie im Himmelreiche."

Er verſtummte und fing dann, ohne eine Antwort zu bekommen, wieder an:

„Sie haben ſich etwas ganz Dummes in den Kopf geſetzt, meine Herren: Rußland iſt ein ſo großes Land, daß man es nicht anders regieren kann als mit abſoluter Gewalt. Wenn der Vierzehnte ſogar gelungen wäre, ſo hätte ſo ein Durcheinander begonnen, daß Sie ſelbſt nicht froh wären."

Er verſtummte wieder, ſah Golizyn lange an; holte dann ſein Tuch aus der Taſche, ſchneuzte ſich und wiſchte ſich die Augen.

„Ach, junger Mann, junger Mann, wenn ich Sie ſo anſchaue, krampft ſich mir das Herz zuſammen . . . Haben Sie doch Erbarmen mit ſich ſelbſt, ſeien Sie nicht ſo trotzig. Beantworten Sie die Fragen, wie es ſich gehört. Der Kaiſer iſt gnädig, alles kann noch gut werden . . ."

Es nahm gar kein Ende. — Wenn ich ihn am Kragen packen und hinauswerfen könnte! — dachte sich Golizyn mit stiller Wut.

Nach jenem nächtlichen Anfall konnte er sich lange nicht erholen. Er verheimlichte nicht seinen Widerwillen gegen den Doktor Elkan und ekelte ihn hinaus. Statt des Doktors besuchte ihn der Feldscher Awenir Pantelejewitsch Satrapesnyi, den er gleichfalls beim Verhör Odojewskijs gesehen hatte; ein kleines, dickes Männchen, unrasiert, ungekämmt, verkommen und versoffen, aber ehrlich, gar nicht dumm, und, wie er selbst sagte, ein „eingefleischter Jakobiner". Von ihm erfuhr Golizyn alles, was in der Festung vorging.

Beim Obersten Pestel, den man vor kurzem in der Südarmee verhaftet hatte, fand man Gift: er wollte sich vergiften, um der Folter zu entgehen. Leutnant Saïkin versuchte sich den Schädel an der Mauer einzuschlagen; er wußte, wo die „Russische Wahrheit" vergraben war, und fürchtete gleichfalls die Folter.

Oberstleutnant Fallenberg, gegen den fast nichts vorlag, setzte sich in den Kopf, daß man ihn, falls er gestehe, sofort begnadigen und freilassen würde; er bezichtigte sich ohne jeden Grund der Absicht, den Zaren zu ermorden, und als man ihn in die Festung sperrte, wurde er verrückt.

Der neuzehnjährige Midshipman Diwow, das „Kind", wie ihn die Gefängniswärter nannten, erzählte, er ermorde jede Nacht im Traume den Kaiser mit einem Dolche. Er hörte Stimmen und hatte Gesichte — auch das meldete er alles. Auf Grund seiner Aussagen wurden viele Menschen verhaftet und in die Festung gesperrt.

Leutnant Annenkow erhängte sich an einem Handtuch, aber das Handtuch riß, und man fand ihn bewußtlos auf dem Boden der Zelle liegen.

Kornet Swiſtunow verſchluckte die Splitter eines zerbrochenen Lampenglaſes.

Oberſt Bulatow glaubte an die Gnade des Zaren wie an die Gnade Gottes; als er ſich aber betrogen ſah, entſchloß er ſich, ſich durch Hunger zu töten. Man ſtellte vor ihn die ſchmackhafteſten Speiſen und die beſten Getränke; er rührte aber nichts an und ſog ſich nur das Blut aus den Fingern, um den Durſt zu ſtillen. Seine Qualen dauerten zwölf Tage; wahrſcheinlich fütterte man ihn gewaltſam. Wie ſtreng auch die Aufſicht war, es gelang ihm doch, die Wärter zu überliſten: er zerſchlug ſich den Schädel an der Wand.

— Und was wird mit mir ſein? — fragte ſich Golizyn, als er dieſe Erzählungen hörte.

Die Fragen hatte er immer noch nicht beantwortet. Anfangs wollte er ſchweigen und alles leugnen. Aber je länger er darüber nachdachte, umſo mehr fühlte er, daß er nicht ſchweigen dürfe. Gar zu zwingend waren die Gründe Tſchernyſchows und Obolenſkijs, des Feindes und des Freundes, daß er mit ſeinem Schweigen nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch die anderen zu Grunde richte.

P. Myslowſkij beſuchte ihn nach wie vor jeden Tag, blieb aber immer nur eine Minute. Er kam in die Zelle, ſprach einige Worte, ſchwieg eine Weile, als erwartete er etwas von ihm, und ging dann wieder.

„Wie glauben Sie, P. Pjotr, tue ich gut, daß ich nichts ausſage?“ fragte einmal Golizyn.

„Valerian Michailowitſch, mein Liebſter,“ entgegnete Myslowſkij erfreut; er hatte offenbar nur auf dieſe Frage gewartet: „warum ſoll es gut ſein? Es iſt gar nicht gut, gar nicht gut, unvernünftig, ich ſage es offen: es iſt nicht edel. Sie richten zu Grunde . . .“

„Ja, ich weiß, ich weiß! Ich richte nicht nur mich ſelbſt, ſondern auch die anderen zu Grunde. Es iſt, als hättet ihr euch alle verſchworen ... Ach, P. Pjotr, auch Sie ſind gegen mich! Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet ..."

„Mein Freund, handeln Sie nach Ihrem Gewiſſen, wie Gott es Ihnen eingibt!" rief P. Pjotr und umarmte ihn.

Golizyn ſchickte am gleichen Tage ſeine Antwort an die Kommiſſion. Er beſtätigte alles, was ihm vorgeworfen wurde, und antwortete auf alle anderen Fragen, daß er nichts wiſſe. Er ſchickte den Fragebogen am Morgen ab, und am Abend brachte ihm der Namenloſe einen Zettel von Kachowſkij:

„Golizyn, mein Schickſal iſt in Ihren Händen. Rylejew, der Schuft, verrät uns alle. Wenn Sie mit ihm konfrontiert werden, wird er ſich auf Sie berufen, daß ich den Miloradowitſch getötet habe. Verraten Sie mich nicht. Alle ſind Schurken; außer Ihnen."

Nach Empfang dieſes Zettels konnte Golizyn die ganze Nacht nicht einſchlafen; er quälte ſich, ſuchte Rat, was er zu tun habe, konnte ſich aber für nichts entſcheiden; er ſah, daß alles ſich von ſelbſt entſcheiden würde.

Des Morgens ſchrieb er an die Kommiſſion und bat um Rückgabe des Fragebogens. Man ſchickte ihn ihm zurück. Er fing an, eine neue Antwort zu ſchreiben. Er tat ſo, wie Obolenſkij geraten hatte: er beantwortete jede Frage mit der größten Genauigkeit, nur um das Eine beſorgt, daß er niemand ſchade, niemand verwickle; und er log und wandte jede Liſt an.

Er ſchrieb bis ſpät in die Nacht hinein. Als er fertig war, legte er ſich hin. Im Dunkeln, beim trüben Scheine des Nachtlämpchens ſchimmerten die Blätter ſeiner Antwort weiß auf dem Tiſche. Und ſooft er ſie anſah, fühlte er einen ſolchen Ekel, daß er nahe daran war, aufzuſpringen und ſie zu zerreißen. Er

zerriß ſie aber nicht. Er drehte ſich zur Wand, um ſie nicht zu ſehen, und ſchlief endlich ein.

Am anderen Tag ſchickte er ſeine neue Antwort an die Kommiſſion, und nach zwei Tagen gratulierte ihm Sſukin zu der erſten kaiſerlichen Gnade: der Befreiung von den Fußfeſſeln. Die zweite Gnade war eine Sendung von zu Hauſe: ſie enthielt Wäſche, ſeinen geliebten alten Schlafrock, denſelben, den er während ſeiner Geneſung im Hauſe der Großmutter, im gelben Zimmer getragen hatte, und einen erbrochenen Zettel von Marinſka:

„Mein Freund, ich bin geſund, und es geht mir gut, ſoweit es in meiner Lage möglich iſt. Schone dich; gib dich um Gotteswillen nicht der Verzweiflung hin. Glaube nicht, daß ich ohne dich leben kann. Der Tod allein kann unſer Band zerreißen. Ich werde immer dort ſein, wo du biſt. Vergiß nicht, was ich dir geſagt habe: mein Leben hängt von dem deinen ab; wohin die Nadel geht, dorthin folgt auch der Faden. Gott und die Allerreinſte Mutter mögen dich beſchützen. Für ewig deine Fürſtin Marja Golizyna."

Nach weiteren zwei Tagen brachte man ihn wieder vor die Kommiſſion. Man führte ihn mit den gleichen Zeremonien in den gleichen Saal.

„Die Ausſage Rylejews weicht in manchen Punkten von der Ihrigen ab. Sie werden mit ihm konfrontiert werden," ſagte Tſchernyſchow und ſchellte. Soldaten führten Rylejew herein.

„Beſtätigen Sie, Golizyn, daß Rylejew in der Nacht auf den Vierzehnten zu Kachowſkij ſagte, indem er ihm den Dolch einhändigte: ‚töte den Zaren'?"

„Ich beſtätige es."

„Und was ſagen Sie dazu, Rylejew?"

„Ich habe Euer Exzellenz schon gesagt, daß ich im voraus mit allem einverstanden bin, was Golizyn sagen wird. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was ich damals gesagt habe; wenn er sich aber dessen erinnert, so wird es so gewesen sein ... Golizyn, können Sie sich darauf besinnen?"

„Ja, Rylejew," sagte Golizyn und sah ihn an.

Es war wieder wie damals in der Eremitage: es war er und zugleich nicht er. Jetzt spürte aber Golizyn keine Entrüstung und keine Verachtung, sondern nur unendliches Mitleid. Was hatte man mit ihm gemacht? Er war abgemagert und heruntergekommen wie nach einer schweren Krankheit oder Folter. Aber nicht das war das Schrecklichste, sondern die wolkenlose Heiterkeit seines Gesichtes, wie man sie manchmal bei Toten sieht. — Du kennst ihn nicht: er ist besser als wir alle, — ging es Golizyn durch den Kopf.

„Rylejew, Sie haben also Kachowskij angestiftet?"

„Angestiftet? Nein. Er hat es selbst beschlossen, und ich wußte es. Meine Schuld ist größer als die seine," antwortete Rylejew und fügte nach kurzem Schweigen hinzu:

„Exzellenz, ich verheimliche nicht nur meine Handlungen und Worte nicht, sondern enthülle auch meine heimlichsten Gedanken. Ich hatte mir oft gedacht, daß die dauerhafte Einführung der neuen Ordnung die Ausrottung des ganzen regierenden Hauses erheische. Ich hatte geglaubt, daß die Ermordung des Kaisers allein nicht nur keinen Nutzen bringen würde, sondern im Gegenteil den Zielen der Gesellschaft schaden könne, denn sie würde die Geister trennen, die Bildung von Parteien herbeiführen und die Anhänger der Allerhöchsten Familie empören; dies alles müsse aber unvermeidlich zu einem Bürgerkriege führen. Nach Ausrottung der ganzen Familie würden sich aber alle Parteien notwendig vereinigen müssen. Soweit ich mich erinnere, habe

ich dies niemand eröffnet und mich zuletzt meinem früheren Gedanken zugewandt, daß nur die Große Verſammlung das Recht habe, über das Schickſal des regierenden Hauſes zu entſcheiden. Darum bitte ich die Kommiſſion ergebenſt, es nicht meiner Verſtocktheit zuzuſchreiben, daß ich dies alles nicht ſchon früher enthüllt habe. Wenn ich manches verheimlichte, ſo doch nur um die anderen, und nicht mich ſelbſt zu ſchonen. Ich geſtehe es aufrichtig: ich halte mich ſelbſt für den wichtigſten und vielleicht ſogar für den einzigen Schuldigen an den Ereigniſſen vom Vierzehnten. Denn hätte ich meine Mitwirkung gleich vom Anfang verweigert, ſo hätte niemand angefangen. Mit einem Worte: wenn das Wohl Rußlands eine Hinrichtung erheiſcht, ſo verdiene ich allein eine ſolche, und ich bete zu Gott, daß alles mit mir ein Ende nehme."

„Kachowſkij behauptet, daß Graf Miloradowitſch von Obolenſkij durch einen Bajonettſtich getötet worden ſei," fuhr Tſchernyſchow fort. „Beſtätigen Sie nun, Rylejew, daß ihn nicht Obolenſkij, ſondern Kachowſkij getötet hat, wie er es auch ſelbſt in Ihrer Wohnung am Abend des Vierzehnten erzählt hat?"

„Ich beſtätige es."

„Beſtätigen Sie es auch, Golizyn?"

Golizyn wußte, daß er durch ſeine Antwort einen von beiden, Obolenſkij oder Kachowſki zu Grunde richten würde. Wen ſollte er wählen?

„Nun, was ſchweigen Sie wieder?" ſagte Tſchernyſchow, ihn lächelnd anblickend: er glaubte, er hätte ihn ſchon gefangen, nun wird er ſich nicht mehr herauswinden.

„Ich flehe Sie an, Golizyn, antworten Sie," ſagte Rylejew. ‚Das Schickſal Obolenſkijs iſt in Ihrer Hand. Retten Sie den Unſchuldigen!"

„Ich beſtätige es," antwortete Golizyn.

„Haben Sie es mit eigenen Augen gesehen?" fragte Tschernyschow.

„Ich habe es gesehen," sagte Golizyn mit einem Gefühl, als spreche er das Todesurteil über Kachowskij.

Tschernyschow schellte wieder und sagte:

„Man bringe Kachowskij her."

Kachowskij trat ein. Er war noch immer derselbe: das Gesicht starr, wie aus Stein, die Unterlippe hochmütig aufgeworfen, die Augen unglücklich wie bei einem kranken Kind oder einem Hund, der seinen Herrn verloren hat, mit dem nichts sehenden Blick eines Schlafwandlers.

Man führte Golizyn ins Nebenzimmer und setzte ihn in die Ecke hinter eine spanische Wand. In diesem Zimmer befanden sich Doktor Elkan und der Feldscher Awenir Pantelejewitsch. Golizyn erfuhr später, daß sie hier immer während der Sitzungen der Kommission anwesend waren: die Vernommenen wurden manchmal in bewußtlosem Zustand herausgetragen, und man ließ sie gleich zur Ader.

Die Stimmen klangen anfangs gedämpft, aber später, als die Türe etwas geöffnet wurde, konnte Golizyn alles hören.

„Sie hatten also gelogen, Kachowskij, und einen Unschuldigen verleumdet?"

„Verleumdet? Ich? Ich konnte in der Raserei wohl ein Verbrecher sein, aber zu einem Schurken und Verleumder kann mich niemand machen. Die andern, die selbst schuldig sind, wagen es, mich zu beleidigen und einen Mörder zu nennen. Damals hatten sie mich geküßt und gesegnet, und jetzt meiden sie mich wie einen Mörder. Aber es ist mir gleich! Sie mögen gegen mich aussagen, was sie wollen, ich werde mich nicht rechtfertigen. Dieser . . ."

Golizyn begriff, daß „dieſer" — Rylejew war: Kachowſkij haßte ihn ſo, daß er nicht mal ſeinen Namen nennen wollte.

„Dieſer kann mich nicht beleidigen. Beleidigt er nicht ſich ſelbſt noch mehr? Ich will nur das eine ſagen: ich erkenne ihn nicht wieder oder habe ihn überhaupt niemals gekannt . . ."

„Die Hauptfrage haben Sie aber noch immer nicht beantwortet: wer hat den Grafen Miloradowitſch getötet?"

„Ich hatte ſchon die Ehre, Euer Exzellenz zu ſagen: ich hatte auf Miloradowitſch geſchoſſen, aber nicht ich allein: die ganze Flanke des Karrees ſchoß auf ihn; Fürſt Obolenſkij verwundete ihn aber mit dem Bajonett. Ob ich ihn getötet habe, oder wer anders, weiß ich nicht. Niemand und nichts kann mich zwingen, etwas anderes zu ſagen. Ich bitte, mich nicht mehr zu fragen. Ich werde nicht antworten."

„Leugnen Sie lieber nicht, Kachowſkij. Alle ſagen gegen Sie aus."

„Wer alle?"

„Rylejew, Beſtuſchew, Odojewſkij, Puſchtſchin, Golizyn."

„Golizyn? Es kann nicht ſein . . ."

„Wollen Sie mit ihm konfrontiert werden?"

„Nein, ich will nicht . . ."

Plötzlich verſtummte er.

„Entſchuldigen Sie, Exzellenz," fing er wieder an, und ſeine Stimme zitterte vor Tränen, „es war eine vorübergehende Schwäche, eine Kinderei . . . Man ſoll nicht weinen, ſondern lachen. ‚Alles iſt in dieſer beſten aller Welten zum Beſten', wie unſer naſenloſer Philoſoph ſagt. Der letzte Schlag iſt verſetzt, das letzte Band iſt zerriſſen. Es iſt zu Ende, zu Ende, zu Ende! Ich habe allein gelebt und werde allein ſterben!"

„Sie geſtehen alſo die Ermordung des Grafen Miloradowitſch?"

„Ich gestehe und unterschreibe es mit beiden Händen. Ich habe den Grafen Miloradowitsch getötet. Und wäre der Kaiser zum Karree gekommen, so hätte ich auch ihn getötet. Und alle, alle! Meine Absicht war auf die Ermordung aller Mitglieder des regierenden Hauses gerichtet ... Meine Herren, was wollen Sie noch mehr? Lassen Sie mich hinrichten, tun Sie mit mir alles, was Sie wollen. Ich bitte Sie nur um die eine Gnade: fällen Sie das Urteil so schnell als möglich. Ich fürchte den Tod nicht und werde anständig zu sterben wissen."

„Wir werden zusammen sterben, Kachowskij! Nicht du allein, merke es dir, beide zusammen!" rief Rylejew, und seine Stimme klang so flehend, daß Golizyn das Herz still stand: wird ihn jener begreifen, wird er ihm antworten?

„Was sagt er? Was sagt er? Exzellenz, tun Sie mir die Gnade und befreien Sie mich davon ... Es ist ekelhaft zu hören ..."

„Beruhigen Sie sich, Kachowskij, ereifern Sie sich nicht so," sagte Tschernyschow. Er stand auf und ergriff seine Hand.

Poduschkin blickte zur Tür herein; Golizyn ebenfalls.

„Seien Sie unbesorgt: ich werde ihn nicht anrühren, ich will mir nicht die Hände beschmutzen," antwortete Kachowskij. Plötzlich wandte er sich zu Rylejew um, als hätte ihn erst eben bemerkt, und sagte: „Nun, sprich!"

Rylejew sah ihn lächelnd an.

„Ich wollte sagen, Kachowskij, daß ich dich immer ..."

„Was? Was? Was?" rief Kachowskij, mit geballten Fäusten auf ihn losgehend.

„He, Burschen!" rief Tschernyschow.

Der Platz-Major stürzte mit den Wachsoldaten herein.

„Geliebt habe und liebe," sprach Rylejew den Satz zu Ende.

„Du liebſt mich? Da haſt du was für deine Liebe, Schurke!“ ſchrie Kachowſkij und ſtürzte ſich auf Ryleſew. Man hörte eine Ohrfeige.

Golizyn ſprang auf und taumelte, als hätte man ihn geſchlagen. Jemand ſtützte ihn und ſetzte ihn auf den Stuhl. Er verlor das Bewußtſein.

Als er zu ſich kam, hielt ihm der Feldſcher Satrapeſnyj ein Glas Waſſer vor den Mund. Seine Zähne klapperten gegen das Glas; lange konnte er den Rand nicht mit den Lippen faſſen, endlich gelang es ihm, er trank das Waſſer aus und fragte:

„Was hat er mit ihm getan? Hat er ihn erſchlagen?“

„Niemand hat er erſchlagen, er hat nur dem Schurken ordentlich in die Freſſe gehauen,“ antwortete Satrapeſnyj.

Golizyn war es wieder, als hätte man ihn ſelbſt geſchlagen: er fühlte auf ſeinem Geſicht die Ohrfeige brennen, er freute ſich des Schmerzes und der Schande und ſagte ſich:

— Ganz recht iſt dir geſchehen, Schurke! —

Viertes Kapitel

„Nun haben Sie, Gott ſei Dank, die Fragen beantwortet, und die Sache iſt erledigt,“ ſagte P. Pjotr zu Golizyn, als er zu ihm einen Tag nach dem Verhör in die Zelle kam. „Jetzt geht alles glatt vonſtatten. Sie können ruhig ſein: er wird alle begnadigen. Er hat ſelbſt geſagt: ‚Ich werde Rußland und Europa in Erſtaunen ſetzen!‘“

In den kleinen dreieckigen Augenſchlitzen unter den herabhängenden Lidern leuchtete eine ſo einfältige Schlauheit, daß

Golizyn, ſo aufmerkſam er ihn auch betrachtete, nicht entſcheiden konnte, ob er ſehr einfältig oder ſehr ſchlau ſei.

„Der Kaiſer hat Ihre Antwort ſelbſt geleſen," fuhr Myſlowſkij nach kurzem Schweigen mit geheimnisvoller Miene fort. „Seine Majeſtät zog aus Ihrer Antwort ſehr günſtige Schlüſſe auf Ihre Fähigkeiten ..."

„Es iſt genug, P. Pjotr, gehen Sie," ſagte Golizyn erbleichend.

P. Pjotr verſtand aber nicht und ſah ihn erſtaunt an.

„Gehen Sie!" wiederholte Golizyn, noch mehr erbleichend. „Ich habe Ihren Rat befolgt. Was wollen Sie von mir noch?"

„Was haben Sie, was haben Sie, Valerian Michailowitſch, Liebſter? Warum fahren Sie mich ſo an? ..."

„Weil Sie, ein Diener Chriſti, ſich nicht geſchämt haben, das Amt eines verächtlichen Spions und Spitzels zu übernehmen."

„Gott ſei Ihr Richter, Fürſt. Sie beleidigen einen Menſchen, der nur Ihr Beſtes ..."

„Hinaus! Hinaus!" ſchrie Golizyn, aufſpringend und mit den Füßen ſtampfend.

P. Pjotr ging und kam nicht wieder. Golizyn wußte, daß er nur ein Wort zu ſagen brauche, damit jener gelaufen komme. Er wollte es aber nicht, er verſuchte ſich zu überreden, daß er ihn nicht brauche und daß dieſer „empfindſame Gauner" ihm immer ekelhaft geweſen ſei.

Nun war er nicht nur von P. Pjotr, ſondern auch von allen andern verlaſſen.

— Endlich haben ſie mich in Ruhe gelaſſen, — freute er ſich anfangs; als er aber fühlte, daß die Einſamkeit ſich über ihm ſchloß wie das Waſſer über einem Ertrinkenden, wurde es ihm unheimlich.

Das Schlimmſte war, daß man Obolenſkij in eine andere Zelle verbracht hatte. Das Klopfen hörte auf. Mit einem neuen

Nachbarn müßte er alles von vorn anfangen. An Stelle Obolenſkijs kam Odojewſkij. Als Golizyn zu ihm hinüberklopfte, antwortete jener mit einem ſolchen Gepolter, daß alle Wachtpoſten zuſammenliefen. Sooft Golizyn zu klopfen verſuchte, wiederholte ſich dieſelbe Geſchichte. Zuletzt verzweifelte er und gab es auf. Auf der anderen Seite ſaß aber der halbverrückte Fallenberg, der auf das Klopfen überhaupt nicht reagierte. Er ſehnte ſich nach ſeiner Frau und weinte. Nachts, wenn alles ſtill war, hörte man oft ſein Schluchzen, anfangs dumpf, dann immer lauter und zuletzt den herzzerreißenden Schrei:

„Eudoxie! Eudoxie!“

— Marinſka! Marinſka! — wollte ihm Golizyn mit dem gleichen Schrei antworten.

In den erſten Tagen ſeines Gefangenenlebens, als er noch glaubte, daß alles bald zu Ende ſein würde, war es ihm leicht ums Herz. Aber jetzt, als er ſich überzeugt hatte, daß das Ende erſt nach Monaten, Jahren, Jahrzehnten kommen könne, bemächtigte ſich ſeiner eine ſtumpfe Verzweiflung.

Die Tage vergingen ſo eintönig, daß ſie wie bei einem bewußtloſen Fieberkranken zu einem einzigen unendlichen Tag zuſammenfloſſen. Er entfernte die Brotkügelchen, die ihm zur Zeitrechnung dienten, von der Wand; er war ganz aus der Rechnung gekommen. Die Zeit wurde zu einer Ewigkeit, und er blickte mit Entſetzen in ihren gähnenden Abgrund.

Der Verſtand zerbröckelte, wurde zu Staub, wie ein Korn zwiſchen zwei Mahlſteinen, — zwiſchen den beiden Gedanken: er muß etwas tun, und er kann nichts tun.

Stundenlang ordnete er die aus dem Ventilator herausgebrochenen Blechſtückchen auf dem Tiſch zu verſchiedenen Figuren: Sternen, Kreuzen, Kreiſen, Vielecken.

Oder er ſaß auf dem Bett, zog den unendlichen Faden heraus, mit dem die Decke an das Laken angenäht war, und knüpfte Knoten auf Knoten, bis ſich ſchließlich ein ganzer Knäuel bildete; — dann entwirrte er alles und knüpfte neue Knoten.

Oder er beobachtete, wie die Spinne ihr Netz baute und beneidete ſie: die hat wenigſtens eine Beſchäftigung.

Oder er ſtand auf dem Fenſterbrett und blickte durch das Loch des Ventilators auf die blinde Granitwand nebenan und auf das Dach der Baſtion mit der Regenrinne, auf die ſich zuweilen eine ihm bekannte Krähe ſetzte und krächzte.

Oder er lief im Kreiſe herum und machte die von ſeinen Vorgängern in dem Ziegelboden ausgetretenen Vertiefungen noch tiefer.

Oder er dichtete dumme Verſe und wiederholte ſie bis zur Bewußtloſigkeit vor ſich hin:

Wer nicht weiß, was ich erdulde,
Oh, der glaubt es nimmermehr,
Daß ein ſo gering Verſchulden
Uns doch quälen kann ſo ſehr.

In der Ecke, wo er ſich wuſch, fand er auf der Wand die Inſchrift: „God demn your ayes."

„Wer hat das geſchrieben?" fragte er den Namenloſen

„Ein Engländer."

„Was iſt aus ihm geworden?"

„Er iſt geſtorben."

„Woran?"

„Vor lauter Schlafen. Er ſchlief Tag und Nacht und ſtarb auch im Schlafe."

Auch ich werde ſo im Schlafe ſterben, — dachte ſich Golizyn.

Er war rührſelig geworden wie ein altes Weib. Wenn das Glockenſpiel ſeine traurige Weiſe ertönen ließ, hatte er Luſt zu weinen. Wenn der Feuerwerker Schibajew ihm das Mittageſſen oder den Tee mit einem beſonders freundlichen Lächeln brachte, traten ihm Tränen in die Augen. Einmal las er den Zettel, den er von Marinſka bekommen hatte, wieder durch und weinte dabei wie ein kleines Kind. Als aber der Wachtpoſten zu ihm durch das Guckloch hereinblickte, ſchämte er ſich; er wandte ihm den Rücken, verſuchte die Tränen zurückzuhalten und konnte es nicht, — ſie liefen unſtillbar und widerlich ſüß. — Das hat die Haft von nur zwei oder drei Wochen zuwege gebracht, was wird noch ſpäter kommen? — Er dachte ſich:

Für meine Heimat ſterbe ich,
Ich fühl es tief, ich weiß es lange;
Und dennoch, Vater, freu ich mich,
Daß ich ein ſolches Los empfange!

Als es aber zum Handeln kam, war er ſchwach geworden, wollte nicht zugrunde gehen; er liebte das Leben, weil er Marinſka liebte. Die Liebe iſt eine Gemeinheit: um richtig zu ſterben, muß man zu lieben aufhören, die Liebe töten, — von allen ſeinen ſchrecklichen Gedanken war dieſer der ſchrecklichſte.

Seine Verzweiflung nahm von Tag zu Tag zu, die Geduld ging aber zu Ende: das Herz war voller Wunden, die Gedanken gerieten durcheinander, und es war ihm, als werde er verrückt. Er beobachtete ſich und fand in jeder ſeiner Bewegungen, jedem Wort und jedem Gedanken Symptome der Geiſteskrankheit. Anfangs war es die Angſt vor dem Wahnſinn, dann die Angſt vor dieſer Angſt. Er wurde verrückt beim Gedanken, daß er verrückt werden müſſe. — Wenn es doch bloß ſchneller ein Ende nehmen wollte! — ſagte er ſich voller Verzweiflung und

ſchlug ſich, in der Ecke ſtehend, mit dem Kopf an die Wand. Oder er betrachtete das ſcharfgeſchliffene Stück Blech aus dem Ventilator und dachte, ob er ſich damit nicht die Kehle durchbekommen könne.

Zuletzt wurde er krank. Er hatte Fieber, Stechen in der Seite und huſtete Blut. Der Kommandant Sſukin erſchrak und ließ Elkan kommen. Dieſer erklärte, daß der Arreſtant, wenn er nicht in eine beſſere Zelle verſetzt werde, leicht die Schwindſucht bekommen könne.

Golizyn freute ſich. Alle ſeine Qualen hatten auf einmal ein Ende genommen: der Tod iſt die Freiheit.

P. Pjotr hörte von ſeiner Erkrankung und kam zu ihm gelaufen. Als Golizyn ſich zu entſchuldigen anfing, daß er ihn bei ſeinem letzten Beſuch beleidigt habe, fiel er ihm um den Hals und brach in Tränen aus.

Nun beſuchte er ihn wieder jeden Tag. Um den Kranken zu zerſtreuen, erzählte er ihm alle Neuigkeiten und Gerüchte, die in der Stadt verbreitet wurden.

Golizyn erfuhr von ihm über die Ankunft des Trauerkondukts mit der Leiche des verſtorbenen Kaiſers. Alle hatten ihn vergeſſen, als hätte man ihn ſchon vor zehn Jahren beerdigt. Indeſſen zog aber quer durch ganz Rußland von Taganrog nach Petersburg ſehr langſam, länger als zwei Monate, der Trauerkondukt, von Fußtruppen und Reiterei umgeben, mit Avantgarden und Arrieregarden, Patrouillen und Vorpoſten, wie ein Heereszug durch ein feindliches Land. Man fürchtete eine Empörung. Im Volke wurde das Gerücht verbreitet, der Kaiſer ſei gar nicht geſtorben und man beerdige jemand anders; in Moskau wolle man die Leiche aus dem Sarge nehmen, durch die Straßen ſchleppen und dann verbrennen. „Ich habe die ſtrengſten Maßregeln zur vollkommenen Sicherheit der teuren Aſche getroffen,“

meldete Graf Orlow-Deniſſow, der Ober-Zeremonienmeiſter des Leichenzuges. „Ich will verbürgen, daß der letzte Tropfen meines Blutes an der Bahre des allerhöchſten Toten erſtarren wird und daß eine frevle Hand ſie nur über meine entſeelte Leiche erreichen kann.“ Als die Leiche in Moskau aufgebahrt war, ſchloß man jede Nacht alle Tore des Kreml und ſtellte bei allen Ausgängen geladene Geſchütze auf. Es hieß, daß in Petersburg alle Straßen von der Stadtgrenze bis zur Kaſanſchen Kathedrale, über die der Leichenzug kommen ſollte, unterminiert ſeien; in den Kellern der Kathedrale ſeien vier Pulverfäſſer verſteckt, außerdem je ein Faß in jedem Brückenſchiff der Troizkij-Brücke, um den Leichenzug in die Luft zu ſprengen.

Ein noch ſeltſameres Gerücht hörte Golizyn von Awenir Pantelejitſch: der Kaiſer ſei an Vergiftung geſtorben; der Böſewicht Metternich hätte ihn vergiftet; das Geſicht ſei im Sarge ſo ſchwarz geworden, daß man es nicht wiedererkennen könne. Aber auch der lebende Kaiſer ſehe vor Schreck nicht beſſer aus als der Tote.

Die erſtaunlichſten Dinge erzählte aber der „Namenloſe“.

Als die Leiche des Kaiſers Moskau paſſierte, ſei dort ein Küſter aus einem gewiſſen Dorfe geweſen; als der Küſter ins Dorf zurückkehrte, hätten ihn die Bauern gefragt, ob er wirklich den Kaiſer geſehen habe. „Was für einen Kaiſer?“ hätte er geantwortet: „Es iſt nicht der Kaiſer, ſondern ein Teufel, der im Sarge liegt!“ Wegen dieſer Worte hätte ihn ein Bauer geſchlagen und beim Popen angezeigt, der Pope hätte es der Behörde gemeldet, und der Küſter ſei verhaftet worden. Andere aber erzählen, daß der Tote im Sarge nicht der Teufel, ſondern ein einfacher ruſſiſcher Soldat ſei. Als der Kaiſer in Taganrog wohnte, hätten ihn einige Miſſetäter ermorden wollen. Der Kaiſer hätte es erfahren, wäre nachts aus dem Schloſſe gegangen und hätte zum Wachtpoſten geſagt: „Wachtpoſten, willſt du für

mich sterben?" – „Zu Befehl, Majestät!" Da hätte der Kaiser die Soldatenuniform angezogen und sich auf den Posten gestellt, der Soldat sei aber in der Uniform des Kaisers ins Schloß gegangen. Plötzlich hätte man ihn mit einer Pistole erschossen. Der Soldat sei gestorben, der Kaiser hätte aber das Gewehr weggeworfen und sei weggelaufen, niemand wisse wohin. Man sagt, in die Einsiedeleien, zu den frommen Greisen, um sein Seelenheil zu retten und zu beten, daß Gott Rußland errette.

„Wer weiß, vielleicht ist es auch wahr," sagte P. Pjotr zu Golizyn, geheimnisvoll mit den Augen blinzelnd, als ihm jener den Bericht des „Namenlosen" wiedergab.

„Was ist wahr?" fragte Golizyn erstaunt.

„Daß er tot war und nun lebendig ist . . ."

„Aber ich bitte Sie, P. Pjotr! Bedenken Sie doch selbst, was es für ein Unsinn ist. Haben sich denn alle Generäle, Adjutanten, Hofbeamten und die Kaiserin Jelisaweta Alexejewna selbst verschworen, Rußland zu betrügen?"

„Ja, es ist wirklich unwahrscheinlich," gab P. Pjotr unwillig zu; er schwieg eine Weile, dachte nach und fügte noch geheimnisvoller hinzu: „Die Sache ist dunkel, Durchlaucht, sehr dunkel!"

Er beugte sich plötzlich zu seinem Ohr und flüsterte:

„Man sagt, im Regimentslazarett zu Taganrog sei tatsächlich ein kranker Soldat gelegen, der dem Kaiser ungewöhnlich ähnlich gesehen hätte. Der Soldat sei gestorben, der Kaiser aber gesund geworden. Nun hätte man sie vertauscht. Der Leibarzt Wyllié hätte die ganze Sache gemacht. Ein schlaues Biest!"

„Aber wozu? Wer brauchte das?"

„Wer es braucht, ist ein großes Geheimnis. Heute ist es verborgen, vielleicht wird es aber einmal enthüllt werden. Es wird ein gewisser gottgefälliger Greis aufkommen, ein Märtyrer für ganz Rußland, eine Feuersäule, die von der Erde bis in den

Himmel reicht, ein in Wahrheit Geſegneter. Sein Name aber iſt ..."

„Nun, ſagen Sie doch!"

„Werden Sie es niemand wiedererzählen?"

„Niemand!"

„Ihr Ehrenwort?"

„Mein Ehrenwort."

„Fjodor Kuſmitſch," flüſterte P. Pjotr mit Andacht.

„Fjodor Kuſmitſch," wiederholte Golizyn, und er glaubte in dieſem Namen etwas Unheimliches und Prophetiſches zu hören, als hätte er es einen Augenblick lang geglaubt: Fjodor Kuſmitſch iſt der Kaiſer Alexander Pawlowitſch.

Ihm fiel das Geſpräch ein, das er mit Peſtel in Linzy gehabt hatte und Sſofjas Fieberdelirium: „einen Toten töten!" — Er war tot und iſt nun lebendig! —

Am 13. März teilte der „Namenloſe" Golizyn mit: heute wird der Kaiſer beerdigt.

Durch die obere, nicht übertünchte Fenſterſcheibe konnte er ſehen, daß es draußen ſchneite; der Schnee fiel in dichten, noch nicht ganz naſſen, aber ſchon weichen Märzflocken.

Golizyn ſchloß die Augen und ſah einen ſich langſam bewegenden Leichenzug mit ſchwarzem Katafalk und ſchwarzem Sarg unter einer weißen Sargdecke.

Plötzlich krachten Kanonenſchüſſe. Die Wände der Kaſematte zitterten, als fielen ſie zuſammen. Irgendwo leuchtete eine Flamme auf, deren Widerſchein zu ihm in die Zelle drang.

Er begriff, daß man in dieſem Augenblick in der Kathedrale der Peter-Paulsfeſtung die Leiche des Kaiſers Alexander Pawlowitſch ins Grab verſenkte.

Fünftes Kapitel

Die Festungsbehörde hatte den Befehl, alles aufzubieten, daß keiner der Eingekerkerten vor Beendigung des Prozesses sterbe. Golizyn wurde deshalb eine bessere Behandlung zuteil: man gab ihm ein weicheres Bett; bessere Nahrung und Bücher, nach den Fußfesseln nahm man ihm auch die Handschellen ab, und zuletzt kam er in eine andere, trockenere Zelle. Aber er sehnte sich nach seiner alten engen, dunklen Zelle zurück, nach den im Ziegelboden ausgetretenen Vertiefungen, der befreundeten Spinne und den feuchten Flecken an den Wänden, die für ihn keine Flecken waren, sondern Gesichter und Gestalten.

Anfang April ging es ihm schon besser. Als er fühlte, daß er nicht sterben würde, wollte er sich betrüben und konnte es nicht. Mag er noch Monate, Jahre, Jahrzehnte eingekerkert bleiben, mögen ihm neue, noch unbekannte Qualen bevorstehen, — nur leben!

Das Fenster seiner neuen Zelle ging nach Süden. Unten war ein Graben, und die Mauern der Bastion traten so weit zurück, daß er ein größeres Stück Himmel sehen konnte und die Sonne, obwohl das Fenster fast zwei Ellen tief in der Mauer lag, Anfangs April zu ihm hereinblickte und auf der weißen Wand einen hellen spitzen Winkel und den schwarzen Schatten des Gitters zeichnete.

Er pflegte in diesem Winkel zu sitzen und mit zusammengekniffenen Augen gerade in die Sonne zu blicken. Er dachte an nichts und sog nur wie eine Pflanze Licht und Wärme ein. Die Sonne und er — sonst brauchte er niemand und nichts. Und Marinjka? Marinjka ist das, was die Sonne auf die Erde scheinen läßt. Es war ihm, als hätte er erst hier im Gefängnis

erfahren, was Freiheit und Glück ſind. Anfangs erſchrak er und ſchämte ſich deſſen, daß er ſo einfach glücklich ſei, aber dann begriff er, daß wieder „alles gut iſt". „Wie gut, mein Gott!" Er wollte beten, konnte aber keine Worte finden, es war nur ein Seufzen zu Gott, die Frage und die Antwort: „Hier?" — „Hier!" Und ſeine ganze Seele wurde von der letzten Stille erfüllt.

Mit P. Pjotr verſöhnte er ſich endgültig. Er begriff, daß der Geiſtliche zwar ein „Gauner" war, daß aber die Gaunerei ſich bei ihm wie bei den meiſten Ruſſen mit Güte paarte. Anfangs hatte er vielleicht geſchwindelt und beiden Parteien gedient; allmählich war er aber den Kerkermeiſtern untreu geworden und auf die Seite des Eingekerkerten übergegangen. Er ahnte, nicht mit dem Verſtand, ſondern mit dem Herzen, daß dieſe „Verbrecher" vielleicht die beſten Menſchen in Rußland waren. Er gewann ſie lieb wie ein richtiger geiſtlicher Vater ſeine Kinder.

„Sie gehören doch zu uns, P. Pjotr," ſagte ihm einmal Golizyn.

„Endlich haben Sie es verſtanden," antwortete P. Pjotr freudeſtrahlend. „Ich bin euer, meine Freunde! Mit ſolchen Menſchen will ich leben und ſterben!"

Am Palmſonntag, den 12. April, kam Myſlowſkij zu Golizyn in die Zelle im Ornat, mit dem Kelch in der Hand und ſagte, daß er den Gefangenen das Abendmahl reiche.

„Wollen Sie nicht kommunizieren, Fürſt?" fragte er wie bei ſeinem erſten Beſuch vor drei Monaten, und Golizyn gab ihm die gleiche Antwort:

„Nein, ich will nicht."

„Warum denn nicht?"

„Weil ich Chriſtus nicht mit dem Tiere vermiſchen möchte."

Und er erklärte ihm ſeinen alten Gedanken von der gottesläſterlichen Vermengung deſſen, was des Kaiſers iſt, mit dem, was Gottes iſt, der Zarengewalt mit der Kirche.

„Und wenn es ſich auch wirklich ſo verhält, warum ſollen Sie zu Grunde gehen? Ißt der Hungrige nicht auch in einer Räuberhöhle Brot?"

Golizyn verſtummte, völlig entwaffnet: ſo gerührt und entſetzt war er von dieſer Demut, die vielleicht nicht nur P. Pjotr, ſondern auch allen, die hinter ihm ſtanden, eigen war.

„Sie wiſſen doch, P. Pjotr, daß ich unter die Übeltäter gerechnet werde, und Sie wiſſen auch, daß ich nichts bereue. Würden Sie denn auch einem Unbußfertigen das Abendmahl reichen?"

„Ja."

„Auch einem Mörder?"

„Was ſagen Sie bloß, Fürſt, wen haben Sie ermordet?"

„Es iſt ganz gleich: ich wollte morden; ich wollte das Tier im Namen Chriſti töten. Darf man im Namen Chriſti töten, was glauben Sie, P. Pjotr?"

P. Pjotr ſtand am Fenſter. Ein Sonnenſtrahl fiel auf den goldenen Kelch in ſeiner Hand, und dieſer leuchtete wie die Sonne. Seine Hände zitterten ſo, daß man glaubte, er würde gleich den Kelch fallen laſſen. Seine Lippen bewegten ſich lautlos: er wollte etwas ſagen und konnte nicht.

„Ich weiß nicht," ſagte er endlich. „Ich kann Sie nicht richten. Gott wird Sie richten ..."

Golizyn ſank in die Knie.

„Verzeihen Sie, P. Pjotr! Wenn Sie es auch könnten, ich kann es nicht ..." flüſterte er, ihm die Hand küſſend, und fiel vor dem Kelche nieder.

P. Pjotr erteilte ihm ſtumm den Prieſterſegen und ging.

Am 18. April, in der Oſternacht, ſchlief Golizyn nicht: er wartete immer auf etwas und lauſchte. Aber durch die dicken Mauern der Kaſematte drang kein Ton, es war ſtill wie im Grabe. Er ſtieg auf das Fenſterbrett und blickte durch das Loch

des Ventilators hinaus; auch in seiner neuen Zelle hatte er die Blechflügel des Ventilators herausgebrochen. Er sah nur eine Finsternis, schwarz wie Tinte. Er drückte sein Ohr an das Loch und hörte das dumpfe Dröhnen der Osterglocken: es klang wie das ferne Summen eines Bienenkorbes.

Es war ihm, als hätte er noch niemals so deutlich, wie hier in dieser Kasematte lebendig begraben, gefühlt, daß Christus erstanden ist.

Im Mai fing man an, die Gefangenen ins Gärtchen innerhalb des Alexej-Ravelins herauszulassen. So kam auch Golizyn an die Luft.

Als er über die Schwelle der Außentüre trat, blendete ihn das Sonnenlicht so, daß er die Augen mit der Hand schützte. In der frischen Luft stockte ihm der Atem, und es kam ihm wie einem, der nach langer Seefahrt ans Land gekommen ist, vor, als schwanke der Boden unter seinen Füßen. Der Feuerwerker Schibajew stützte ihn am Arm und führte ihn ins Gärtchen.

Das Gärtchen war dreieckig, ganz von hohen Mauern eingeschlossen, wie der Grund eines Brunnens; die Mauern waren aus Granit, glatt, nackt, fensterlos, unten wie ein wilder Fels mit grünem Moos und gelbgrauen Flechten bewachsen; es war in ihnen nur eine einzige eisenbeschlagene und vergitterte Türe.

Ein wenig Gras, einige Büsche Flieder, Hollunder und Faulbaum, zwei oder drei kleine Birken; zwischen ihnen eine halbzerbrochene hölzerne Bank, an einer der Mauern ein Rasenhügel mit einem alten, schiefen Kreuz, wie Schibajew erklärte, das Grab einer während einer Überschwemmung ertrunkenen Gefangenen, der Fürstin Tarakanowa.

Das elende Gärtchen erschien Golizyn wie das Paradies Gottes. Wie der erste Mensch im Paradies oder wie ein aus dem Grabe auferstandener Toter blickte er mit unstillbarer Gier

auf die gelben Löwenzahnblüten, auf die klebrigen Birkenknospen, auf den blauen Himmel und die wie lichter Dampf schmelzenden Wolken.

Das Glockenspiel ertönte dicht über seinem Kopf. Er blickte hinauf.

„Kommen Sie doch her, Euer Wohlgeboren, von hier können Sie besser sehen," sagte ihm Schibajew und zeigte in eine der Ecken des Dreiecks. Golizyn ging hin, stieg auf den Vorsprung der Regenrinne, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und erblickte die in der Sonne wie ein Feuerschwert leuchtende goldene Nadel der Peter-Pauls-Festung mit dem posaunenden Erzengel, der ihm wie ein Zeichen erschien, daß die Gefangenen aus diesem Grabe erst bei der Auferstehung aller Toten in die Freiheit kommen würden.

Er ging wieder in die Mitte des Gärtchens und setzte sich auf die Bank. Schibajew erzählte ihm etwas, aber er hörte ihn nicht. Der Soldat sah, daß Golizyn allein bleiben wollte, trat zur Seite und steckte sich sein Pfeifchen an.

Golizyn betrachtete lange den feinen weißen Stamm der Birke, dann umarmte er ihn plötzlich, schmiegte seine Wange an ihn und schloß die Augen. Er mußte an Marinjka denken: „Wenn ich ins Gehölz komme, stehen die jungen Birken wie dünne Wachskerzen da, ihre Haut ist so warm, weich, von der Sonne durchwärmt, ganz wie lebendig. Ich umarme sie, schmiege meine Wange an sie, liebkose sie: mein liebes, trautes Schwesterchen!"

Als Golizyn in seine neue „helle" Zelle zurückkehrte, erschien sie ihm wie ein enger, finsterer Sarg. Es war, als wäre er für einen Augenblick dem Grabe entstiegen und dann wieder ins Grab gestürzt: dann lieber gar nicht auferstehen. Er entschloß sich, nie wieder ins Gärtchen zu gehen. Zweimal verzichtete er

darauf, aber das dritte Mal hielt er es doch nicht aus und ging ins Gärtchen.

Die Birkenknoſpen waren ſchon aufgegangen, und der Duft des blühenden Flieders wehte ihm taufriſch ins Geſicht. Er ſetzte ſich wieder auf die Bank, umarmte die Birke, ſchmiegte ſeine Wange an ſie und ſchloß die Augen. Ein ſolcher Gram preßte ihm die Bruſt zuſammen, daß er wie vor Schmerz ſchreien wollte.

Plötzlich hörte er Schritte. Er öffnete die Augen, ſprang auf und ſtreckte die Arme mit einem leiſen Schrei des Entſetzens aus: es war ihm, als ſähe er das Geſpenſt Marinſkas.

„Valja, Liebſter!" rief ſie, ihn umarmend und ſich mit dem ganzen Körper an ihn ſchmiegend, — die lebendige, lebendige Marinſka.

Was ſpäter kam, wußten ſie nicht mehr. Sie ſprachen, überſtürzten ſich, unterbrachen einander, verſtanden einander nicht, lachten und weinten. Er ſah ſie immer an, ſtaunte und erkannte ſie nicht wieder: ſo ſchmächtig und blaß war ſie geworden und zugleich in einer neuen, ihm noch unbekannten Schönheit erblüht! Ein neunzehnjähriges Mädchen und zugleich ein erwachſenes Weib. Dieſer ruhige Mut! Weder Angſt noch Trauer in den großen, dunklen Augen, ſondern nur die unendliche Macht der Liebe wie in den Augen der Allmächtigen auf dem Bilde Raffaels.

„Marinſka, du ... mein Gott! Wie kommſt du her?"

„Du haſt wohl geglaubt, daß ich nicht komme? Nun bin ich doch gekommen. Ankudinytſch hat mich hergebracht."

„Was für ein Ankudinytſch?"

„Nitſchiporenko. Kennſt du ihn denn nicht? Da ſteht er."

Golizyn bemerkte neben Schibajew den Gefreiten Nitſchiporenko, denſelben, der ihm einmal mit Ruten gedroht hatte.

„Ich komme ja jeden Tag in die Feſtung, ich tue ſo, als ginge ich zur Meſſe in die Kirche. Ich wußte nicht, daß du im Ravelin ſitzſt. Vom Boulevard neben der Kirche kann man die Fenſter der Kaſematten ſehen, aber alle ſind gleich, übertüncht, man kann nichts erkennen. Ich ſchaue immer hinüber und ſuche zu erraten, welches Fenſter das deinige iſt. Alle haben mich hier ſatt. Der Kommandant ſchimpft; einmal wollte er mich ſogar aus der Kirche entfernen. Jetzt verkleide ich mich manchmal als Bauernmädchen, wenn ich herkomme. Poduſchkin hat eine Tochter, Adelaida Jegorowna, eine herzensgute alte Jungfer. Sie hat ſich in Kachowſkij verliebt ... Ach, mein Gott, ich muß dir ſo viel ſagen, rede aber lauter Unſinn! Weißt du, als der Eisgang begann ..."

Sie fing an, erzählte es aber nicht zu Ende: ſie hielt wohl auch das für Unſinn. Sie wollte erzählen, wie der Haushofmeiſter der Großmutter, Ananij, der auch oft in die Feſtung kam, ſie einmal mit der Nachricht erſchreckte, daß der Fürſt im Sterben liege. Sie wollte ſofort in die Feſtung, aber alle Brücken waren abgenommen, da der Eisgang eben begonnen hatte. Die Bootsleute wollten ſie nicht hinüberfahren. Endlich überredete ſie einen: er übernahm es, ſie für fünfundzwanzig Rubel hinüberzubringen. Er warf ihr das Strickende zu: ſie mußte es an den eiſernen Ring im Ufergeländer befeſtigen, um die vereiſten Stufen der Granittreppe hinunterzuſteigen. Sie konnte es lange nicht fertig bringen: der Strick war hart gefroren, der eiſerne Ring ſchwer, die Granitſtufen waren mit Eis überzogen und glatt, und ihre Hände ſchwach. Aber die ſchwachen Hände bewältigten alles — das Eis, das Eiſen und den Granit. Sie ſtieg in das kleine Boot. Die Eisſchollen türmten ſich übereinander, barſten und krachten, trieben gegen das Boot und drohten es umzuwerfen. Der alte Bootsmann, ganz blaß vor Schreck, fluchte und betete abwechſelnd. Als ſie aber das andere Ufer erreichten,

blickte er ſie entzückt an und dachte ſich wohl, wie alle, die ſie anſahen: „Ach, iſt das ein hübſches Mädel!“ Es war ſchon ſpät, die Tore der Feſtung waren geſchloſſen, der Poſten wollte ſie nicht hereinlaſſen. Sie ſteckte ihm Geld zu, und er machte auf. Sie lief in die Wohnung Poduſchkins. Adelaida Jegorowna beruhigte ſie: der Fürſt ſei wohl ſchwer krank geweſen, aber jetzt ginge es ihm beſſer; der Arzt verſpreche, daß er bald vollſtändig geneſen werde. „Wie ſehen Ihre Händchen aus, Durchlaucht?“ ſchrie die alte Jungfer plötzlich entſetzt. Marinſka ſah ihre Hände an: die Handſchuhe zerfetzt, die Hände blutig: ſie hatte ſich die Haut am vereiſten Strick abgeſchunden. Sie lächelte und dachte daran, wie er ihr einſt die inneren Handflächen zu küſſen pflegte.

„Warum trägſt du Trauer?“ fragte Golizyn, als ſie endlich verſtummten und einander ſchweigend in die Augen ſahen, alles erratend, was ſie nicht auszuſprechen vermochten. Jetzt erſt merkte er, daß ſie ein ſchwarzes Kleid und einen ſchwarzen Hut mit ſchwarzem Schleier trug.

„Die Großmutter iſt geſtorben.“

„Geht es Nina Lſwowna gut?“

„Nein, nicht beſonders,“ antwortete ſie, die Augen ſenkend, und brachte die Rede auf andere Dinge.

Er begriff, daß ſie ihn anflehte, nicht von der Mutter zu ſprechen: ſie wollte dieſen Schmerz allein tragen.

Nitſchiporenko ging auf ſie zu.

„Ich bitte, Durchlaucht.“

„Sofort, Ankudinytſch, noch einen Augenblick . . .“

„Es geht wirklich nicht. Wenn der Kommandant es ſieht, gibt's ein Unglück.“

Marinſka holte aus der Taſche einen Pack Banknoten und drückte ſie ihm in die Hand. Er ſah das Geld unzufrieden an: es war wohl zu wenig. Sie ſteckte die Hand wieder in die Taſche,

aber es war nichts mehr darin. Nun nahm sie sich das goldene Kettchen mit dem Kreuz vom Halse und gab es ihm. Er trat zur Seite.

Sie kamen wieder ins Gespräch, aber schon ohne rechte Freude: sie fühlten, daß der Augenblick der Trennung nahte.

„Was wollte ich noch ... Ja," rief sie erregt und flüsterte ihm auf Französisch ins Ohr: „Man sagt, du könntest jetzt leicht fliehen. Auf der Newa in der Nähe der Festung liegen viele ausländische Schiffe. Foma Fomitsch hat schon mit einem Kapitän gesprochen und einen Paß verschafft. Der Platz-Adjutant Trussow will aber für zehntausend Rubel ..."

„Trussow ist ein Schurke, nimm dich vor ihm in Acht. Eine Flucht ist unmöglich. Und selbst wenn es ginge, will ich nicht."

„Warum?"

Er sah sie schweigend an, und sie begriff ihn.

„Nun, leb wohl, Liebster, ich verstehe ja nichts davon ... Weißt du, P. Pjotr sagt, man werde euch alle begnadigen."

„Nein, Marinjka, man wird uns nicht begnadigen. Wir wollen auch nicht ihre Gnade."

„Nun, es ist gleich, wenn man dich auch ans Ende der Welt verschickt, wir bleiben doch zusammen! Und wenn ..." Sie sprach nicht zu Ende, aber er verstand sie: — Wenn du stirbst, sterbe ich mit dir. —

„Durchlaucht!" sagte Nitschiporenko, auf sie wieder zugehend und ihre Hand ergreifend.

Sie stieß ihn zurück, fiel Golizyn um den Hals, umarmte ihn wie vorhin, schmiegte sich an ihn mit ihrem ganzen Körper, küßte und bekreuzigte ihn.

„Die Allerreinste Mutter schütze dich!"

Und auch in diesem letzten Blick war weder Angst noch Trauer, sondern nur die unendliche Macht der Liebe wie in den Augen jener Allmächtigen.

Als er zu sich kam, war sie schon verschwunden, und es war ihm wieder, als sei es nur eine Vision gewesen. Er setzte sich auf die Bank und saß lange unbeweglich mit geschlossenen Augen da. Plötzlich fühlte er auf seinem Gesicht kalte Tropfen und schlug die Augen auf. Eine Wolke stand am Himmel ... goldene Regenfäden zitterten und tönten in der Sonne wie goldene Saiten. Große Tropfen fielen wie leuchtende Tränen herab, als weinte jemand vor Freude. Das Gras leuchtete noch grüner, die Birkenstämme schimmerten weißer, und der Flieder duftete süßer.

Er sah sich um: im Gärtchen war niemand. Schibajew war hinter die Türe getreten: er hatte wohl wie vorhin gemerkt, daß Golizyn allein sein wolle.

Golizyn kniete nieder, beugte sich, schob das feuchte Gras auseinander und drückte seine Lippen an die Erde. „Die Erde lieben ist Sünde, man muß das Himmlische lieben," ging es ihm durch den Kopf, und er lachte und weinte vor Freude. Er küßte die Erde und flüsterte:

„Erde, Erde, Allerreinste Mutter!"

Sechstes Kapitel

Aufzeichnungen von Sergej Murawjow-Apostol

Rußland geht zu Grunde, Rußland geht zu Grunde. Gott, rette Rußland!" so bete ich im Sterben.

*

Ich weiß, daß ich sterben werde. Alle sagen, daß man uns nicht hinrichten wird, aber ich weiß, daß es doch geschieht. Aber ich würde wohl auch ohne Hinrichtung sterben: mit einem gebrochenen Bein kann man nicht gehen, mit einer gebrochenen Seele kann man nicht leben.

*

Nachdem das aufrühreriſche Tſchernigower Regiment am 4. Januar geſchlagen war, wurde ich, ſchwer verwundet, nach Petersburg gebracht. Niemand glaubte an mein Aufkommen. Ich bin aber doch am Leben geblieben: ich bin dem erſten Tod entgangen, um den zweiten Tod zu ſterben.

*

Ein Seefahrer, deſſen Schiff in Eis geraten iſt, wirft eine Flaſche ins Meer mit dem letzten frohen Gedanken: man wird erfahren, wie er zu Grunde gegangen iſt. So werfe auch ich in den Ozean der Zukunft dieſe letzten Aufzeichnungen — mein Vermächtnis an Rußland.

*

Ich ſchreibe es auf einzelne Papierfetzen und verſtecke ſie in ein geheimes Verließ: im Boden meiner Zelle iſt ein Ziegelſtein locker und läßt ſich herausnehmen. Vor dem Tode werde ich es einem meiner Genoſſen übergeben: vielleicht wird er es aufheben.

Ich kann ſchlecht ruſſiſch ſchreiben. Je dois avouer à ma honte, que j'ai plus d'habitude de la langue française que du russe. Ich werde in beiden Sprachen ſchreiben. So iſt mal unſer Los: wir ſind in unſerer eigenen Heimat fremd.

*

Ich habe meine Kindheit in Deutſchland, Spanien und Frankreich verbracht. Als mein Bruder Matwej und ich bei der Rückkehr nach Rußland an der preußiſchen Grenze den erſten Koſaken ſahen, ſprangen wir aus dem Wagen und fielen ihm um den Hals.

„Ich freue mich, daß der lange Aufenthalt im Auslande eure Liebe zur Heimat nicht abgekühlt hat," ſagte unſere Mutter, als wir weiterfuhren. „Kinder, nehmt euch zuſammen, ich muß euch etwas Schreckliches ſagen: ihr werdet in Rußland etwas vorfinden, was ihr noch nicht kennt: leibeigene Sklaven."

Wir begriffen erſt ſpäter das Schreckliche: Freiheit iſt die Fremde; Sklaverei iſt die Heimat.

*

Wir ſind Kinder des Jahres 1812. Damals hatte das ruſſiſche Volk in einmütiger Erhebung das Vaterland gerettet. Jene Erhebung iſt der Beginn der jetzigen; das Jahr 1812 iſt der Beginn des Jahres 1825. Damals dachten wir: das Jahrhundert des Kriegsruhmes iſt mit Napoleon zu Ende; nun iſt die Zeit der Befreiung der Völker angebrochen. Wird denn Rußland, das Europa vom Joche Napoleons befreit hat, nicht auch ſein eigenes Joch abwerfen? Rußland drückt das Streben aller Völker nach Freiheit nieder; wenn Rußland ſich befreit, ſo wird auch die ganze Welt frei werden.

*

Als Papa mich neulich in meiner Zelle beſuchte und meine blutbefleckte Uniform ſah, ſagte er mir:

„Ich will dir neue Kleider ſchicken."

„Ich will nicht," antwortete ich, „ich will mit dem Blute ſterben, das ich vergoſſen ..."

Ich wollte ſagen: „das ich für das Vaterland vergoſſen habe," aber ich ſagte es nicht: ich hatte das Blut mehr als für das Vaterland vergoſſen.

*

Hier iſt eine meiner erſten Kindheitserinnerungen. Ich weiß übrigens nicht, ob ich mich ſelbſt daran erinnere oder nur die Erzählung meines Bruders Matwej wiedergebe. Am 12. März 1801 trat mein Bruder ans Fenſter, — wir wohnten damals an der Fontanka, bei der Obuchowſchen Brücke, im Hauſe Juſſupows — blickte auf die Straße und fragte Mama:

„Iſt heute Oſtern?"

„Nein, wie kommſt du darauf, Matjuſcha?"

„Warum küssen sich alle Leute auf der Straße?"

In dieser Nacht war Kaiser Paul ermordet worden. So hatte Rußland Christus mit der Freiheit vereinigt: der Zar ist ermordet, Christ ist erstanden.

*

Aus heil'gem Kelche — Blut empfangend,
„Christ ist erstanden!" sage ich.

Im Munde des Atheisten Puschkin ist es eine Blasphemie. Aber er wußte selbst nicht, was für ein Heiligtum er verspottete.

*

Hier ist meine Aussage vor der Untersuchungskommission über meine Unterredung mit Gorbatschewskij, dem Mitglied der Geheimen Gesellschaft der Vereinigten Slaven.

„Ich hatte behauptet, daß im Falle einer Erhebung, in den Wirrnissen eines Umsturzes unsere festeste Stütze und Hoffnung in der Anhänglichkeit an den Glauben liegen müsse, die den Russen in so hohem Maße eigen ist; daß die Religion immer die stärkste bewegende Kraft des Menschenherzens bleiben und den Menschen den Weg zur Freiheit zeigen werde. Gorbatschewskij hatte mir darauf mit Erstaunen und Zweifel erwidert, er glaube, daß die Religion mit der Freiheit im Widerspruch stehe. Ich begann ihm auseinanderzusetzen, daß diese Ansicht durchaus falsch sei; daß die echte Freiheit erst damals bekannt geworden sei, als die Predigt des Christentums begonnen hätte; und daß Frankreich, das während seiner Revolution gerade infolge des Unglaubens, der sich in den Geistern festgesetzt hatte, solches Unheil erfahren, uns als warnendes Beispiel dienen müsse."

*

Der Philosoph Hegel meint, daß die französische Revolution die höchste Entwicklung des Christentums sei und als Erscheinung ebenso wichtig, wie die Erscheinung Christi. Nein, die fran-

jöſiſche Revolution war nicht ſo, aber die wahre Revolution wird ſo ſein. Die jakobiniſche Freiheit ohne Gott iſt in Wahrheit ein Schrecken, „la terreur", unſtillbarer Menſchenmord, der blutige Kelch des Teufels.

*

Chriſtum mit der Freiheit vereinigen — das iſt ein großer Gedanke, ein großes, alles erleuchtendes Licht.

*

Toujours rêveur et solitaire,
Je passerai sur cette terre.
Sans que personne m'ai connu;
Ce n'est qu'au bout de ma carrière,
Que par un grand trait de lumière
On connaîtra ce qu'on a perdu.

So konnte nur ein dummer Junge prahlen. Nun iſt mein Ende gekommen, aber die Welt iſt von keinem Licht erleuchtet worden. Mir ſcheint aber auch jetzt noch, daß ich einen großen Gedanken, ein großes, alles erleuchtendes Licht gehabt habe; ich hatte nur nicht verſtanden, es den Menſchen mitzuteilen. Die Wahrheit wiſſen und ſie nicht ausſprechen können, iſt die ſchrecklichſte von allen menſchlichen Qualen.

*

Der einzige Menſch in Rußland, der mich hätte verſtehen können, iſt Tſchaadajew. Ich erinnere mich noch gut unſerer nächtlichen Geſpräche im Jahre 1817, in der Kaſerne des Sſemjonow'ſchen Regiments, als wir zuſammen dienten und in den „Bund der Glückſeligkeit" eingetreten waren. Ich kann mich noch an ſein blaſſes, zartes, wie aus Wachs geformtes oder aus Marmor gemeißeltes Geſicht erinnern, an die feinen Lippen mit dem ewigen ſpöttiſchen Lächeln, an die graublauen Augen, die ſo traurig blickten, als ſähen ſie ſchon das Ende der Welt.

„Die Gesellschaft dieser Welt vergeht, eine neue Welt beginnt," pflegte Tschaadajew zu sagen. „Das Menschengeschlecht bereitet sich auf die Erfüllung der letzten Verheißungen vor: auf das Reich Gottes auf Erden wie im Himmel. Ist nicht Rußland, das leere, offene, wie ein unbeschriebenes Blatt weiße Land, das Land ohne Vergangenheit, ohne Gegenwart, das ganz in der Zukunft liegt, — die unermeßliche Plötzlichkeit, und immense spontanéité, — ist nicht Rußland berufen, diese Verheißungen zu verwirklichen, das Rätsel der Menschheit zu lösen?"

Und alle unsere Gespräche endeten mit dem Gebet: „Adveniat regnum tuum. — Dein Reich komme."

*

„Es sei nur ein Zar auf Erden wie im Himmel, — Jesus Christus." Das sind Worte aus meinem Katechismus.

*

„Von Spekulation zum Handeln ist ein weiter Weg," sagte einmal Pestel. Ein anderesmal sagte er meinem Bruder Matwej von mir: „Votre frère est trop pur."

Ja, ich bin zu rein, denn ich bin zu spekulativ. Reinheit ist eine verfluchte Leere. Reine Spekulation im Handeln ist eine lächerliche und jämmerliche Don-Quichoterie. Ich habe nichts vollbracht, ich habe nur einen großen Gedanken erniedrigt, ein Heiligtum in Schmutz und Blut fallen lassen. Aber ich habe immerhin versucht, etwas zu vollbringen; Pestel hat es nicht einmal versucht.

*

Er wurde am Vierzehnten, am Tage des Aufstandes verhaftet. Einige Zeit hatte er geschwankt und den Plan erwogen, mit dem Wjatka-Regiment gegen Tultschin zu ziehen, den Höchstkommandierenden und den ganzen Stab der Zweiten Armee zu verhaften und die Fahne der Revolution zu erheben. Er endete aber

damit, daß er ſich in den Wagen ſetzte und nach Tultſchin fuhr wo man ihn ſofort verhaftete.

Er hat klug gehandelt, klüger als wir alle: er hat die Reinheit der Spekulation bewahrt.

*

Ich könnte Peſtel lieben; aber er liebt mich nicht: er fürchtet oder verachtet mich. Er hat einen unendlich klaren Verſtand. Aber mit dem Verſtand allein kann man nicht alles begreifen. Ich weiß manches, was er nicht weiß. Wir müßten uns zuſammentun. Vielleicht iſt der ganze Aufſtand mißlungen, weil wir es nicht getan haben.

*

Einen Stein hinunterzurollen, iſt leicht; ihn hinaufzuwälzen, iſt ſchwer. Peſtel rollt den Stein hinunter, ich wälze ihn hinauf. Er will Politik, ich will Religion: Politik iſt leicht, Religion iſt ſchwer. Er will etwas, was ſchon geweſen iſt, ich will etwas nie Dageweſenes.

*

Ich bin kein Sklave und kein Chriſt,
Ich kann nicht Kränkungen verzeihen,

hat einmal Rylejew geſagt. Chriſtentum iſt Sklaverei: das iſt der Abgrund, in den alle ſtürzen.

Peſtel im Süden, Rylejew im Norden, — zwei Atheiſten, zwei Führer im Kampfe um Rußlands Freiheit. In der Mitte zwiſchen ihnen eine Menge „dieſer Geringſten". „Heutzutage glauben nur Dummköpfe und Schurken an Gott," hat mir einmal ein ruſſiſcher Jakobiner, ein neunzehnjähriger Fähnrich geſagt.

*

Da ſie keinen Gott haben, haben ſie das Volk zu einem Gott gemacht.

„Mit dem Volke kann man alles machen, ohne Volk nichts," hat einmal Gorbatschewskij gesagt, als wir über die Demokratie stritten.

„La masse n'est rien; elle ne sera que ce que veulent les individus qui sont tout," hatte ich empört geantwortet.

Ich weiß, daß es nicht so ist; aber wenn es keinen Gott gibt, so soll man mir nur beweisen, daß es nicht so ist.

*

„Rußland ist einzig und unteilbar wie Gott," sagt Pestel, der an Gott nicht glaubt. Wenn es aber keinen Gott gibt, so gibt es weder ein unteilbares noch überhaupt irgend ein Rußland.

*

Ich wälze den Stein hinauf, und er rollt ihn hinunter, — eine Sisyphusarbeit. Ich betrüge mich nicht, ich weiß: wenn es in Rußland zu einer Revolution kommt, so wird sie sich nicht nach meinem Katechismus, sondern nach der „Russischen Wahrheit" Pestels abspielen. Seiner werden sich alle erinnern, mich wird man aber vergessen; ihm werden alle folgen, mir niemand. Es wird in Rußland dasselbe sein wie in Frankreich: eine Freiheit ohne Gott, ein blutiger Kelch des Teufels.

*

Man wird vergessen, sich später aber erinnern; man wird weggehen, aber zurückkehren. Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, wird zum Eckstein werden. Rußland wird nicht gerettet werden, ehe es mein Vermächtnis nicht erfüllt hat: Freiheit mit Gott.

*

La Divinité se mire dans le monde. L'Essence Divine ne peut se réaliser que dans une infinité de formes finies. La manifestation de l'Eternel dans une forme finie ne peut être qu'imparfaite: la forme n'est qu'un signe qui indique sa présence.

Alle menſchlichen Handlungen ſind nur Zeichen. Ich gab dir nur ein Zeichen, du mein ferner Freund in den kommenden Geſchlechtern, wie ein Sterbender, der keine Stimme mehr hat, mit der Hand winkt. Richte mich nicht für mein Tun, ſondern begreife, was ich wollte.

*

Wir dachten gar nicht an einen Aufſtand und bereiteten uns zu einem ſolchen gar nicht vor, als wir, mein Bruder Matwaj und ich, am 22. Dezember auf der Fahrt aus Waſſilkow bei Kiew, wo das Tſchernigower Regiment lag, nach Schitomir zum Korpsquartier, auf der letzten Station vom Senatskurier, der die Vereidigungsformulare nach den verſchiedenen Städten brachte, die erſte Nachricht über den Vierzehnten erhielten.

Im Korpsquartier erfuhren wir, daß die Regierung die Geheime Geſellſchaft aufgedeckt und mit den Verhaftungen begonnen habe. Und auf der Rückreiſe nach Waſſilkow teilte mir mein Freund Michaïl Pawlowitſch Beſtuſchew-Rjumin, Leutnant im Poltawa-Regiment mit, daß der Regimentskommandeur Gebel mich mit Gendarmen verfolge.

Ich entſchloß mich, mich zum Tſchernigower Regiment durchzuſchlagen, um es aufzuwiegeln. Ich begriff wohl die ganze Ausſichtsloſigkeit dieſes Schrittes: der Kampf eines Häufleins Menſchen gegen die Rieſenmacht der Regierung war der Gipfel der Unvernunft. Aber ich konnte die, die ſich im Norden erhoben hatten, nicht im Stich laſſen.

*

Wir fuhren nach Waſſilkow auf entlegenen Feldwegen, um Gebel nicht in die Hand zu fallen. Es gab wenig Schnee, die Wege waren mit feſtgefrorenem Schmutz bedeckt; unſer Wagen brach. Wir mieteten uns in Berditſchew ein jüdiſches Fuhrwerk und erreichten in der Nacht auf den 28. das Dorf Triljeſſy an

der alten Kiewer Landstraße, 45 Werst von Wassilkow. Wir kehrten in einem Kosakenhause, in der Wohnung des Leutnants Kusmin ein. Müde von der Reise, legten wir uns sofort schlafen.

*

Nachts kam Gebel mit dem Gendarmerie-Leutnant Lang an. Er stellte Posten auf, weckte uns und erklärte, daß er uns auf allerhöchsten Befehl verhafte. Wir gaben ihm unsere Degen ab, — wir freuten uns, daß die Sache ohne unnötige Opfer ein Ende nahm, — und luden ihn ein, mit uns Tee zu trinken.

Während wir am Teetisch saßen, brach der Morgen an, und ins Haus traten vier Offiziere, die Kompagniechefs meines Bataillons: Kusmin, Ssolowjow, Ssuchinow und Schtschepilo, Mitglieder der Geheimen Gesellschaft, die aus Wassilkow gekommen waren, um mich zu befreien. Gebel ging zu ihnen in den Flur und schimpfte, weil sie sich eigenmächtig von ihren Posten entfernt hätten. Es kam zu einem Streit. Die Stimmen klangen immer lauter. Plötzlich rief jemand:

„Schlagt den Schurken tot!"

Alle vier stürzten sich über Gebel, entrissen den Wachtposten die Gewehre und begannen ihn mit den Kolben zu schlagen und mit den Bajonetten und Degen zu stechen, — in die Brust, den Bauch, Arme und Beine, in den Rücken und in den Kopf. Der riesengroße Gebel, ein wahrer Hüne, erschrak so, daß er sich fast nicht wehrte und nur schluchzte und auf polnisch jammerte:

„Ach, heilige Mutter Gottes! Ach, heilige Maria!"

Gustav Iwanowitsch Gebel war polnischer Abstammung, hielt sich aber für einen Russen und sprach niemals polnisch; doch bei dieser Gelegenheit erinnerte er sich plötzlich seiner Muttersprache.

Die Wachtposten, zum größten Teil junge Rekruten, dachten gar nicht daran, ihren Kommandeur zu verteidigen. Alle Sol-

daten haßten ihn wegen der grauſamen Stock- und Rutenſtrafen, die er ihnen zudiktierte, und nannten ihn nicht anders als „Tier".

Die Offiziere ſchlugen und ſchlugen, konnten ihn aber nicht erſchlagen. Im Flur war es eng und finſter, und ſie waren einander im Wege. Von Wut geblendet, ſchlugen ſie planlos ein, wie Betrunkene oder Verſchlafene.

„Der Satan iſt zäh!" ſchrie jemand mit fürchterlicher Stimme.

Gebel erreichte die Türe und wollte ſich retten. Aber man packte ihn bei den Haaren, warf ihn zu Boden, fiel im ganzen Haufen über ihn her und ſchlug ihn weiter. Sie glaubten ſchon, es ſei ſein Ende, aber er nahm ſeine letzten Kräfte zuſammen und trug förmlich zwei Offiziere, Kusmin und Schtſchepilo auf ſeinen Schultern aus dem Flur in den Hof.

*

Um dieſe Zeit waren wir, mein Bruder und ich, ſchon auf dem Hofe: wir hatten ein Fenſter eingeſchlagen und waren herausgeſprungen.

Ich weiß gar nicht, was mit mir geſchah, als ich den blutiggeſchlagenen Gebel und die ſchrecklichen, wie verſchlafenen Geſichter der Kameraden ſah.

Manchmal ſieht man im Traum den Teufel; man ſieht ihn eigentlich nicht, aber man merkt an der ſchweren Laſt, die ſich auf einen wälzt, daß er es iſt. Eine ſolche Laſt wälzte ſich plötzlich auf mich. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal als Kind ein Tauſendfüßchen töten wollte, das mich beinahe geſtochen hätte; ich ſchlug es lange mit einem Stein und konnte es doch nicht erſchlagen: halb zerquetſcht regte es ſich noch immer ſo ekelhaft, daß ich es ſchließlich nicht ertragen konnte und weglief.

Ebenſo war wohl mein Bruder Matwej von Gebel weggelaufen. Ich aber blieb; beim Anblick der verſchlafenen Geſichter war ich wohl ſelbſt in Schlaf geſunken.

Ich ergriff ein Gewehr und fing an, ihn mit dem Kolben auf den Kopf zu schlagen. Er lehnte sich an die Wand, duckte sich und schützte den Kopf mit den Händen. Ich schlug ihn auch auf die Hände. Ich erinnere mich noch, wie das Holz des Kolbens dumpf auf die Knochen seiner Finger schlug; ich erinnere mich an den goldenen Ring mit dem Chrysolith an seinem weißen, dicken Zeigefinger, und wie unter dem Ringe das Blut hervorquoll; ich erinnere mich, wie er auf polnisch jammerte:

„Ach, heilige Mutter Gottes! Ach, heilige Maria!"

Ich weiß nicht, vielleicht tat er mir leid und ich wollte seinen Qualen ein Ende machen und ihn töten. Aber ich fühlte, daß meine Schläge viel zu schwach seien, daß ich ihn nicht töten könne, daß es so kein Ende nehmen würde; und doch fuhr ich fort, vor Ekel und Entsetzen ermattend, zu schlagen.

„Hören Sie doch auf, Sergej Iwanowitsch! Was tun Sie?" rief jemand, mich am Arm packend und von ihm losreißend.

Ich kam zu mir und fühlte, daß ich mir die Finger am Gewehrlauf im Froste erfroren hatte.

Die anderen konnten aber noch immer nicht aufhören. Bald kamen sie zu sich, hörten zu schlagen auf und fingen bald wieder zu schlagen an. Kusmin bohrte seinen Degen so tief in ihn hinein, daß es ihn jedesmal Mühe kostete, ihn wieder herauszuziehen. Es war, als dringe der Degen in Gebels Körper wie in ein Gespenst ein, ohne ihn zu verletzen, als sei es nicht Gebel, sondern jemand anderer, Unsterblicher.

„Zäh ist der Satan!"

Endlich, als alle von ihm abließen, schwankte er zum Tor und trat auf die Straße. Nebenan befand sich eine Schenke, und vor der Schenke stand ein Bauernschlitten. Er fiel bewußtlos in den Schlitten. Die Pferde liefen auf ihren Hof, zum Dorfvor-

steher. Hier nahm man Gebel vom Schlitten, brachte ihn in Sicherheit und schickte ihn später nach Wassilkow.

Gebel hatte dreizehn schwere Verwundungen erhalten und eine Menge leichter, aber er ist am Leben geblieben und wird wohl uns alle überleben.

*

So haben wir „aus heil'gem Kelche Blut empfangen".

*

Als die Offiziere den Soldaten von meiner Befreiung mitteilten, hatten sie damit einen ungewöhnlichen Erfolg. Alle gesellten sich wie ein Mann zu uns und waren bereit, mir zu folgen, wohin ich sie auch führen würde. Am gleichen Tag, dem 29. Dezember, zog ich mit der fünften Musketier-Kompagnie gegen Wassilkow.

*

Am 30. Dezember nachmittags näherten wir uns der Stadt. Gegen uns war eine Schützenkette aufgestellt. Als wir aber so nahe gekommen waren, daß wir die Gesichter der Soldaten unterscheiden konnten, schrien diese „Hurra" und vereinigten sich mit uns. Wir traten in die Stadt und erreichten den Hauptplatz, ohne auf Widerstand zu stoßen. Wir besetzten die Hauptwache, den Regimentsstab, das Gefängnis, das Rentamt und die Schlagbäume und stellten überall Posten auf.

*

Am Abend erließ ich den Befehl an alle Kompagnien, sich am nächsten Morgen um 9 Uhr auf dem Platze zu versammeln.

Meine Genossen bereiteten sich die ganze Nacht auf den weiteren Marsch vor und kamen jeden Augenblick zu mir gelaufen, um Befehle zu holen. Ich hatte mich aber in meinem Zimmer eingeschlossen und ließ niemand herein. Bestuschew und ich korrigierten die ganze Nacht den „Katechismus" und schrieben ihn ins Reine.

Dieſen Gedanken hatten wir dem Werke des Herrn de Salvandi „Don Alonso ou l'Espagne“ entnommen, in dem der Katechismus wiedergegeben iſt, mit dem die ſpaniſchen Mönche im Jahre 1809 das Volk gegen Napoleon aufwiegelten.

Meine früheſte Kindheit hatte ich in Spanien verbracht: mein Vater Iwan Matwejewitſch Murawjow-Apoſtol war Botſchafter in Madrid. So wollte ich meine Kindheit im Mannesalter wiederholen und Spanien nach Rußland verpflanzen.

„Ce sont vos châteaux d'Espagne, qui vous sont perdus, mon ami“, ſagte mir im Scherz der General Benkendorf beim Verhör vor der Unterſuchungskommiſſion.

*

Als wir mit dem Katechismus fertig waren, diktierten wir ihn drei Regimentsſchreibern und ließen zwölf Abſchriften anfertigen. Am Morgen ließ ich den Leutnant Maſalewſkij kommen, händigte ihm ein verſiegeltes Paket mit den Abſchriften ein und gab ihm den Auftrag, Zivilkleider anzuziehen, mit drei Gemeinen in Mänteln ohne Achſelſtücke nach Kiew zu gehen und den Katechismus im Volke zu verbreiten.

*

Maſalewſkij führte den Auftrag gewiſſenhaft aus. Er kam auf Umwegen nach Kiew und befahl den Soldaten, in verſchiedenen Richtungen durch die Vorſtädte Petſchorſk und Podol zu gehen und die Abſchriften in den Torwegen, Wirtſchaften und Schenken fallen zu laſſen. Und ſie machten es ſo.

Mein Katechismus, die frohe Botſchaft vom Reiche Gottes liegt wohl auch jetzt noch in den Torwegen und Schenken herum. Oh, die grenzenloſe Don-Quichotterie!

*

Als die Kompagnien ſich auf dem Stadtplatze verſammelt hatten, ſchickte ich nach dem Regiments-Pfarrer.

P. Danilo Kaiſer (ein ſonderbarer Name, vielleicht ſtammt er von deutſchen Koloniſten ab?) iſt ein blutjunger Burſche, vielleicht ſechsundzwanzig Jahre alt, ſchwindſüchtig mit flachsblondem dünnem Zopf, — ſolche Zöpfe haben manchmal kleine Bauernmädchen.

Als ich ihm die Ziele des Aufſtandes auseinanderſetzte, wurde er blaß, begann zu zittern und vor Angſt zu ſchwitzen.

„Richten Sie mich nicht zu Grunde, Euer Hochwohlgeboren! Ich habe Frau und Kinder ..."

Als ich dieſes erſchrockene Häslein, den Streiter für das Reich Gottes ſah, begriff ich wieder, wie weit es vom Spekulieren zum Handeln iſt.

*

Hier iſt die Ausſage des P. Danilo ſelbſt, wie ſie auf dem mir von der Unterſuchungskommiſſion vorgelegten Fragebogen zu meiner Überführung wiedergegeben iſt. Als ich die Fragen beantwortete, ſchrieb ich dieſe Ausſage ab, um ſie den kommenden Geſchlechtern zu übermitteln.

„Am 31. Dezember um 11 Uhr vormittags kam zu mir in die Wohnung ein Unteroffizier der 2. Grenadier-Kompagnie in feldmarſchmäßiger Ausrüſtung und übergab den mündlichen Befehl des Oberſtleutnants Murawjow-Apoſtol, unverzüglich mit dem Kreuz zwecks Abhaltung eines Gottesdienſtes, bei dem auch der Katechismus verleſen werden ſollte, zu ihm zu kommen. Ich hatte die größte Angſt und wußte nicht, wo Schutz zu ſuchen; aber ich wagte nicht, mich zu weigern und ſchickte den Küſter Iwan Ochleſtin in die Regimentskirche, um ein Gebetbuch und den kurzen Katechismus zu holen. Als der Küſter die Bücher brachte, begab ich mich mit ihm in die Wohnung Murawjows, wo ſich ziemlich viele Offiziere befanden. Da ich erſt ſeit kurzem bei dieſem Regiment amtierte, waren mir nicht nur dieſe Offi-

ziere unbekannt, sondern auch Murawjow selbst, den ich zum ersten Male im Leben sah. Er befahl mir, in seiner Wohnung zu bleiben, und so stand ich etwa eine halbe Stunde an der Schwelle vor ihm und den anderen Offizieren. Als einer von diesen auf mich zuging und mich fragte, ob ich fertig sei, antwortete ich ihm: ‚Ich habe ein Gebetbuch und den kurzen Katechismus bei mir.' Der Offizier nahm aber den erwähnten Katechismus dem Küster aus der Hand, schlug ihn auf und sagte, daß sie ihren eigenen geschriebenen Katechismus hätten. Murawjow widerrief nun seinen ersten Befehl und sagte, daß ich keinen Gottesdienst abzuhalten brauche, sondern irgendeine andere, kürzere Handlung vornehmen solle. Als ich diesen sonderbaren Sachverhalt merkte, was sie untereinander auf Französisch sprachen, zwar nicht verstand, aber mehrere geladene Pistolen auf dem Tische liegen sah, erschrak ich noch mehr und wollte mich schon entfernen, wagte es aber nicht. Murawjow setzte sich aber eine Art armenische Mütze auf, band sich eine Schärpe um, ging mit den Offizieren zu den auf dem Platze aufgestellten Kompagnien hinaus und sagte mir, ich solle ihm folgen; er ritt auf die Front zu und befahl den Soldaten, sich im Kreise aufzustellen; die Offiziere traten, mit geladenen Pistolen, einige auch mit Dolchen bewaffnet, in die Mitte und umringten mich; auf Befehl Murawjows legte ich nun den Ornat an und sang mit dem Küster das Vaterunser, „Himmlischer König", den Psalm auf die Geburt Christi und einen kurzen Lobgesang; sonst sang ich nichts. Dann gab mir irgendein Offizier ein Papier, das ich bis dahin nie gesehen hatte, und ich weiß auch jetzt nicht, was darauf stand; denn dieser selbe oder ein anderer Offizier, der hinter mir stand, las es auswendig vor, während ich, von großer Angst ergriffen, Wort für Wort nachsprach, ohne zu verstehen, was darin enthalten war. Ob ich dabei auch noch andere Worte sprach, weiß ich nicht mehr."

Armer P. Danilo, unfreiwilliger Märtyrer für die ruſſiſche Freiheit!

*

Der Tag war ſonnig. In der Nacht war der erſte Schnee gefallen. Der Winter hatte ſich eingeſtellt, aber wie es in der Ukraine oft vorkommt, ſpürte man mitten im Winter einen Hauch des Frühlings. Im Schatten fror es, aber in der Sonne taute es. Die Spatzen zwitſcherten, die Tauben girrten in der Sonne auf den goldenen Kirchenkuppeln. Die Kirſchbäume und Apfelbäume ſtanden, vom Reif geſchmückt, da wie in weißer Blütenpracht. Unter dem Schnee erſchienen die weißen Wände der Lehmhütten der Koſaken dunkel, und die ſchmutzigen Judenhäuſer noch ſchmutziger.

Beim Anblick des blauen, tiefen Himmels erinnerte ich mich der Lieder, die die ukrainiſchen Mädchen in der Nacht vor Weihnachten zu ſingen pflegen: „Sei geſund, aber nicht allein, ſondern mit dem l i e b e n Gott!" Im lieben Himmel ein lieber Gott.

Die Kompagnien ſtanden auf dem Platze in feldmarſchmäßiger Ausrüſtung in einer gedrängten Kolonne. Ich ſaß im Sattel vor der Front und den Fahnen.

P. Danilo las, mehr tot als lebendig, den Katechismus mit ſo ſchwacher Stimme, daß man faſt nichts hören konnte. Beſtuſchew ging auf ihn zu, nahm ihm das Papier aus der Hand und begann laut und feierlich:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.

„Wozu hat Gott den Menſchen erſchaffen?

„Damit er an Ihn glaube und frei und glücklich ſei.

„Warum ſind das ruſſiſche Volk und Heer unglücklich?

„Weil die ſelbſtherrſchenden Zaren ihnen die Freiheit geraubt haben.

„Was befiehlt unſer heiliges Geſetz dem ruſſiſchen Volke und Heere zu tun?

„Ihren langjährigen Sklavenſinn zu bereuen, ſich gegen die Tyrannei und Entehrung zu rüſten und eine Regierung herzuſtellen, die dem Geſetze Gottes entſpricht."

Es ſchien, daß nicht nur die mit gieriger Aufmerkſamkeit lauſchenden Soldaten und die erſchrockenen Einwohner von Waſſilkow — der Stadthauptmann Pritulenko, der Richter Dragantſchuk, der Poſtmeiſter Beſnoſſikow, der Kanzliſt mit verbundener Backe, der Gutsbeſitzer aus der Steppe, der alte Koſak mit grauem Schnauzbart, die dicke Händlerin und zwei magere Juden in ſchwarzen Käppchen mit roten Schläfenlocken, — daß nicht nur alle dieſe Leute, ſondern auch die melancholiſch gelben Mauern des Kreisrentamtes, des Regiments-Zeughauſes und der Proviant-Magazine mit unſagbarem Erſtaunen zuhörten, als wollten ſie ſagen: „Es iſt nicht das Richtige! Nicht das Richtige!" Aber die in der Sonne girrenden Tauben, die mit Reif wie mit Blüten bedeckten Kirſchbäume, die mit hellem Klingen von den Dächern fallenden Tropfen und der blaue, tiefe Himmel antworteten: „Es iſt das Richtige!"

„Chriſtus hat geſagt: Werdet nicht der Menſchen Knechte, denn ihr ſeid erkauft durch mein Blut," las Beſtuſchew weiter, immer lauter und feierlicher. „Die Welt folgte aber dieſem heiligen Befehle nicht und ſtürzte in einen Abgrund von Unglück. Aber unſere Leiden rührten den Höchſten: heute ſchickt Er uns Freiheit und Rettung. Das ruſſiſche Heer zieht aus, um in Rußland den Glauben und die Freiheit wiederherzuſtellen, auf daß ein Zar im Himmel und auf der Erde ſei — Jeſus Chriſtus."

Als er zu Ende war, trat Stille ein, und in der Stille erklang meine Stimme. Was ich ſagte, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß es einen Augenblick gab, wo ich glaubte, alle

hätten alles verstanden. Mag ich sterben, ohne etwas vollbracht zu haben, aber für diesen Augenblick lohnte es sich zu sterben!

Ich nahm die Mütze ab, bekreuzigte mich, hob den Degen und rief:

„Kinder! Für Glauben und Freiheit! Für den Zaren Christus! Hurra!"

„Hurra!" antworteten sie erst schüchtern und zweifelnd, dann aber ohne jeden Zweifel, wie rasend:

„Hurra, Konstantin!"

Es wäre dumm zu schreien: „Hurra, Jesus Christus!" Darum kam jemand der kluge Gedanke: „Hurra, Konstantin!" Und alle fielen erfreut in diesen Ruf ein; sie begriffen, daß es das Richtige sei.

Auch ich begriff es, als wäre ich wieder in den schrecklichen Schlaf gesunken wie neulich, und ich sah vor mir den verwundeten, blutenden Gebel: er stand an die Wand gelehnt, duckte sich, schützte sich den Kopf mit den Händen, und ich schlug mit dem Gewehrkolben auf ihn ein, wollte ihn erschlagen und konnte es nicht: „Zäh ist der Satan!"

Der Satan lachte über mich triumphierend:

„Hurra, hurra, hurra, Konstantin!"

*

Nein, ich kann nicht mehr davon sprechen: ich schäme mich, und es ist mir schrecklich. Ich habe auch keine Zeit: bald kommt der Tod.

Mögen die anderen erzählen, womit mein Feldzug für den Zaren Christus oder für den Zaren Konstantin geendet hat; wie wir vier Tage lang immer auf dem gleichen Fleck zwischen Wassilkow und Bjelaja-Zerkow, um Triljessy herum, wo man Gebel geschlagen hatte, wie festgebannt im Kreise herumzogen; alle warteten auf Hilfe, aber niemand half uns: alle hatten uns betrogen und verraten. Anfangs hatten wir so viel Freiwillige,

daß wir gar nicht wußten, wie ſie uns vom Halſe zu ſchaffen, aber dann fingen die Offiziere an, uns einer nach dem andern zu verlaſſen, zu der Obrigkeit nach Kiew zu fliehen, manche ſogar in Schlafröcken. Auch der Geiſt der Truppen war geſunken. Als die Soldaten mich baten, ich möchte ihnen erlauben, „ein wenig zu plündern", und ich es ihnen unterſagte, fingen ſie zu murren an: „Murawjow iſt nicht für den Zaren Konſtantin, ſondern für irgendeine Freiheit!" — „Es iſt ein Gott im Himmel, ein Zar auf Erden, — Murawjow betrügt uns!"

Schon in Waſſilkow gab es in den Schenken manchen wüſten Auftritt. Aber während des Marſches mußten wir unterwegs vor jeder Schenke Poſten aufſtellen, und dieſe betranken ſich als die erſten.

Niemals vergeſſe ich, wie ein betrunkener Soldat aus einer Schenke kam und unter unflätigen Flüchen ſchrie:

„Ich fürchte niemand! Vergnüge dich, du Seele! Jetzt iſt die Freiheit!"

*

In allen Schenken ſpricht man vom bevorſtehenden Gemetzel: „Man ſollte zwei Tage die Meſſer ſchleifen und dann losziehen: es iſt ein Ukas vom Zaren gekommen, daß man alle Herren und Juden abſchlachte, damit ſie ganz aus der Welt verſchwinden."

In der Schenke des Mordko Schmulis ſagte ein Koſak aus Tſchugujew: „Wenn das Schlachten losgeht, werde ich keine Pike und keine andere Waffe verlangen, ſondern einen Pfahl zuſpitzen, mit Teer beſtreichen und ſiebzig Herren und ſiebzig Juden darauf aufſpießen." Ein Soldat aus Bjelaja-Zerkow erklärte aber: „Wenn man bei der heiligen Oſtermeſſe ‚Chriſt iſt erſtanden' anſtimmt, ſo wird das Gemetzel losgehen."

So vereinigte das Volk Chriſtus mit der Freiheit!

*

Mögen die anderen erzählen, wie die ſechs beſten Kompagnien meines Bataillons, der Stolz des Regiments, ſich in eine Räuberbande, in betrunkenes Geſindel verwandelten. Ehe ich es mir verſah, war es ſchon geſchehen: ebenſo wie die Milch beim Gewitter ſauer wird, ſo war plötzlich alles ſauer geworden.

Nun begriff ich erſt das Schrecklichſte: für das ruſſiſche Volk bedeutet die Freiheit Auszelaſſenheit, Zügelloſigkeit, Frevel, unendlichen Brudermord; die Sklaverei iſt mit Gott, die Freiheit mit dem Teufel.

Wer weiß: hätte ich mich bereit erklärt, zu einem Hauptmann dieſer Räuberbande, zu einem neuen Pugatſchow zu werden, ſo hätten ſie mich vielleicht nicht verraten: von allen Seiten wären mir die Teufel zu Hilfe gekommen. Wir wären gegen Kiew, Moskau, Petersburg gezogen und hätten vielleicht ein neues ruſſiſches Zarenreich zu errichten verſucht.

*

Am 3. Januar, um die zweite Nachmittagsſtunde traten uns auf der Uſtimowſchen Höhe, in der Nähe des Dorfes Pologi vier Schwadronen der Mariupoler Huſaren mit zwei Geſchützen, unter Befehl des Generalmajors Geismar entgegen. Die Obrigkeit hatte ſolche Angſt bekommen, daß ſie gegen meine tauſend Mann faſt alle Regimenter des Dritten Armeekorps aus Kiew ſchickte. Die Abteilung Geismars war nur zum Rekognoszieren ausgeſandt. Wir wußten, daß alle Offiziere dieſer Abteilung Mitglieder der Geheimen Geſellſchaft waren; daß man ſie aber einen Tag vorher verhaftet und durch andere erſetzt hatte, wußten wir nicht. Wir wurden ſchier wahnſinnig vor Freude; wir dachten, daß ſie uns zu Hilfe kämen, wir glaubten an ein Wunder. Und nicht wir allein, ſondern auch alle Soldaten ohne Ausnahme.

*

Der Tag war wieder so strahlend wie der 31.; der Himmel ebenso blau, tief, lieb, mit einem „lieben Gott". Und wieder gab es wie damals auf dem Platze von Wassilkow einen Augenblick, wo es mir schien, sie hätten alles begriffen, die Räuberbande sei eine Heerschar Gottes.

Die Soldaten zogen mit unerschütterlichem Mut gegen die Geschütze. Ein Schuß krachte, und das Geschoß pfiff über unseren Köpfen hinweg. Wir gingen immer vor. Da heulten die Kartätschen. Das Feuer war mörderisch. Viele sanken verwundet um. Wir gingen immer weiter vor, wir glaubten an ein Wunder.

Plötzlich war es mir, als hätte ich einen Stockhieb über den Kopf bekommen. Ich stürzte vom Pferde und fiel mit dem Gesicht in den Schnee. Als ich zu mir kam, erblickte ich Bestuschew. Er half mir aufstehen und wischte mir das Gesicht mit einem Tuche ab; es war blutüberströmt. Das Tuch war ganz durchnäßt, aber das Blut floß noch immer. Ich war von einer Kartätschenkugel am Kopfe verwundet.

Mein Liebling, der Gefreite Lasykin, ging auf mich zu. Ich erkannte ihn nicht: so unnatürlich war sein Gesicht verzerrt und so seltsam weibisch schluchzte er:

„Warum hast du uns zu Grunde gerichtet, Unmensch, Hundesohn, Anathema!"

Plötzlich hob er das Bajonett und fiel über mich her. Jemand schützte mich vor ihm. Die Soldaten umringten uns und führten uns zu den Husaren.

Später erfuhr ich, daß sie ihre Gewehre weggeworfen und sich ohne einen Schuß ergeben hatten, als sie eingesehen, daß kein Wunder geschehen werde.

Am Abend brachte man uns unter Bewachung nach Triljeſſy — wieder dieſer verdammte Ort — und ſperrte uns in eine leere Dorfſchenke. Bruder Matwej trieb irgendwo ein Bett auf und legte mich darauf. Infolge des Blutverluſtes aus der unverbundenen Wunde hatte ich fortwährend Ohnmachtsanfälle. Es war mir ſchwer zu liegen: mein Bruder hob meinen Kopf und legte ihn ſich auf die Schulter.

In der Ecke uns gegenüber lag auf dem Stroh Kuſmin, ebenfalls verwundet: alle Knochen ſeiner rechten Schulter waren von einer Kartätſchenkugel zerſplittert. Er litt wohl entſetzliche Schmerzen, zeigte es aber nicht, er ſtöhnte ſogar nicht, ſo daß niemand merkte, daß er verwundet war.

Der Abend brach an. Man machte Licht. Kuſmin bat meinen Bruder, er möchte näher kommen. Jener zeigte ſchweigend auf meinen Kopf. Nun kroch Kuſmin mit großer Mühe zu ihm heran, drückte ihm die Hand mit jenem geheimen Zeichen, an dem die Vereinigten Slaven einander erkannten, und kroch wieder in ſeine Ecke zurück. Niemand hatte Luſt zu ſprechen; alle ſchwiegen.

Plötzlich krachte ein Schuß. Ich wurde bewußtlos. Als ich wieder zu mir kam, ſah ich durch den Pulverrauch, der die Stube noch füllte, Kuſmin in der Ecke auf dem Stroh mit blutendem Kopf liegen. Er hatte ſich aus der Piſtole, die er im Ärmel ſeines Mantels verſteckt hatte, eine Kugel in die Schläfe gejagt.

„Freiheit oder Tod", hatte er geſchworen; und er hat den Eid gehalten.

*

Auf der Uſtimowſchen Höhe fiel auch mein jüngſter Bruder, Ippolit Iwanowitſch Murawjow-Apoſtol, ein neunzehnjähriger Jüngling.

Am 31. Dezember, unmittelbar vor unſerm Ausmarſche war er mit einer Poſttroika auf den Stadtplatz von Waſſilkow ge-

kommen. Kurz vorher hatte er die Schlußprüfung an der Schule der Kolonnenführer glänzend beſtanden und war zum Offizier befördert und zum Stab der Zweiten Armee kommandiert worden. Er hatte Petersburg am 13. Dezember verlaſſen, um uns von der Nordiſchen Geſellſchaft die Nachricht zu überbringen, daß der Aufſtand ausgebrochen ſei, und uns um Hilfe zu bitten.

Ich wollte ihn retten, flehte ihn an, weiterzufahren, aber er blieb bei uns. Er glaubte mehr als alle an ein Wunder. Gleich auf dem Platze tauſchte er mit Kuſmin die Piſtolen und leiſtete auch den Eid: „Freiheit oder Tod" — und er hielt den Eid. Als er auf der Uſtimowſchen Höhe ſah, wie ich von der Kartätſchenkugel getroffen hinfiel, glaubte er, daß ich tot ſei und tötete ſich ſelbſt durch einen Schuß in den Mund.

*

Am 4. Januar beim Morgengrauen fuhr ein Schlitten vor, der mich und meinen Bruder Matwej nach Bjelaja-Zerkow bringen ſollte. Wir baten die Begleitmannſchaften um die Erlaubnis, von der Leiche Ippolits Abſchied zu nehmen. Sie wollten es uns lang nicht erlauben; endlich brachten ſie uns in eine unbewohnte Hütte. In der leeren, dunklen, kalten Hütte lagen auf dem nackten Boden die nackten Körper der Toten: die Huſaren hatten ſich wohl nicht geſchämt, ſie auszuplündern und nackt auszuziehen. Unter ihnen lag auch die Leiche Ippolits. In ſeiner Nacktheit war er ſchön wie ein junger Gott. Der Schuß hatte ſein Geſicht nicht im Geringſten entſtellt, nur an der linken Wange unter dem Auge war ein kleiner dunkler Fleck. Der Geſichtsausdruck war ſtolz und ruhig.

Mein Bruder half mir niederzuknien. Ich küßte den Toten auf den Mund und ſagte:

„Auf Wiederſehen!"

Seltſam: ich machte mir Gewiſſensbiſſe wegen aller, die ich ins Verderben geſtürzt habe, aber nicht wegen Ippolit — des reinſten Opfers der reinſten Liebe.

Damals ſagte ich: „auf Wiederſehen!" Jetzt weiß ich ſchon, daß das Wiederſehen bald kommt. Du wirſt mich dort als erſter begrüßen, mein Ippolit, mein Engel mit weißen Schwingen!

*

Morgen, am 12. Juni, wird das Urteil bekanntgegeben.

*

Das Urteil iſt veröffentlicht: Peſtel, Rylejew, Kachowſkij, Beſtuſchew-Rjumin und ich ſind zur Vierteilung verurteilt. Aber „der Barmherzigkeit des Monarchen entſprechend", wird die Strafe auf den „Tod durch den Strang" herabgeſetzt. Sie halten es für eine Gnade, das Vierteilen durch den Galgen zu erſetzen. Aber ich glaube noch immer, daß man uns erſchießen wird: in Rußland hat man noch niemals Offiziere gehängt.

*

Das gleiche Urteil trifft auch die Toten: Kuſmin, Schtſchepilo, Ippolit Murawjow-Apoſtol; da man aber Tote weder erhängen noch vierteilen kann, wurde angeordnet, „nach Verleſung des Urteils auf ihren Gräbern ſtatt Kreuzen Galgen aufzuſtellen und an dieſe ihre Namen zur ewigen Schande anzuſchlagen".

*

Man wird alle wie die Hunde in eine gemeinſame Grube werfen, in ein Grab ohne Kreuz, wahrſcheinlich dort in Bjelaja-Zerkow, in der Nähe der Uſtimowſchen Höhe.

„Bjelaja-Zerkow" — „Weiße Kirche" — ein bedeutungsvoller Name. Möge über uns die Weiße Kirche ſtrahlen!

Ich erinnere mich an meine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Nikolai Pawlowitſch. Er verſprach, uns alle zu begnadigen, er umarmte und küßte mich und weinte: „Vielleicht verdiene ich nicht weniger Mitleid als ihr. Je ne suis qu'un pauvre diable."

Der arme Teufel, der ärmſte aller Teufel! Gott verzeihe es ihm: er ſelbſt weiß nicht, was er tut.

*

Morgen iſt die Exekution. Ob man uns erſchießen oder erhängen wird, iſt mir ganz gleich, — daß es nur ſchneller ein Ende nimmt. Ich werde den Tod wie die beſte Gottesgabe empfangen.

*

Bruder Matwej beneidet mich: er ſagt, daß der Tod für ihn ein Glück wäre. Er denkt nur an Selbſtmord. Er will freiwillig verhungern. Ich beſchwöre ihn in meinen Briefen bei unſerer verſtorbenen Mutter, nichts gegen ſein Leben zu unternehmen: „Eine Seele, die ihren Körper eigenmächtig vor der Zeit verlaſſen hat, kommt an eine wüſte Stätte und wird von denen, die ſie liebte, ewig getrennt ſein.“ Ich ſchreibe es und denke mir dabei: mit einem gebrochenen Bein kann man nicht gehen, mit einer gebrochenen Seele kann man nicht leben.

*

Bruder Matwej will nicht leben, und Beſtuſchew will nicht ſterben. Er iſt dreiundzwanzig Jahre alt, faſt noch ein Kind. Das Todesurteil hatte er nicht erwartet, er hatte noch bis zum letzten Augenblick gehofft. Er quält ſich und verzagt. Auch jetzt höre ich, wie er in ſeiner Zelle herumrennt und um ſich ſchlägt wie ein Vogel im Käfig. Ich kann es nicht ertragen!

*

Bruder Matwej und Beſtuſchew ſind die größten Gegenſätze. Der eine iſt allzu ſchwer, der andere allzu leicht: ſie ſind wie zwei Wagſchalen, und ich bin zwiſchen ihnen wie ein ewig zitterndes Zünglein. Bruder Matwej glaubte gar nicht an ein Wunder, Beſtuſchew glaubte blind, und ich glaubte halb. Vielleicht bin ich darum zu Grunde gegangen.

*

Ich ſah im Traume Ippolit und Mama. Ich empfand eine ſolche Freude, wie man ſie im Wachen niemals empfindet. Beide ſagten, ich ſei dumm und wiſſe das Wichtigſte nicht.

*

Ich ſitze auf No. 12 im Kronwerk-Wall, und neben mir auf No. 11 ſitzt Valerian Michailowitſch Golizyn, den man aus dem Alexej-Ravelin hergebracht hat. Als alle Kaſematten beſetzt waren und für die neuen Verhafteten Platz fehlte, teilte man die Zellen durch Holzwände in einzelne Käfige ab. Die Balken aus friſchem Holze ſind eingetrocknet und haben Spalten bekommen. Durch eine ſolch Spalte unterhalte ich mich mit Golizyn. Ich liebe ihn. Er begreift alles: alles, auch er iſt ein Freund Tſchaadajews. Schade, daß ich keine Zeit habe, mir alles aufzuſchreiben. Wir ſprachen vom Sohn und vom Geiſt, von der Erde der Allerreinſten Mutter. Und ich fühle ebenſo wie im Traume, daß ich etwas Wichtiges nicht wiſſe.

*

Ich will dieſe Blätter Golizyn geben; ſoll er ſie leſen und P. Pjotr Myſlowſkij übergeben: dieſer verſprach mir, ſie aufzuheben.

In den letzten Tagen ſchreibe ich ganz frei und verſtecke das Geſchriebene nicht. Tinte und Papier bekomme ich, ſo viel ich will. Sie verhätſcheln das Opfer.

Aber ich muß enden: heute Nacht iſt die Exekution. Ich werde die Flaſche verſiegeln und in den Ozean der Zukunft werfen.

*

Die Sonne ſinkt, meine letzte Sonne. Auch heute iſt ſie ebenſo blutig wie an allen dieſen Tagen. Infolge der Hitze und der Trockenheit brennen die Wälder und die Torfmoore in der Umgebung der Stadt. Die Luft iſt von Rauch erfüllt. Die Sonne iſt, wenn ſie aufgeht und untergeht, wie eine trübe rote Kugel,

und am Tage glüht sie durch den Rauch wie ein abgebranntes Holzscheit.

Oh, diese blutige Sonne, die blutige Fakel der Eumeniden, sie ist vielleicht unseretwegen über Rußland aufgegegangen und wird nie mehr untergehen!

*

Ich hatte einen Traum.

Ich ziehe mit meuternden Kompagnien, mit einer Räuberbande als Sieger durch ganz Rußland. Überall Freiheit ohne Gott, Frevel, unendlicher Brudermord. Und über ganz Rußland, über der schwarzen Brandstätte steht die blutige Sonne, der blutige Kelch des Teufels. Und ganz Rußland, eine Räuberbande, betrunkenes Gesindel, geht mir nach und schreit:

„Hurra, Pugatschow-Murawjow! Hurra, Jesus Christus!"

*

Mir ist dieser Traum nicht mehr schrecklich; wird er aber vielleicht unseren Enkeln und Urenkeln schrecklich sein?

*

Nein, Tschaadajew hat Unrecht: Rußland ist kein unbeschriebenes Blatt Papier; es steht darauf schon geschrieben: Reich des Tieres. Schrecklich ist der Zar—Tier; noch schrecklicher ist vielleicht das Volk—Tier.

*

Rußland wird nicht gerettet werden, ehe sich seinem Schoße ein Schrei des Schmerzes und der Reue entringt, dessen Widerhall die ganze Welt erfüllt.

*

Ich höre schwere Schritte: das Tier kommt.

*

Rußland geht zu Grunde, Rußland geht zu Grunde. Gott, rette Rußland!

Siebentes Kapitel

„Wenn ich in die Kaſematte Sſergej Iwanowitſchs komme, empfinde ich die gleiche Andacht, wie wenn ich beim Gottesdienſt vor den Altar trete." An dieſe Worte des P. Myſlowſkij mußte Golizyn denken, als er die Aufzeichnungen Murawjows, ſein „Vermächtnis an Rußland" geleſen hatte.

Das Fenſter ſeiner Zelle ſtand offen. Die Feſtungsbehörde hatte erlaubt, in dieſen unerträglich heißen Julitagen die Fenſter offen zu halten: ſonſt müßten die Arreſtanten erſticken. Durch die nächtliche Stille klang vom Kronwerk das Klopfen einer Axt und eines Hammers herüber. Solange Golizyn las, hörte er das Klopfen nicht, als er aber zu Ende war, horchte er auf.

„Tuck – tuck – tuck". Stille und dann wieder: „Tuck – tuck – tuck." – Was machen ſie wohl? fragte er ſich.

Schon am Morgen hatte er auf dem Wall Zimmerleute bemerkt, die etwas bauten; ſie hoben bald zwei ſchwarze Pfoſten in die Höhe und ließen ſie bald wieder ſinken. Ein berittener Generaladjutant mit weißem Federbuſch auf dem Hut beobachtete durch ein Lorgnon die Arbeit der Zimmerleute. Dann gingen alle weg.

Und nun wieder dieſes: „Tuck – tuck – tuck." Golizyn trat ans Fenſter und ſah hinaus. Die Julinacht war hell, aber die Luft wie an allen dieſen Tagen von Rauch und Dunſt erfüllt. Auf dem Wall bewegten ſich im Nebel Schatten: ſie hoben zwei ſchwarze Pfoſten in die Höhe und ließen ſie wieder ſinken. – Was machen ſie? Was machen ſie? fragte ſich Golizyn.

Aus der Nachbarzelle tönte aber Geflüſter: Murawjow ſprach durch eine Spalte in der Wand mit Beſtuſchew: er bereitete ihn auf den Tod vor.

Golizyn legte sich aufs Bett und zog sich die Decke über den Kopf. Er dachte an sein gestriges Gespräch mit P. Pjotr von den fünf zum Tode Verurteilten. „Erschrecken Sie nicht vor dem, was ich Ihnen sagen werde," hatte Myslowskij gesagt. „Man wird sie zum Galgen führen, aber im letzten Augenblick wird ein Bote vom Zaren mit der Begnadigung geritten kommen." — „Die Konfirmation ist ja schon unterschrieben," erwiderte Golizyn. — „Die Konfirmation ist bloß eine Dekoration!" flüsterte P. Pjotr mit geheimnisvoller Miene.

Golizyn erinnerte sich auch der andern Gerüchte über die Begnadigung.

Alle Gefängnisbeamten waren überzeugt, daß die Todesstrafe nicht vollzogen werden würde. „Man wird alle begnadigen," sagte der Platz-Major Poduschkin, „die Todesstrafe ist in Rußland gesetzlich abgeschafft; kann denn der Kaiser das Gesetz verletzen?" — „Man wird sie begnadigen," sagten auch die Wachtposten: „der Kaiser selbst ist am Vierzehnten schuld; warum soll er die andern hinrichten lassen?"

Die Kaiserin-Witwe Maria Fjodorowna erhielt, wie man sich erzählte, vom Kaiser einen Brief, in dem er sie beruhigte und sagte, daß kein Blut vergossen werden würde. Die Kaiserin Alexandra Fjodorowna hatte ihren Mann auf den Knien um Gnade für die Verurteilten angefleht. „Ich werde Rußland und Europa in Erstaunen setzen," hatte der Kaiser zu Herzog Wellington gesagt.

Auf das vom Obersten Gericht gefällte Urteil hatte der Kaiser erklärt, daß er „nicht nur dem Vierteilen, als einer grausamen Strafe, sondern auch dem Erschießen, als einer Strafe, die nur für militärische Vergehen vorgesehen sei, und sogar dem einfachen Köpfen, mit einem Worte jeder Strafe, die mit Blutvergießen verbunden sei, seine Zustimmung versagen werde."

Die Richter beſchloſſen daraufhin: „erhängen". Die Hinrichtung durch den Strang ſei ja kein Blutvergießen. Vielleicht hatten ſie ſich geirrt: nicht erhängen, ſondern begnadigen?

Vergebens zog ſich Golizyn die Decke über den Kopf: „Tuck – tuck – tuck." Stille und dann wieder: „Tuck – tuck – tuck."

— Wer richtet hin? Der Zar oder Rußland, das Tier oder das Reich des Tieres? — fragte er ſich plötzlich und ſprang entſetzt auf. Dort auf dem Wall ragen und ſinken zwei ſchwarze Pfoſten, und auf ihnen ſchwankt das Schickſal Rußlands wie auf einer ſchrecklichen Wage. — Jeruſalem, Jeruſalem, die du töteſt die Propheten und ſteinigeſt, die zu dir geſandt ſind! Wenn du es wüßteſt, ſo würdeſt du auch bedenken zu deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet. Aber nun iſt es vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg ſchlagen, dich belagern und aller Orten ängſten. Und werden dich ſchleifen und keinen Stein auf dem andern laſſen, darum, daß du nicht erkannt haſt die Zeit, darinnen du heimgeſucht biſt.

Golizyn ſank in die Knie und vereinigte ſein Flüſtern mit dem, das durch die Wand zu ihm drang:

„Rußland geht zugrunde, Rußland geht zugrunde! Gott, rette Rußland!"

P. Pjotr reichte Rylejew das Heilige Abendmahl und erteilte ihm die Abſolution. Als er ſeine Zelle verlaſſen hatte, zog Rylejew die Uhr aus der Taſche: neunzehn Minuten auf eins. Er wußte, daß man ihn um drei holen würde. Alſo blieben ihm noch zwei Stunden und einundvierzig Minuten. Er legte die Uhr auf den Tiſch und verfolgte die Bewegung des Zeigers: neunzehn, zwanzig, einundzwanzig Minuten. Nun, iſt es ſchrecklich? Nein, es iſt nicht ſchrecklich, es iſt nur ſonderbar. Es

erinnerte an einen Zuſtand, von dem er einmal in einem aſtronomiſchen Buche geleſen hatte: wäre der Menſch auf einen kleineren Planeten geraten, ſo könnte er leicht die fürchterlichſten Laſten heben und die ſchwerſten Steine wie leichte Bälle von ſich ſchleudern.

Oder es glich auch dem „magnetiſchen Zuſtande" (er hatte ſich einmal für den Mesmerismus intereſſiert und auch das in einem Buche geleſen): wenn man einer Somnambule eine Nadel in den Körper bohrt, ſo fühlt ſie es nicht. Ebenſo bohrte auch er eine Nadel nach der andern in ſeine Seele und probierte, ob er nicht doch Schmerz empfinden würde.

Die Furcht wirkte nicht; vielleicht wird er den Haß fühlen? Er dachte an ſeinen Haß auf den Kaiſer. — Er hat mich betrogen, verführt, erniedrigt, gequält, geſchändet und nun tötet er mich. — Aber er fühlte auch keinen Haß. Er begriff, daß ihn zu haſſen dasſelbe ſei, wie mit der Fauſt auf die Wand zu hauen, an der man ſich angeſchlagen hat.

Und die Scham? Früher brannte ihn die Scham wie glühendes Eiſen, wenn er ſich erinnerte, wie Kachowſkij ihn bei der Konfrontation ins Geſicht geſchlagen und angeſchrieen hatte: „Schurke!" Aber auch die Scham brannte nicht, ſie war erloſchen, wie glühendes Eiſen im Waſſer. Mag Kachowſkij es niemals erfahren, mag es kein Menſch erfahren, daß er, Rylejew, kein Schurke iſt, — ihm genügt, daß er es ſelbſt weiß.

Er verſuchte noch die letzte, ſpitzeſte Nadel — Mitleid. Er dachte an Nataſcha. Er blätterte in ihren Briefen und las:

„Ach mein lieber Freund, ich weiß nicht, wie mir iſt. Zwiſchen Angſt und Hoffnung warte ich auf den entſcheidenden Augenblick. Verſetze dich nur in meine Lage: ganz allein auf der Welt mit einem unſchuldigen Waiſenkind! Wir haben ja dich allein gehabt, und du warſt unſer einziges Glück. Ich bete zu Gott, er

möchte mich mit der Nachricht trösten, daß du unschuldig bist. Ich kenne deine Seele: du hast nie etwas Böses gewollt, hast immer nur Gutes getan. Ich beschwöre dich, verzage nicht und hoffe auf die Güte Gottes und auf das Mitleid unseres engelgleichen Kaisers. Leb wohl, mein unglücklicher Märtyrer. Gottes Güte sei mit dir. Das Leibchen und die zwei Nachtmützen werde ich dir mit der Wäsche schicken. Nastenjka geht es gut. Sie glaubt, du seist in Moskau. Ich sage ihr, daß wir bald zu Papa reisen. Sie ist sehr froh und ungeduldig und fragt, ob wir bald reisen."

Darunter stand in Nastenjkas großer Kinderhandschrift:

„Lieber Papa, ich küsse dir die Hand. Komm schneller zu mir, ich sehne mich nach dir. Wir wollen zusammen zur Großmutter fahren."

Plötzlich fühlte er, wie ihm etwas die Augen verschleierte. Tränen? Die Nadel war durch das tote Fleisch gegangen und in das lebende eingedrungen. Tut es weh? Ja, aber nicht allzu sehr. Nun ist es schon vorbei. Er dachte sich bloß: es ist gut, daß er auf den Abschiedsbesuch Nataschas verzichtet hatte; er hätte sie zu sehr erschreckt: denn den Lebenden sind die Toten schrecklich; je näher sie ihnen im Leben standen, umso schrecklicher sind sie ihnen im Tode.

Es fiel ihm ein, daß er ihr etwas schreiben müsse. Er setzte sich an den Tisch, tauchte die Feder in die Tinte, wußte aber nicht, was zu schreiben. Er tat sich Zwang an und log: „Ich empfinde eine so tröstliche Ruhe, daß ich es gar nicht sagen kann. Liebste Freundin, wie heilsam ist es doch, ein Christ zu sein!"

Er lächelte. P. Pjotr hatte ihm neulich mitgeteilt, daß die Bischöfe, die zum Obersten Gericht gehörten, sich geweigert hätten, das Todesurteil zu unterschreiben: „Wie auch das Urteil ausfällt, werden wir ihm nicht widersprechen, aber in Anbetracht

unſeres geiſtlichen Standes können wir es nicht unterſchreiben." So geriet ihm auch der Brief: „in Anbetracht".

Bei Durchſicht der Briefe Natašchas fand er auch die Entwürfe ſeiner eigenen Briefe an ſie, die zum größten Teil von Geld- und Wirtſchaftsſachen handelten. Er ſah auch dieſe Zettel durch.

„Man muß 700 Rubel in die Leihbank einzahlen ... Bezahle dem jüdiſchen Schneider Jauchze die Schuld, wenn du erfährſt, daß Kachowſkij nicht bezahlen kann ... Die Aktien liegen in meinem Schreibtiſch, in der oberen Schublade links ... Laß den Hafer und das Heu auf dem Gute verkaufen ... Ich würde gerne den Schulzen Konon freilaſſen, aber es wäre doch ſchade: er iſt ein ehrlicher Alter, ſolche findet man heute nicht ſo leicht ..."

Wie ein Menſch ſich wundert, wenn er ſein altes Bildnis ſieht, ſo wunderte er ſich auch: Bin ich es wirklich?

Plötzlich empfand er Ekel.

Wie in der Fremde drückt das Leben,
Wann werf ich's ab, wann geht es fort?
Wer wird mir Taubenſchwingen geben,
Zu fliegen auf, zu ruhen dort?
Ein ſtinkend Grab iſt mir die Erde,
Die Seele drängt ſich aus dem Leib ...

Ein ſtinkender Hauch des Lebens wehte ihn an. Wahrſcheinlich ſpüren nicht nur die Lebendigen den Geſtank der Toten, ſondern auch die Toten den der Lebendigen.

Er blickte auf das Heiligenbild: ob er nicht beten ſolle? Nein, das Gebet iſt zu Ende. Jetzt iſt alles ein Gebet: wenn er atmet, betet er; auch wenn er in der Schlinge erſtickt, wird er beten.

Er wurde nachdenklich, aber ſeltſam: er hatte dabei keine Gedanken. Er unterſchied ſeine Gedanken nicht, wie man in einem

ſich ſchnell drehenden Rade die Speichen nicht unterſcheidet. Er wiederholte nur mit immer anwachſendem Erſtaunen: „Da iſt es, da iſt es, es — es — es!“

Er fühlte ſich müde und legte ſich hin. Er dachte ſich noch: — Daß ich nur nicht einſchlafe; man ſagt, daß die zum Tode Verurteilten beſonders feſt ſchlafen, — und ſchlief ein.

Ihn weckten Schritte und das Zuſchlagen von Türen im Korridor. Er ſprang auf und ſah nach der Uhr: drei Uhr vorbei. Schlöſſer und Riegel klirrten. Er erſchauerte vor Entſetzen, als hätte man ihn mit dem Kopf in eiskaltes Waſſer getaucht.

Als er aber dem Platz-Major Poduſchkin und dem Wärter Troſimow, die in die Zelle traten, ins Geſicht blickte, war das Entſetzen ſofort verſchwunden, als hätte er es von ſich genommen und ihnen mitgeteilt: er empfand kein Grauen mehr, das Grauen hatte ſich ihrer bemächtigt.

„Jegor Michailowitſch, ſchon?“ fragte er Poduſchkin.

„Nein, es iſt noch viel Zeit. Ich wäre noch nicht gekommen, aber ſie haben es auf einmal eilig, obwohl ſie noch gar nicht fertig ſind . . .“

Rylejew begriff: der Galgen iſt noch nicht fertig. Poduſchkin ſah ihm nicht in die Augen, als ſchämte er ſich. Ebenſo Troſimow. Rylejew merkte, daß er ſich auch ſelbſt ſchämte. Es war die Scham vor dem Tode, die dem Gefühl des Nacktſeins gleicht: wie die Kleidung vom Leibe fällt, ſo fällt der Leib von der Seele.

Troſimow brachte Ketten, Sträflingskleider, — Rylejew hatte noch immer den Frack an, in dem er verhaftet worden war, — und ein reines Hemd aus der letzten Sendung Nataſchas: nach ruſſiſcher Sitte werden Sterbende mit reiner Wäſche bekleidet.

Er zog sich um, setzte sich an den Tisch und begann, während ihm Trofimow die Fußfesseln anlegte, einen Brief an Natascha. Es wurde wieder „in Anbetracht"; aber er kümmerte sich nicht mehr darum: sie wird ihn auch so verstehen. Nur eine Stelle kam wirklich vom Herzen: „Meine Freundin, du hast mich während acht Jahren glücklich gemacht. Worte können meine Gefühle nicht wiedergeben. Gott wird es dir vergelten. Sein heiliger Wille geschehe."

Nun kam P. Pjotr. Er begann von Buße, Verzeihung und Ergebenheit in den Willen des Herrn zu sprechen. Da er aber merkte, daß Rylejew ihm nicht zuhörte, schloß er einfach:

„Kondratij Fjodorowitsch, haben Sie vielleicht noch Wünsche?"

„Nein, was soll ich noch wünschen? Ich glaube, es ist alles, P. Pjotr," antwortete Rylejew ebenso einfach und lächelte. Er wollte sogar scherzen: „Die Konfirmation ist aber doch keine Dekoration!" Als er aber Myslowski anblickte und seine Scham und sein Entsetzen sah, fühlte er Mitleid mit ihm. Er nahm seine Hand und drückte sie sich aufs Herz.

„Fühlen Sie, wie es schlägt?"

„Ja."

„Schlägt es gleichmäßig?"

„Ja, gleichmäßig."

Er holte ein Tuch aus der Tasche und gab es dem Geistlichen.

„Übergeben Sie es dem Kaiser. Sie werden es nicht vergessen?"

„Nein. Was soll ich ihm sagen?"

„Nichts. Er weiß es selbst."

Es war das Tuch, mit dem Nikolai Rylejew die Tränen abgewischt hatte, als er beim Verhör zu seinen Füßen weinte, durch die Gnade des Zaren „niedergeschmettert".

Poduſchkin ging hinaus und kam mit ſolcher Miene zurück, daß Rylejew begriff, daß es Zeit ſei.

Er ſtand auf, ſah das Heiligenbild an und bekreuzigte ſich; er bekreuzigte auch Trofimow, Poduſchkin und P. Pjotr ſelbſt; er lächelte ihm dabei zu, als wollte er ſagen: „Jetzt nicht du mich, ſondern ich dich.“ Er machte nach allen Seiten das Zeichen des Kreuzes, als bekreuzigte er ſeine unſichtbaren Freunde und Feinde; es war, als täte er es nicht von ſelbſt, ſondern folge einem fremden Befehl. Seine Gebärden waren ſo ſicher und befehlend, daß niemand ſich wunderte und alle es als ſelbſtverſtändlich hinnahmen.

„Nun, Jegor Michailowitſch, ich bin fertig!“ Und alle verließen die Zelle.

Achtes Kapitel

Kachowſkij blieb ſich bis ans Ende treu. „Ich habe allein gelebt und werde allein ſterben.“

Wenn er im Korridor ſeinen Genoſſen begegnete, ſprach er mit niemand und gab niemand die Hand; er hielt nach wie vor alle für „Schurken“. Er war in ſeinem Haß erſtarrt.

Tag und Nacht las er. Die Bücher ſchickte ihm die Tochter des Platz-Majors, Adelaida Jegorowna. Das Fenſter ſeiner Zelle ſah gerade auf die Wohnung Poduſchkins. Die alte Jungfer hatte ſich in Kachowſkij verliebt. Sie ſaß immer am Fenſter und ſang zur Guitarre:

Er ſaß im Kerker hinter Mauern
Und hatte Not zu überſtehn.
Gewiß, Sie würden ihn bedauern,
Könnten Sie nur den Ärmſten ſehn!

Kachowſkij hatte ein zärtliches Herz, aber kurzſichtige Augen. Ihr Geſicht ſah er nicht, er ſah nur Kleider in allen Farben des Regenbogens: blaue, grüne, gelbe und roſa. Sie erſchien ihm wunderſchön wie dem Don Quichote ſeine Dulcinea.

Über die Bücher fiel er mit Heißhunger her. Beſonders gern las er die „Göttliche Komödie". Er hatte Reiſen im Auslande gemacht, war auch in Italien geweſen und verſtand ein wenig Italieniſch.

Von Farinata und Kapaneus war er entzückt. „Quel magnanimo, dieſer großmütige" Farinata degli Uberti quält ſich im ſechſten Kreiſe der Hölle, auf dem feurigen Friedhofe der gottloſen Epikuräer. Als Dante und Vergil auf ihn zugehen, erhebt er ſich aus ſeinem feurigen Grabe

. . . bis zu der Bruſt, mit einer ſolchen Stirn,
Als hätt er für die Hölle nur Verachtung.
Come avesse lo inferno in gran dispitto.

Und der Rieſe Kapaneus, einer der ſieben Heerführer, die Theben belagert hatten, der wegen Gotteslästerung von Zeus in die Hölle geſchleudert worden iſt, liegt nackt auf nackter Erde unter ewigem Feuerregen.

Wer iſt der Große, welcher, dieſe Glut
Verachtend, liegt, die Blicke trotzig hebend,
Noch nicht erweicht von dieſer Feuerflut?

fragt Dante Vergil, und Kapaneus antwortet ihm:

Qual fui vivo' tal son morto!
Tot bin ich wie einſt lebend!
Sei auch mit Arbeit Jovis Schmied geplagt,
Von welchem er den ſpitzen Pfeil bekommen,
Den er zuletzt in meine Bruſt gejagt,
Gewiß, daß nie ihm frohe Rache lacht!

Kachowſkij ſelbſt glich dieſen beiden großen Verächtern der Hölle.

Als P. Pjotr ihn bei der Beichte in der letzten Nacht vor der Hinrichtung fragte, ob er ſeinen Feinden verzeihe, antwortete Kachowſkij:

„Ich verzeihe allen, außer zwei Schurken: dem Kaiſer und Rylejew."

„Mein Sohn, vor dem Heiligen Abendmahl, vor dem Tode..." entſetzte ſich P. Pjotr. „Ich beſchwöre dich bei Gott: demütige dich und verzeihe . . ."

„Ich verzeihe nicht."

„Was ſoll ich nun mit dir anfangen? Wenn du nicht verzeihſt, kann ich dir kein Abendmahl reichen."

„Alſo nicht."

P. Pjotr mußte die Sünde auf ſich nehmen und einem Unbußfertigen das Abendmahl reichen.

Als aber Poduſchkin und Troſimow zu ihm kamen, um ihn zur Hinrichtung zu führen, ſah Kachowſkij ſie ſo an, „als hätt' er für die Hölle nur Verachtung".

„Er ging in den Tod, wie man in ein anderes Zimmer geht, um ſeine Pfeife zu rauchen," ſagte Poduſchkin erſtaunt.

„Pawel Iwanowitſch Peſtel iſt der hervorragendſte unter allen Verſchwörern," pflegte P. Pjotr zu ſagen. „Er iſt ein tiefſinniger Mathematiker und glaubt an ſein Recht wie an eine mathematiſche Wahrheit. Er iſt immer und überall der gleiche. Nichts vermag ſeine Feſtigkeit zu erſchüttern. Er ſcheint im Stande zu ſein, auf ſeinen Schultern die Laſt zweier Berge zu tragen."

„Ich habe nicht ordentlich zugehört, was man mit uns tun will; aber es iſt ganz gleich, wenn es nur ſchneller ein Ende nimmt!" ſagte Peſtel nach Verleſung des Urteils.

Als der Paſtor Reinbot ihn fragte, ob er ſich auf den Tod vorbereitet habe, antwortete er:

„Es tut einem leid, ſeinen altvertrauten Schlafrock zu vertauſchen," antwortete Peſtel.

„Was für einen Schlafrock?"

„Unſer ruſſiſcher Dichter Delwig hat einmal geſagt:

Fürchten uns nicht vor dem Tode, doch leid tuts den Körper zu laſſen,
So wie den Schlafrock vertraut jeder nur unluſtig tauſcht."

„Glauben Sie an Gott, Herr Peſtel?"

„Was ſoll ich ſagen? Mon coeur est matérialiste, mais ma raison s'y refuse. Mit dem Herzen glaube ich nicht, aber mit meiner Vernunft weiß ich, daß es etwas geben muß, was die Menſchen Gott nennen. Gott iſt in der Metaphyſik ebenſo notwendig, wie die Null in der Mathematik."

„Schrecklich! Schrecklich!" flüſterte Reinbot und begann von der Unſterblichkeit und vom Leben nach dem Tode zu ſprechen.

Peſtel hörte ihm zu mit der Miene eines Menſchen, der ſchlafen will; ſchließlich unterbrach er ihn mit einem Lächeln:

„Offen geſtanden, habe ich das hieſige Leben ſatt. Das Geſetz der Welt iſt das Geſetz der Identität: a iſt a, Pawel Iwanowitſch Peſtel iſt Pawel Iwanowitſch Peſtel. Und das iſt ſchon ſeit dreiunddreißig Jahren ſo. Furchtbar langweilig! Dann ziehe ich ſchon das Nichts vor. Dort iſt nichts, aber auch hier iſt dasſelbe. Aus dem einen Nichts ins andere. Der gute Schlaf iſt ohne Träume, der gute Tod ohne Jenſeits. Ich will ſo furchtbar ſchlafen, Herr Paſtor."

„Schrecklich! Schrecklich!"

Vom Abendmahl wollte er nichts wiſſen.

„Ich danke Ihnen, ich brauche es abſolut nicht."

Und als Reinbot ihn ermahnte, zu bereuen, ſagte er, ein Gähnen unterdrückend:

„Ach, Herr Reinbot, wollen wir uns doch lieber über Politik unterhalten.“

Und er begann vom engliſchen Parlament zu ſprechen. Reinbot erhob ſich.

„Entſchuldigen Sie, Herr Peſtel, ich kann nicht von ſolchen Dingen mit einem Menſchen ſprechen, der in den Tod geht.“

Nun ſtand auch Peſtel auf und reichte ihm die Hand.

„Alſo gute Nacht, Herr Reinbot.“

„Was ſoll ich Ihren Eltern ausrichten?“

Über Peſtels gedunſenes, gelbes, verſchlafenes Geſicht, — er hatte in dieſem Augenblick beſondere Ähnlichkeit mit Napoleon nach Waterloo, — huſchte ein Schatten.

„Richten Sie ihnen aus,“ ſagte er mit bebender Stimme, „daß ich vollkommen ruhig bin, an ſie aber nicht ohne Schmerz denken kann. Übergeben Sie dieſen Brief meiner Schweſter Sophie.“

Der Brief war franzöſiſch und ganz kurz:

„Ich danke dir tauſendmal, liebe Sophie, für die Zeilen, die du dem Briefe unſerer Mutter beigefügt haſt. Ich bin gerührt von deiner zärtlichen Teilnahme und deiner Freundſchaft. Glaube mir, meine Freundin, keine Schweſter iſt noch von ihrem Bruder ſo zärtlich geliebt worden, wie du von mir. Leb wohl, meine liebe Sophie. Dein dich zärtlich liebender Bruder und aufrichtiger Freund Peſtel.“

Nachdem er den Brief Reinbot eingehändigt hatte, geleitete er ihn zur Tür, als wollte er ihn ſchneller loswerden. Aber in der Tür blieb er ſtehen, drückte ihm feſt die Hand und ſagte mit einem Lächeln:

„Gute Nacht, Herr Paſtor. Sagen Sie mir doch auch ganz einfach: gute Nacht!"

„Ich kann Ihnen nichts ſagen, Herr Peſtel. Ich kann nur ..."

Reinbot kam nicht weiter, ſchluchzte, umarmte ihn und ging.

„Ein ſchrecklicher Menſch!" erzählte er ſpäter: „Es war mir, als ſpräche ich mit dem Teufel ſelbſt. Ich ließ ihn mit verſtocktem Herzen zurück und empfahl ihn der Barmherzigkeit Gottes."

Als Peſtel ſich vor dem Aufbruch zur Richtſtätte umkleidete, merkte er, daß er das goldene Bruſtkreuz, ein Geſchenk Sophies, verloren hatte. Er erſchrack, erbleichte und begann zu zittern, als hätte er plötzlich ſeinen ganzen Mut verloren. Lange ſuchte er es mit zitternden Fingern auf dem Boden. Endlich fand er es und begann es gierig zu küſſen. Dann tat er es ſich um den Hals und beruhigte ſich ſofort.

In Erwartung Poduſchkins ſetzte er ſich auf einen Stuhl, ließ den Kopf ſinken und ſchloß die Augen. Vielleicht ſchlief er auch nicht, aber er ſah wie ein Schlafender aus.

Michail Pawlowitſch Beſtuſchew-Rjumin fürchtete den Tod nach ſeinen eigenen Worten „wie der letzte Feigling und Schuft". Er glich einem im Käfig zitternden Vogel, nach dem die Katze ihre Pfote ausſtreckt. Zuweilen weinte er vor Angſt, wie ein kleines Kind, ohne ſich deſſen zu ſchämen. Zuweilen ſtaunte er:

„Was iſt mit mir geſchehen? Ich war doch niemals feige. Ich ſtand unter dem Kartätſchenhagel auf der Uſtimowſchen Höhe und fürchtete mich nicht. Warum fürchte ich mich jetzt?"

„Damals gingſt du freiwillig in den Tod, jetzt aber unter Zwang. Fürchte nur nicht, daß du fürchteſt, und alles wird vergehen," tröſtete ihn Murajow; aber er ſah, daß der Troſt nicht wirkte: Beſtuſchew hatte ſolche Angſt, daß man glaubte, er

werde gleich verrückt werden oder wirklich „wie der letzte Feigling und Schuft" sterben.

Murawjow wußte, womit er ihn hätte beruhigen können. Bestuschew fürchtete, weil er noch immer hoffte, „die Konfirmation sei nur eine Dekoration"; im letzten Augenblick werde ein Bote vom Zaren mit der Begnadigung geritten kommen. Um seine Angst zu besiegen, mußte man ihm diese Hoffnung nehmen. Aber Murawjow wußte nicht, ob er es tun solle; ob ihm nicht jemand die Augen mit dem heiligen Schleier der Hoffnung verhülle?

Bestuschew saß neben Murawjow in der 13. Zelle des Kronwerkes. Zwischen ihnen war eine Balkenwand, wie die, welche Murajow von Golizyn trennte, und auch in dieser Wand war ein breiter Spalt. Sie stellten ihre Betten so auf, daß sie sich im Liegen unterhalten konnten.

In der letzten Nacht vor der Hinrichtung las Murawjow Bestuschew aus einem französischen Neuen Testament vor: beide verstanden schlecht Kirchenslawisch.

„Und sie kamen zu dem Hofe, mit Namen Gethsemane. Und er sprach zu seinen Jüngern: Setzet euch hier, bis ich hingehe und bete. Und nahm zu sich Petrum und Jacobum und Johannem und fing an zu zittern und zu zagen . . ."

„Wart, Sserjoscha," unterbrach ihn Bestuschew. „Was ist das?"

„Was denn, Mischa?"

„Steht es wörtlich: zu zittern und zu zagen?"

„Ja, so steht es."

„Warum zitterte Er denn? Vor dem Tode?"

„Ja, vor den Leiden und dem Tod."

„Wie ist es möglich, daß ein Gott den Tod fürchtet?"

„Es iſt nicht der Gott, ſondern der Menſch. Er iſt Gott und Menſch zugleich.“

„Und wenn Er auch ein Menſch iſt. Gibt es denn wenig furchtloſe Menſchen? Sokrates zum Beiſpiel trank das Gift, ſeine Beine waren ſchon erſtarrt, und doch ſcherzte er noch immer. Aber was iſt das? Es ging Ihm doch ſo wie mir?“

„Ja, wie dir, Miſcha.“

„Aber ich bin doch ein Schuft?“

„Nein, kein Schuft. Du biſt vielleicht beſſer als viele furchtloſe Menſchen. Matjuſcha und Peſtel fürchten ſich gar nicht, und das iſt nicht gut.“

„Und Ippolit?“

„Ippolit ſah den Tod nicht. Wer große Liebe hat, der ſieht den Tod nicht. Aber unſere Liebe iſt nicht ſo groß: wir dürfen nicht fürchten.“

„Nun, lies, lies!“

Murawjow las weiter. Aber Beſtuſchew unterbrach ihn wieder.

„Sſerjoſcha, wie glaubſt du, iſt P. Pjotr ein ehrlicher Menſch?“

„Ja.“

„Warum lügt er dann immer, daß man uns begnadigen werde? Haſt du das mit dem Boten gehört?“

„Ja.“

„Warum lügt er dann? Es wird doch kein Bote kommen? Wie glaubſt du? Sſerjoſcha, warum ſchweigſt du?“

Murawjow hörte es ſeiner Stimme an, daß er bereit war, wie ein Kind, ohne ſich zu ſchämen, in Tränen auszubrechen. Er ſchwieg und wußte nicht, was zu tun: ſoll er ihm die Wahrheit ſagen, ihm den heiligen Schleier der Hoffnung nehmen, oder ſich ſeiner erbarmen und ihn betrügen? Er erbarmte ſich ſeiner und betrog ihn.

„Ich weiß nicht, Miſcha. Vielleicht wird ein Bote kommen.“

„Nun gut, lies!" rief Beſtuſchew erfreut. „Lies doch das aus dem Propheten Jeſaias, was du dir einmal herausgeſchrieben haſt."

Murawjow begann zu leſen:

„Sie werden ihre Schwerter zu Pflugſcharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben und werden fort nicht mehr kriegen lernen.

„Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen. Und ein Säugling wird ſeine Luſt haben am Loch der Otter.

„Man wird nirgend lechzen noch verderben auf meinem heiligen Berge; denn das Land iſt voll Erkenntnis des Herrn wie mit Waſſer des Meeres bedeckt.

„Und ſoll geſchehen, ehe ſie rufen, will ich antworten; wenn ſie noch reden, will ich hören.

„Ich will euch tröſten, wie einen ſeine Mutter tröſtet ..."

„Wart, wie ſchön! Nicht der Vater, ſondern die Mutter ... Es wird doch alles wirklich ſo ſein?"

„Ja, es wird ſo ſein."

„Nein, es wird nicht ſein, es iſt ſchon!" rief Beſtuſchew. „Im Anfang heißt es: ‚Dein Reich komme' und zum Schluß: ‚Denn dein iſt das Reich'. Es iſt, es iſt ſchon da ... Weißt du, Sſerjoſcha, als ich auf dem Platze von Waſſilkow den Katechismus vorlas, gab es einen ſolchen Augenblick ..."

„Ich weiß es."

„Haſt du es auch gehabt? ... In einem ſolchen Augenblick zu ſterben iſt doch gar nicht ſchrecklich?"

„Es iſt nicht ſchrecklich, Miſcha."

„Nun, lies, lies ... Gib mir die Hand!"

Murawjow ſteckte die Hand durch den Spalt. Beſtuſchew küßte ſie und drückte ſie dann an die Lippen. Im Einſchlafen

hauchte er die Hand immer an, als küßte er sie auch im Schlafe. Manchmal fuhr er zusammen und schluchzte wie ein kleines Kind im Schlafe, immer leiser und leiser, bis er ganz still wurde und einschlief.

Auch Murawjow schlummerte.

Ihn weckte ein furchtbarer Schrei. Er erkannte Bestuschews Stimme nicht.

„Ah – ah – ah! Was ist das? Was ist das? Was ist das?"

Er hielt sich die Ohren zu, um nicht zu hören. Aber bald wurde alles still. Man hörte nur das Rasseln der Ketten, die man anlegte, und die beruhigende Stimme Trofimows:

„Ein schlafender Mensch ist wie ein kleines Kind, Euer Wohlgeboren: er fürchtet alles. Wenn er erwacht, lacht er selbst darüber . . ."

Murawjow trat an die Wand, die ihn von Golizyn trennte, und fragte durch den Spalt:

„Haben Sie mein ‚Vermächtnis' gelesen?"

„Ja."

„Werden Sie es weitergeben?"

„Ja. Erinnern Sie sich noch, Murawjow, wie Sie mir sagten, daß wir das Wichtigste nicht wissen?"

„Ich erinnere mich dessen."

„Ist denn nicht das das Wichtigste, wie es in Ihrem ‚Vermächtnis' heißt: Zar Christus auf der Erde wie im Himmel?"

„Ja, das ist wohl das Wichtigste, aber wir wissen nicht, wie es zu machen."

„Und solange wir es nicht wissen, geht Rußland zu Grunde?"

„Es wird nicht zu Grunde gehen, Christus wird es retten."

Er schwieg eine Weile und fügte leise hinzu:

„Christus und noch jemand."

— Wer denn? — wollte Golizyn fragen, fragte aber nicht: er fühlte, daß man es nicht fragen dürfe.

„Sind Sie verheiratet, Golizyn?"

„Ja."

„Wie heißt Ihre Gattin?"

„Marja Pawlowna."

„Und wie nennen Sie sie?"

„Marinska."

„Küssen Sie also von mir Ihre Marinska. Leben Sie wohl. Sie kommen, Gott schütze Sie!"

Golizyn hörte die Riegel und Schlösser an der Türe der Nachbarzelle rasseln.

Als die Fünf, von Pawlowsker Grenadieren bewacht, in den Korridor traten, küßten alle einander, mit Ausnahme Kachowskijs. Er stand allein abseits, immer noch wie zu Stein erstarrt. Rylejew sah ihn an und wollte auf ihn zugehen, aber Kachowskij wies ihn stumm mit einem Blicke zurück: „Scher dich zum Teufel, Schurke!" Rylejew lächelte: „Tut nichts, gleich wird er es verstehen!"

Sie gingen. Kachowskij ging allein voraus; nach ihm Rylejew und Pestel Arm in Arm; Murawjow und Bestuschew, gleichfalls Arm in Arm, schlossen den Zug.

Rylejew bekreuzigte alle Zellentüren, an denen er vorbeiging, und sprach mit singender, gleichsam rufender Stimme:

„Lebt wohl, lebt wohl, Brüder!"

Als Golizyn die Schritte, das Rasseln der Ketten und die Stimme Rylejews hörte, stürzte er zum Guckloch und schrie dem Wärter zu:

„Heb auf!"

Der Wärter hob den Vorhang. Golizyn blickte hinaus. Er ſah das Geſicht Murawjows. Murawjow lächelte ihm zu, als wollte er ihn fragen: „Werden Sie es übergeben?“ — „Ich werde es übergeben,“ antwortete Golizyn mit einem Lächeln.

Er trat ans Fenſter und erblickte auf dem Kronwerkwall im trüben Schein des roten Sonnenaufgangs zwei ſchwarze Pfähle mit einem Querbalken und fünf Stricken.

Neuntes Kapitel

Alle im Prozeß vom Vierzehnten Verurteilten, — außer den fünf Todeskandidaten waren es 116 Mann, — wurden einer beſonderen Zeremonie der öffentlichen Degradation unterzogen. Man verſammelte ſie auf dem Platze vor dem Münzhofe, ordnete ſie in Abteilungen nach den Dienſtreſſorts und führte ſie aus der Feſtung durch das Peterstor auf das Glacis des Kronwerk-Walls, einen großen leeren Platz; dieſer Platz diente einſt zum Abladen von Unrat, und auch jetzt lagen hier noch Haufen von Abfällen herum.

Die Truppen des Gardekorps und die Artillerie mit geladenen Geſchützen ſtellten ſich um die Verurteilten im Halbkreiſe auf. Dumpf ſchlugen im Nebel die Trommeln, ohne die Stille des frühen Morgens zu ſtören. Vor jeder Abteilung brannte ein Feuer und ſtand ein Henker. Man verlas das Urteil und begann mit der Degradation.

Die Verurteilten mußten niederknien. Die Henker riſſen ihnen die Uniformen, Achſelklappen, Epauletts und Orden vom Leibe und warfen dieſe ins Feuer. Über ihren Köpfen brachen ſie die Degen. Die Degen waren vorher angefeilt worden, damit ſie

leichter brechen; einige waren aber ungenügend angefeilt, und die Verurteilten fielen unter den Schlägen um. So fiel auch Golizyn, als der Henker ihn mit seinem Kammerjunkerdegen auf den Kopf schlug.

„Wenn du mich noch einmal so schlägst, bin ich tot," sagte er dem Henker, aufstehend.

Dann gab man ihnen gestreifte Spitalröcke. Es war keine Zeit, sie anzuprobieren; ein Kleingewachsener bekam einen viel zu langen Rock, der ihn im Gehen hinderte; ein Langer bekam einen kurzen; ein Dicker einen engen, den er kaum anziehen konnte. Man kleidete sie als Hanswürste. Schließlich führte man sie in die Festung zurück.

Als sie am Kronwerk-Wall vorbeigingen und die beiden Pfähle mit dem Querbalken sahen, flüsterten sie:

„Was ist das?"

„Wissen Sie es denn nicht?"

„Es sieht d e m so gar nicht ähnlich."

„Haben Sie ihn denn gesehen?"

„Nein, noch nie."

„Niemand hat einen gesehen: er ist der erste, seit wir leben."

„Der erste, aber wohl nicht der letzte."

„Eine so einfache Sache, aber selbst das verstand man bei uns nicht zu machen: ein Deutscher hat ihn gebaut."

„Man hat keinen russischen Henker finden können und sich einen Letten oder Finnen verschrieben."

„Man sagt, daß auch dieser nichts taugt; vielleicht wird er es gar nicht machen können."

„Kutusow wird es ihm zeigen: er ist Meister, er hat es an einem Zarenhalse gelernt!"

Sie lachten; so lachen die Menschen oft vor Entsetzen.

„Was machen die so lange Geschichten? Es ist für zwei angesetzt, und die Uhr geht schon auf fünf."

„Auf der Admiralität hat man ihn gebaut und auf sechs Fuhren verladen; fünf Fuhren sind angekommen, aber die sechste, die wichtigste, die mit dem Querbalken ist irgendwo stecken geblieben. Sie haben einen neuen gezimmert, und das hat so lange gedauert."

„Es wird nichts daraus. Sie machen nur Angst. ‚Die Konfirmation ist nur eine Dekoration.' Es wird ein Bote vom Zaren mit der Begnadigung geritten kommen."

„Da reitet jemand, seht ihr es?"

„Es ist der General Tschernyschow."

„Nun, es ist gleich, der Bote wird doch noch kommen."

Und sie sahen sich wieder um.

„Wie eine Schaukel sieht er aus."

„Schaukeln Sie mal!"

„Nein, es ist keine Schaukel, sondern eine Wage," sagte Golizyn. Niemand verstand ihn, er hatte sich aber gedacht: — Auf dieser Wage wird Rußland gewogen werden! —

Zu den Pfählen auf dem Wall kamen zwei Generäle, Tschernyschow und Kutusow, geritten. Sie stritten wegen der Dicke der Stricke.

„Sie sind zu dünn," sagte Tschernyschow.

„Nein, nicht zu dünn. An einem dünnen Strick kann man die Schlinge viel fester zuziehen," widersprach Kutusow.

„Und wenn sie reißen?"

„Aber erlauben Sie: man hat Sandsäcke angehängt, sie halten je acht Pud aus."

„Haben Sie selbst die Probe gemacht?"

„Ja."

„Dann müſſen es Exzellenz beſſer wiſſen," bemerkte Tſchernyſchow mit einem giftigen Lächeln, Kutuſow aber wurde über und über rot. Er verſtand die Anſpielung: er hatte den Zaren umgebracht, alſo wird er auch die Zarenmörder umbringen können.

„He, du, haſt du den Talg nicht vergeſſen?" rief er dem Henker zu.

Der Finne murmelte etwas Unverſtändliches, auf den Napf mit Talg zeigend.

„Er ſpricht ja gar nicht ruſſiſch," ſagte Tſchernyſchow und ſah den Henker durch das Lorgnon an.

Der Henker war ein etwa vierzigjähriger Mann mit blondem Haar und einer Stupnaſe und hatte einige Ähnlichkeit mit dem Kaiſer Paul I. Er blickte erſtaunt und verlegen drein, als hätte er nicht ordentlich ausgeſchlafen.

„Dieſe Schlafmütze, alles fällt ihm aus den Händen. Daß es nur kein Unglück gibt! Wo haben Sie bloß ſo einen Dummkopf aufgetrieben?"

„Warum haben Sie keinen Klugen aufgetrieben?" antwortete Kutuſow biſſig und ritt auf die Seite.

In dieſem Augenblick traten die fünf Verurteilten aus dem Feſtungstor. Im Tore war eine Pforte mit hoher Schwelle. Sie hoben mit Mühe ihre kettenbeſchwerten Füße, um über die Schwelle zu treten. Peſtel war ſo ſchwach, daß die Soldaten ihn heben mußten.

Als ſie auf den Wall kamen und am Galgen vorbeigingen, ſah er das Gerüſt an und ſagte:

„C'est trop. Man könnte uns auch erſchießen laſſen."

Er hatte bis zum letzten Augenblick nicht gewußt, daß man ſie hängen würde.

Vom Walle aus ſahen ſie einen kleinen Haufen Menſchen auf dem Troſizkij-Platz. In der Stadt wußte niemand, wo die Hin-

richtung ſtattfinden würde: die einen ſagten — auf dem Wolkow-Felde, die anderen meinten — auf dem Senatsplatze. Die Leute ſahen ſtumm und erſtaunt zu: man war die Todesſtrafe nicht mehr gewöhnt. Manche zeigten Mitleid, ſeufzten und bekreuzigten ſich. Aber faſt niemand wußte, wer und warum hingerichtet werden ſollte: man glaubte, es ſeien Räuber oder Falſchmünzer.

„Il n'est pas bien nombreux, notre publique," bemerkte Peſtel lächelnd.

Im letzten Augenblick war wieder etwas nicht fertig, und Tſchernyſchow und Kutuſow gerieten in Streit.

Die Verurteilten mußten ſich ins Gras ſetzen. Sie ſaßen in der gleichen Reihenfolge, wie ſie gegangen waren: Rylejew neben Peſtel, Murawjow neben Beſtuſchew, und Kachowſkij ganz allein, abſeits.

Rylejew ſah Kachowſkij nicht an, fühlte aber ſeinen ſtarren Blick auf ſich laſten; wenn ſie auch nur einen Augenblick allein geblieben wären, hätte er ſich wohl über ihn geſtürzt und ihn erwürgt. Eine ungeheure Laſt bedrückte Rylejew; es war ihm, als hätten ſich Rieſenſteine auf ihn gewälzt, er ſchleuderte ſie aber nicht mehr wie leichte Bälle zurück, wie ein Menſch auf einem kleinen Planeten; die Steine wurden immer ſchwerer.

„Eine merkwürdige Mütze. Iſt wohl kein Ruſſe?" ſagte Peſtel, auf die lederne Klappenmütze des Henkers zeigend.

„Wahrſcheinlich ein Finne," erwiderte Rylejew.

„Das Hemd iſt aber rot. C'est le gout national: man kleidet bei uns die Henker immer rot," fuhr Peſtel fort. Nach einer Weile zeigte er auf den Gehilfen des Henkers und ſagte: „Dieſer Kleine ſieht aber wie ein Affe aus."

„Oder wie Nikolai Iwanowitſch Gretſch," bemerkte Rylejew mit einem Lächeln.

„Was für ein Gretſch?"

„Der Schriftſteller."

„Ach ja: Gretſch und Bulgarin."

Peſtel ſchwieg wieder eine Weile, gähnte und fügte hinzu:

„Tſchernyſchow iſt heute gar nicht geſchminkt."

„Iſt noch zu früh: er hat noch nicht Toilette gemacht," erklärte Rylejew.

„Und wozu brennen die Feuer?"

„Bei der Degradation wurden die Uniformen verbrannt."

„Seht: Muſik!" ſagte Peſtel und zeigte auf die Muſikanten, die hinter dem Galgen an der Spitze der Schwadron der Pawlowſker Leibgrenadiere ſtanden. „Wird man uns vielleicht mit Muſik hängen?"

„Wahrſcheinlich."

So ſprachen ſie die ganze Zeit von den gleichgültigſten Dingen. Rylejew fragte nur einmal Peſtel nach der „Ruſſiſchen Wahrheit", jener gab aber keine Antwort und winkte nur abwehrend mit der Hand.

Der kleine, hagere Beſtuſchew mit dem zerzauſten roten Haar, dem ſommerſproſſenbeſäten Kindergeſicht und nicht etwa erſchrokkenen, ſondern nur erſtaunten Augen, glich einem kleinen Jungen, den man gleich beſtrafen, vielleicht aber auch laufen laſſen würde. Er atmete kurz und ſchnell, als ſtiege er einen Berg hinauf; zuweilen zuckte er zuſammen und ſchluchzte wie früher im Schlafe; es hatte den Anſchein, daß er gleich in Tränen ausbrechen und wieder mit wilder Stimme ſchreien würde: „Ah — ah — ah! Was iſt das? Was iſt das?" Wenn er aber Murawjow anſah, wurde er ſtill und fragte ihn ſtumm mit den Augen: „Wann kommt der Bote?"

„Gleich," antwortete ihm Murawjow gleichfalls ſtumm; und er ſtreichelte ihm den Kopf und lächelte.

Nun näherte ſich ihnen P. Pjotr mit dem Kreuz. Die Verurteilten erhoben ſich.

„Schon?“ fragte Peſtel.

„Noch nicht, man wird es ſchon ſagen,“ antwortete Rylejew.

Beſtuſchew ſah P. Pjotr ſo an, als wollte er ihn fragen: „Wann kommt denn der Bote?“ Aber P. Pjotr wandte ſich weg und blickte ebenſo verlegen wie Beſtuſchew ſelbſt. Er zog das Tuch aus der Taſche und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne.

„Sie vergeſſen doch das Taſchentuch nicht?“ erinnerte ihn Rylejew an ſeine Bitte, das Taſchentuch dem Kaiſer abzugeben.

„Ich vergeſſe es nicht, Kondratij Fjodorowitſch, ſeien Sie unbeſorgt... Worauf warten die noch... Mein Gott!“ rief P. Pjotr und ſah ſich um: vielleicht hoffte er noch immer auf den Boten oder dachte ſich: — Daß es doch ſchneller ein Ende nimmt! — Dann ging er auf den Ober-Polizeimeiſter Tſchichatſchow zu, der neben dem Galgen ſtand und die letzten Anordnungen gab. Er tuſchelte mit ihm und kehrte zu den Verurteilten zurück.

„Nun, meine Freunde...“ Er hob das Kreuz, wollte etwas ſagen und konnte es nicht.

„Sie geben uns wie Räubern das Geleite, P. Pjotr,“ ſagte Murawjow für ihn.

„Ja, ja, wie Schächern,“ ſtammelte Myſlowſkij. Dann ſah er Murawjow gerade in die Augen und rief feierlich:

„Wahrlich, ich ſage dir, heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein!“

Murawjow kniete nieder, bekreuzigte ſich und ſagte:

„Gott, rette Rußland! Gott, rette Rußland! Gott, rette Rußland!“

Er bückte ſich und küßte die Erde und dann das Kreuz.

Beſtuſchew machte alle ſeine Bewegungen nach wie ein Schatten, war ſich aber wohl nicht mehr bewußt, was er tat.

Peſtel ging auf das Kreuz zu und ſagte:

„Ich bin zwar nicht griechiſch-orthodox, aber ich bitte Sie, P. Pjotr, ſegnen Sie auch mich vor der weiten Reiſe.“

Er kniete ebenfalls nieder, bekreuzigte ſich mit ſchwerfälliger Gebärde, wie im Traume, und küßte das Kreuz.

Nach ihm — Rylejew, der immer noch den ſtarren drückenden Blick Kachowſkijs auf ſich fühlte.

Kachowſkij ſtand noch immer abſeits und kam nicht zu P. Pjotr. Jener ging ſelbſt auf ihn zu. Kachowſkij kniete langſam, wie widerwillig nieder, bekreuzigte ſich ebenſo langſam und küßte das Kreuz. Dann ſprang er plötzlich auf, umarmte P. Pjotr und drückte ihm den Hals ſo feſt zuſammen, als wollte er ihn erwürgen.

Er ließ ihn los und ſah Rylejew an. Ihre Blicke begegneten ſich. — Er wird es nicht verſtehen, — dachte ſich Rylejew, und die ſchreckliche Laſt erdrückte ihn ſchier. Aber im ſteinernen Geſicht Kachowſkijs zuckte etwas. Er ſtürzte zu Rylejew und umarmte ihn ſchluchzend.

„Kondrat... Bruder... Kondrat... Ich habe dich... Vergib, Kondrat... Zuſammen? Zuſammen?“ ſtammelte er unter Tränen.

„Petja, Liebſter... Ich habe es ja gewußt... Zuſammen! Zuſammen!“ antwortete Rylejew, gleichfalls ſchluchzend.

Der Ober-Polizeimeiſter Tſchichatſchow verlas das Urteil. Es endete mit dem Satz:

„Dieſe Verbrecher ſind wegen ihrer ſchweren Miſſetaten mit dem Strang hinzurichten.“

Man zog den Verurteilten lange weiße Totenhemden an, die vom Halſe bis zu den Ferſen reichten, und befeſtigte ſie mittels Riemen am Halſe, in der Mitte unterhalb der Ellenbogen und unten an den Knöcheln, ſo daß ihre Körper wie in Windeln gewickelt ausſahen. Jeder bekam eine ſpitze weiße Mütze auf den

Kopf und ein viereckiges ſchwarzes Lederſtück um den Hals; auf jedem war mit Kreide der Name des Verbrechers und das Wort „Zarenmörder" geſchrieben. Die Namen Rylejews und Kachowſkijs wurden verwechſelt. Tſchichatſchow merkte das Verſehen und ließ die Lederſtücke umhängen. Allen anderen erſchien es als ein ſchrecklicher Scherz, aber ſie ſelbſt faßten es als eine zarte Liebkoſung des Todes auf.

Kutuſow gab ein Zeichen. Die Muſik begann zu ſpielen. Man führte die Verurteilten zum Galgen. Dieſer ſtand auf einem Brettergerüſt, und ſie mußten eine ſehr abſchüſſige, mit Brettern belegte Böſchung hinaufgehen. Sie gingen langſam, denn ſie konnten mit ihren kettenbeſchwerten und mit Stricken gefeſſelten Füßen nur ganz kleine Schritte machen. Die Soldaten ſtützten ſie und trieben ſie vorwärts.

Um dieſe Zeit rieben die Henker die Stricke mit Talg ein. Ein alter Unteroffizier, der als letzter in der Reihe der Grenadiere ſtand, ſah immer die Henker an und runzelte die Stirn. Er verſtand ſich aufs Hängen: während des Feldzuges Sſuworows hatte er in Polen wohl ein ganzes Dutzend jüdiſcher Spione gehängt. Er ſah, daß die Stricke vom Tau durchnäßt waren und den Talg nicht annahmen: die Schlinge wird ſich nicht ordentlich zuziehen laſſen und kann vom Halſe rutſchen.

Die Verurteilten beſtiegen das Gerüſt und ſtellten ſich in einer Reihe mit den Geſichtern zum Trojizkij-Platz auf. Sie ſtanden in dieſer Reihenfolge, von rechts nach links: Peſtel, Rylejew, Murawjow, Beſtuſchew, Kachowſkij.

Der Henker legte ihnen die Schlingen um die Hälſe. In dieſem Augenblick waren die Geſichter aller Verurteilten gleich ruhig und wie verſonnen.

Als Peſtel ſchon die Schlinge auf dem Halſe hatte, wurde ſein ſchläfriges Geſicht wie von einem Gedanken durchzuckt.

Wenn man dieſen Gedanken in Worte kleiden könnte, ſo würde er lauten: „Sterbe ich für nichts oder doch für etwas? Gleich werde ich es erfahren.“

Man ſtülpte ihnen die Mützen über die Augen.

„Mein Gott, wozu?“ ſagte Rylejew. Es ſchien ihm, daß nicht nur die Hand, ſondern auch das gelbe, mit glänzender Haut umſpannte Geſicht des Finnen nach Talg rieche. Die ſchreckliche Laſt wälzte ſich wieder über ihn. Aber Kachowſkij lächelte ihm zu, — und er ſchleuderte dieſe letzte Laſt von ſich wie einen leichten Ball.

Auch Murawjow lächelte Beſtuſchew zu: „Wird der Bote kommen?“ — „Er wird kommen.“

Die Henker liefen vom Gerüſt herunter.

„Fertig?“ rief Kutuſow.

„Fertig!“ antwortete der Henkersknecht.

Der Finne zog mit aller Kraft am eiſernen Ring, der ſeitwärts in einer runden Öffnung im Gerüſt angebracht war. Das Brett unter den Füßen der Delinquenten ſenkte ſich wie eine Falltüre, und die Körper hingen in der Luft.

„U—uh!“ dröhnte es dumpf vom Menſchenhaufen auf dem Troſizkij-Platze bis zu den Truppen, die um den Galgen ſtanden: die ganze Menge erzitterte wie die Erde unter der ſchweren Laſt, die auf ſie niederfiel. Man konnte es anfangs gar nicht faſſen: es waren ihrer fünf geweſen, am Galgen hingen aber nur zwei, — wo blieben die drei?

„Teufel! Was iſt das? Was iſt das?“ ſchrie Kutuſow mit vor Entſetzen verzerrtem Geſicht. Er gab dem Pferd die Sporen und ſprengte heran.

P. Pjotr ließ das Kreuz fallen, lief auf das Gerüſt und blickte erſt in das Loch und dann auf die drei baumelnden Schlingen. Nun begriff er es: ſie waren abgeriſſen.

Der Unteroffizier hatte recht: die naſſen Schlingen hatten ſich nicht ordentlich zuziehen laſſen und waren von den Hälſen gerutſcht. Nur zwei: Peſtel und Beſtuſchew hingen, aber Kachowſkij, Rylejew und Murawjow waren abgeriſſen.

Dort unten, im ſchwarzen Loch regten ſich die ſchrecklichen, weißen Geſtalten in weißen Totenhemden.

Die Mützen waren ihnen von den Geſichtern gefallen. Rylejews Geſicht blutete. Kachowſkij ſtöhnte vor Schmerz. Aber er blickte Rylejew an, und ſie lächelten wieder wie vorhin einander zu: „Zuſammen?" — „Zuſammen."

Murawjow wurde faſt ohnmächtig, er erwachte aber mit ungeheurer Anſtrengung wie aus einem tiefen Schlaf, öffnete die Augen und ſah hinauf; er ſah Beſtuſchew hängen: er erkannte ihn an ſeinem kleinen Wuchs. — Gott ſei Dank! — ſagte er ſich: — Ein anderer Bote von einem anderen Zaren hat ihm ſchon das Leben verkündet! — Daß er aber ſelbſt gleich nicht den zweiten, ſondern den dritten Tod ſterben werde, daran dachte er nicht. Er ſchloß wieder die Augen und beruhigte ſich beim letzten Gedanken: — Ippolit ... Mamachen ... —

Die Muſik verſtummte. In der Stille erklang vom Menſchenhaufen auf dem Trojizkij-Platze her ein Schreien und Kreiſchen: eine Frau hatte einen Anfall bekommen. Und wieder ging durch die ganze Menge vom Platze bis zum Galgen das dumpfe Dröhnen des Entſetzens. Es ſchien: nur noch ein Augenblick, und die Menſchen ertragen es nicht; ſie erſchlagen die Henker und fegen den Galgen weg.

„Hängen! Hängen! Schneller!" ſchrie Kutuſow. „He, Muſik!"

Die Muſik fing wieder zu ſpielen an. Man zog die drei Abgeſtürzten aus dem Loch. Sie waren nicht mehr im Stande, ſelbſt das Schafott zu beſteigen: man mußte ſie hinauftragen. Man hob das Fallbrett. Als Peſtel es mit den Füßen berührte,

wurde er wieder lebendig: durch ſeinen erſtarrten Körper lief ein neues Zucken. Beſtuſchew erreichte infolge ſeines kleinen Wuchſes das Brett nicht: ſo blieb er allein vom zweiten Tod verſchont.

Man legte ihnen wieder die Schlingen um die Hälſe und ließ das Brett herab. Diesmal blieben alle ordentlich hängen.

Es war die ſechſte Morgenſtunde. Die Sonne ging im Nebel wie an allen dieſen Tagen trübrot auf. Der Sonne gerade gegenüber hingen zwiſchen zwei ſchwarzen Pfählen an fünf Stricken fünf unbewegliche lange, weiße, in Windeln gewickelte Körper. Und die trübrote Sonne befleckte die weißen Totenhemden nicht mit Blut.

Zehntes Kapitel

Der Kaiſer war am Vorabend der Exekution nach Zarſkoje-Sſjelo gefahren, oder wie manche ſagten: „geflohen". Jede Viertelſtunde ſchickte man zu ihm direkt von der Richtſtätte einen Feldjäger mit einem Bericht. Der letzte überbrachte folgende Meldung von Kutuſow:

„Die Exekution iſt in vorſchriftsmäßiger Ordnung verlaufen, und die Ruhe wurde weder von den Truppen, noch von den Zuſchauern, deren es nur wenig gab, geſtört. Infolge der mangelhaften Erfahrungen unſerer Henker und der Unfähigkeit, einen Galgen zu bauen, waren drei Delinquenten, und zwar: Rylejew, Kachowſkij und Murawjow beim erſten Mal abgeſtürzt; ſie wurden aber gleich darauf wieder aufgeknüpft und erlitten den wohlverdienten Tod. Was ich Eurer Kaiſerlichen Maieſtät untertänigſt melde."

Am gleichen Tage schrieb der Chef des Generalstabs, General Dibitsch an den Kaiser:

„Ein Feldjäger überbringt Eurer Majestät den Bericht des Generals Kutusow über die Vollstreckung des Urteils an den Schurken. Die Truppen benahmen sich mit Würde, die Verbrecher aber zeigten die gleiche niedrige Gesinnung, die wir an ihnen schon gleich am Anfang sahen."

„Ich danke Gott, daß alles glücklich abgelaufen ist," antwortete der Kaiser Dibitsch. „Ich wußte gut, daß die Helden vom Vierzehnten bei dieser Gelegenheit nicht mehr Mut zeigen würden, als nötig. Ich rate Ihnen, mein Lieber, am heutigen Tage die größte Vorsicht zu beobachten."

Am 14. Juli wurde auf dem Senatsplatze ein Dankgottesdienst abgehalten. Die Feldkirche stand, von Truppen umgeben, vor dem Denkmal Peter des Großen, an der gleichen Stelle, an der am 14. Dezember das Karree der Aufrührer gestanden hatte. Der Metropolit schritt mit der Geistlichkeit die Reihen der Truppen ab und besprengte sie mit Weihwasser.

Das letzte Responsorium, bei dem alle niederknieten, lautete: „Auch bitten wir unseren Herrn und Heiland, das Bekenntnis und den Dank seiner unwürdigen Knechte zu empfangen für den Schutz, den er uns vor Aufruhr und den Anschlägen auf die rechtgläubige Kirche, den Altar und das russische Reich gewährt hat."

„Ist ihre Hinrichtung die Hinrichtung Rußlands? Nein, sie ist eine Ohrfeige. Macht nichts, sie werden es schon herunterschlucken. Kachowskij hat Recht: ein gemeines Land, ein gemeines Volk. Rußland wird zu Grunde gehen ... Vielleicht ist auch gar nichts da, was zu Grunde gehen kann: es gibt ja gar kein Rußland und hat keines gegeben.

So dachte ſich Golizyn in ſeiner neuen Zelle im Newa-Wall, in die man ihn nach der Exekution vom 13. Juli verbracht hatte. Er wußte ſchon, daß die Todesſtrafe vollſtreckt worden war, — der Feuerwerker Schibajew hatte ihm einige Worte zugeraunt; ſonſt wußte er aber nichts. In den erſten Tagen nach der Hinrichtung wurden die Arreſtanten ebenſo ſtreng gehalten wie in den erſten Tagen nach der Verhaftung. Man ließ ſie aus den Zellen nicht mehr heraus; die Geſpräche und das Klopfen hatten aufgehört; die Wachpoſten waren wieder ſtumm und gaben auf alle Fragen nur eine Antwort: „Ich weiß nichts.“

Am Tage der Hinrichtung ſteckte Poduſchkin Golizyn heimlich einen Brief von Marinſka zu. Die Tochter des Platz-Majors Adelaida Jegorowna hatte ihren Vater nach langen Bitten dazu bewogen. Der Brief war nicht erbrochen.

„Lieber Freund, ich ſchrieb dir ſo lange nicht, weil ich nicht den Mut hatte und dir die ſchreckliche Nachricht nicht durch einen Fremden mitteilen wollte. Am 29. Juni ſtarb meine Mama. Obwohl ſie ſchon ſeit Januar kränkelte, hatte ich ein ſo ſchnelles Ende nicht erwartet. Ich kann den quälenden Gedanken nicht los werden, daß ich, wenn auch ohne Willen, dieſes Unglück verſchuldet habe. Es gibt keinen größeren Schmerz, als die zu ſpäte Reue, daß wir einen, der nicht mehr iſt, nicht genügend geliebt haben. Aber ich will davon nicht ſchreiben, du wirſt es ſelbſt verſtehen. Nun bin ich ganz allein in der Welt, denn Foma Fomitſch, der mich zwar wie eine Tochter liebt und bereit iſt, für mich ſein Leben hinzugeben, iſt bei ſeinem Alter nur eine ſchwache Stütze für mich; — (der Ärmſte iſt nach dem Tode der Großmutter auf einmal alt geworden und wie ein kleines Kind). Ängſtige dich aber nicht um mich, mein Freund. Jetzt weiß ich, daß der Menſch, wenn es nötig iſt, in ſich ſolche Kräfte findet, die er vorher gar nicht geahnt hat. Ich habe die feſte Hoffnung auf die Gnade

Gottes und auf den Schutz der Himmelskönigin, unserer Fürbitterin, der Unwankbaren Mauer, der Mutter aller Trauernden niemals aufgegeben und werde sie niemals aufgeben. Jetzt erst habe ich erfahren, wie mächtig Ihr heiliger Schutz ist. Jeden Tag bete ich zu Ihr unter Tränen für dich und für euch alle Unglücklichen. Ich wollte noch viel darüber schreiben, aber ich kann es nicht. Verzeih, daß ich so schlecht schreibe. Ich habe schreckliche Tage durchlebt, als ich die Nachricht erhielt, daß die zweite Kategorie, zu der du gehörst, zum Tode verurteilt ist. Ich wußte übrigens, daß ich dich nicht überleben würde, und dies allein gab mir die Kraft. Stelle dir vor, wie ich mich freute, als ich die Nachricht erhielt, daß die Todesstrafe durch Verbannung nach Sibirien ersetzt worden ist, und die noch größere Freude darüber, daß wir Frauen die Erlaubnis bekommen, unseren Männern in die Verbannung zu folgen. Alle diese Tage hatte ich mich mit der Fürstin Jekaterina Iwanowna Trubezkaja — welch eine prächtige Frau! — darum bemüht, und jetzt haben wir fast die sichere Gewißheit, daß wir die Erlaubnis erhalten. Ich will nichts, als nur bei dir sein und dein Unglück mit dir tragen. Nun weiß ich wieder nicht, wie es zu sagen. Weißt du noch, wie du, als du krank warst, im Fieber immer sagtest: Marinjka, Mamachen ..."

Er konnte nicht weiterlesen; der Brief fiel ihm aus der Hand. — Warum dieser Brief an diesem Tage? — fragte er sich. Er wußte selbst nicht, welches Gefühl in ihm stärker war: die Freude oder der Ekel vor dieser Freude. Er erinnerte sich des schrecklichsten aller seiner Gedanken, vor dem er damals im Alexej-Ravelin fast verrückt geworden war: die Liebe ist eine Gemeinheit; die Liebe zu einem Lebenden, die Freude eines Lebenden ist Verrat an den Toten; es gibt keine Liebe, es gibt keine Freude,

es gibt nichts, außer Gemeinheit und Tod — Tod der Edlen, Gemeinheit der Lebenden.

Am anderen Tag, dem 14. Juli, kam zu ihm gegen Abend P. Pjotr. Wie damals am Palmſonntag, als Golizyn ſich weigerte, das Abendmahl zu empfangen, hielt er wieder den Kelch in der Hand; daran, wie er ihn hielt, konnte Golizyn erkennen, daß der Kelch leer war.

Er bemühte ſich, Golizyn nicht in die Augen zu ſehen; er machte einen verlegenen und unglücklichen Eindruck, Golizyn fühlte aber mit ihm kein Mitleid wie Rylejew. Er ſah ihn lange boshaft unter ſeiner Brille an und ſagte mit ſpöttiſchem Lächeln:

„Nun, P. Pjotr, iſt der Bote gekommen? Iſt die Konfirmation eine Dekoration?"

P. Pjotr wollte gleichfalls lächeln, aber ſein Geſicht verzerrte ſich. Er ſetzte ſich auf einen Stuhl, führte den Kelch an den Mund, ergriff ſeinen Rand mit den Zähnen und fing an zu ſchluchzen, erſt leiſe, dann immer lauter und lauter; dann ſtellte er den Kelch auf den Tiſch, bedeckte das Geſicht mit den Händen und brach in Tränen aus.

— So ein altes Weib! — dachte ſich Golizyn und ſah ihn noch immer ſtumm und gehäſſig an.

„Nun, wollen Sie mir alles erzählen!" ſagte er, als jener ſich etwas beruhigt hatte.

„Ich kann nicht, mein Freund. Später einmal, jetzt kann ich aber nicht..."

„Zum Galgen führen haben Sie gekonnt, erzählen können Sie aber nicht? Erzählen Sie ſofort!" ſchrie ihn Golizyn ſtreng an.

P. Pjotr ſah ihn erſchrocken an, trocknete ſich die Augen mit dem Tuch und begann zu erzählen, erſt ungern, dann immer leidenſchaftlicher; offenbar verſchaffte ihm dies einen bitteren Genuß.

Als er davon ſprach, wie die drei abgeſtürzt waren und wieder aufgehängt wurden, erbleichte er, bedeckte das Geſicht wieder mit den Händen und fing zu weinen an. Aber Golizyn lachte.

„Iſt das ein nettes Land, Rußland! Sie verſtehen nicht mal einen Menſchen aufzuhängen. Gemein! Gemein! Gemein!"

P. Pjotr hörte plötzlich zu weinen auf, nahm die Hände vom Geſicht und ſah Golizyn ſchüchtern an.

„Wer iſt gemein?"

„Rußland."

„Sie ſprechen ſo ſchrecklich, Fürſt."

„Wieſo? Fühlen Sie ſich für das Vaterland beleidigt? Macht nichts. Sie werden es ſchon herunterſchlucken."

Beide ſchwiegen.

Das Fenſter der Zelle ging auf die Newa, nach dem Weſten. Die Sonne ſank ebenſo rot, doch weniger trüb als an allen dieſen Tagen: der Dunſt hatte ſich ein wenig verzogen. In der Ferne, jenſeits der Newa, glühten die Fenſter des Winterpalais in roten Flammen, als ob innen eine Feuersbrunſt wäre. Das rote Licht erfüllte auch die Zelle. Während ſeiner Erzählung hatte P. Pjotr den Kelch vom Tiſch genommen und hielt ihn noch immer in der Hand. Der goldene Kelch leuchtete im roten Strahl blendend wie eine zweite Sonne.

Golizyn ſah ihn an, erhob ſich, ging auf P. Pjotr zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte noch immer ſtreng:

„Verſtehen Sie jetzt, warum ich das Abendmahl nicht empfangen wollte? Verſtehen Sie es jetzt?"

„Ich verſtehe es," flüſterte P. Pjotr und blickte ihn an. — Golizyn ſah trotz der roten Beleuchtung, daß ſein Geſicht leichenblaß war.

Beide ſchwiegen.

„Wo hat man ſie beerdigt?" fragte Golizyn.

„Ich weiß nicht," antwortete P. Pjotr. „Niemand weiß es. Die einen ſagen, — gleich neben dem Galgen in einer Grube mit ungelöſchtem Kalk; die anderen, — auf der Inſel Golodai, wo die Viehkadaver eingeſcharrt werden; andere wieder ſagen, man hätte ſie in Baſtdecken eingenäht, mit Steinen beſchwert, in einem Boot ins Meer gefahren und ins Waſſer geworfen."

„Eine Totenmeſſe habe ich für ſie aber doch geleſen!" fuhr er nach einer Pauſe mit einem einfältigen und ſchlauen Lächeln fort. „Heute war eine Parade auf dem Senatsplatze mit einem Dankgottesdienſte anläßlich der Niederwerfung des Aufſtandes. Man beſprengte den Platz und die Truppen mit Weihwaſſer, um ſie vom Blut zu reinigen, — ſie fürchten immer das Blut, aber ſie werden es wohl auch mit Weihwaſſer nicht abwaſchen können. Der Metropolit ſelbſt hielt mit der ganzen Heiligkeit den Gottesdienſt ab. Ich ging aber nicht hin. Meine Frau ſagte: ‚Du nimmſt dir gar zu viel heraus, P. Pjotr! Paß auf, daß du vom Biſchof keine Naſe kriegſt'. — ‚Und wenn ich auch eine kriege!' ſagte ich ihr. Ich ließ das Kaſanſche Gnadenbild von den anderen Popen auf den Platz fahren, ging aber ſelbſt nicht hin, ſondern legte einen ſchwarzen Ornat an und las eine Totenmeſſe für die fünf jüngſt verſchiedenen Knechte Gottes. ‚Laß bei deinen Heiligen ruhen, Herr, die Seelen Deiner Knechte: Sſergej, Michail, Pjotr, Kondratij an der Stätte, wo die Gerechten ruhen. Nimm ſie, Herr, in Deinen Frieden auf . . .' Was ſoll man da noch reden: Er wird ſie aufnehmen, wird ſie ganz gewiß aufnehmen!"

Plötzlich richtete er sich in seiner ganzen Größe auf und rief feierlich:

„Ich bezeuge es beim lebendigen Gott: wie Heilige sind sie gestorben. Wie fertige reife Trauben fielen sie auf die Erde, aber nicht die Erde nahm sie auf, sondern der Himmlische Vater. Sie haben Märtyrerkronen errungen, und diese Kronen werden ihnen in alle Ewigkeit nicht genommen werden. Ehre sei Gott dem Herrn! Amen!"

Golizyn kniete wie damals am Palmsonntag nieder und sagte:

„Segnen Sie mich, P. Pjotr."

Jener hob die Hand.

„Nein, mit dem Kelch."

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes," segnete ihn P. Pjotr, mit dem Kelche seine Stirn, Brust und Schultern berührend; dann ließ er ihn den Kelch küssen. Als Golizyn ihn mit den Lippen berührte, fiel ein blutroter Sonnenstrahl auf den goldenen Grund, und der Kelch schien sich mit Blut zu füllen.

P. Pjotr umarmte ihn stumm und wollte gehen.

„Warten Sie," sagte Golizyn. Er knöpfte den Hemdkragen auf, holte aus dem Busen ein Päckchen Papiere und reichte es dem Geistlichen.

„Was ist das?" fragte P. Pjotr.

„Die Aufzeichnungen Murawjows, sein ‚Vermächtnis an Rußland'. Er wollte, daß ich es Ihnen übergebe. Werden Sie es aufheben?"

„Ja."

Er umarmte ihn noch einmal und verließ die Zelle.

Golizyn saß lange unbeweglich, ohne zu fühlen, wie die Tränen ihm das Gesicht hinunterliefen, und sah auf die untergehende Sonne — auf den himmlischen, mit Blut gefüllten Kelch. Dann

ſenkte er die Augen und erblickte auf dem Tiſche Marinſkas Brief. Nun wußte er ſchon, warum ein ſolcher Brief an einem ſolchen Tag gekommen war.

Er gedachte der Worte Murawjows: „Küſſen Sie von mir Marinſka!“ Er nahm den Brief in die Hand, küßte ihn und flüſterte:

„Marinſka ... Mamachen!“

Er erinnerte ſich, wie er nach der Zuſammenkunft mit ihr im Gärtchen des Alexej-Ravelins die Erde geküßt hatte: „Erde, Erde, Allerreinſte Mutter!“ Und wie auch Murawjow in der letzten Minute vor der Hinrichtung die Erde geküßt hatte. Er erinnerte ſich der letzten Worte, die ihm Murawjow durch den Spalt in der Wand zugeflüſtert hatte: „Rußland wird nicht zu Grunde gehen, — Chriſtus wird es retten und noch Jemand.“ Damals wußte er nicht, Wer, — nun wußte er es.

Eine Freude, die einem Schrecken glich, durchzuckte ſein Herz wie ein Blitz:

„Die Mutter wird Rußland retten.“

Ende

Anmerkungen des Übersetzers

Alexander I. (1777—1825), nach dem gewaltsamen Tode seines Vaters Paul I. (am 11. März 1801) Kaiser von Rußland. Da er nach seinem am 1. Dezember 1825 zu Taganrog erfolgten Tode keinen Erben hinterließ, sollte der Thron an seinen ältesten Bruder Konstantin übergehen, welcher jedoch zugunsten des folgenden Bruders Nikolai, ohne Wissen des letzteren, verzichtet hatte. Die aus diesem Umstande in den ersten Dezembertagen 1825 entstandene Verwirrung wurde von einem Fähnlein Freiheitsschwärmer — später Dekabristen (Dezembermänner) genannt — zu einem Aufstand ausgenützt.

Alexander II. (1818—81), ältester Sohn Nikolai I., Großfürst und ab 1855 Kaiser. War liberal und hob u. a. die Leibeigenschaft auf. Fiel als Opfer eines Bombenattentats.

(Alexandrine) Alexandra Fjodorowna (1798—1860), Großfürstin und spätere Kaiserin, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Gemahlin des Kaisers Nikolai I.

Araktschejew, Graf Alexj Andrejewitsch (1769—1934), Jugendfreund und Kriegsminister Alexanders I., war in der zweiten Regierungshälfte des letzteren der eigentliche Beherrscher Rußlands. Wurde von Nikolai I. entlassen.

Batenkow, Gawrill Stepanowitsch (1793—1863), Oberstleutnant, saß wegen seiner Teilnahme am Aufstand zwanzig Jahre in Einzelhaft auf einer der Aalands-Inseln und wurde dann nach Sibirien verschickt. Starb amnestiert zu Kaluga.

Benkendorf, Graf Alexander Christoforowitsch (1783—1844), Generaladjutant Alexanders I., unter Nikolai I. allgewaltiger Chef der Gendarmerie.

Bestuschew, Alexander Alexandrowitsch (1795—1837), unter dem Pseudonym Marlinskij als Dichter und Novellist bekannt. Wurde nach Irkutsk verbannt, später aber begnadigt. Fiel als Offizier bei einem Treffen im Kaukasus.

Bestuschew, Michail Alexandrowitsch (1800—71), Stabshauptmann, wurde nach Sibirien verschickt und 1867 amnestiert.

Bestuschew, Nikolai Alexandrowitsch, Kapitän-Leutnant (1791 bis 1855), wurde nach Sibirien verschickt und starb in der Verbannung.

Bulgarin, Faddej Wenediktowitsch (1789—1859), Romanschriftsteller und Journalist, als Lockspitzel und Denunziant gehaßt und gefürchtet.

Dibitsch, Baron Iwan Iwanowitsch (1785—1831), Generaladjutant, vorher in preußischen Diensten, bekam für die Unterdrückung des Dekabristen-Aufstandes den Grafentitel und zeichnete sich später im Türkenkrieg und bei der Unterdrückung des polnischen Aufstandes aus. Seine Büste steht in der Walhalla bei Regensburg.

Golizyn, Fürst Alexander Nikolajewitsch (1774—1844), Jugendfreund Alexanders I., Oberprokurator des Synods, 1817—24 Minister für Kultus und Unterricht.

Golizyn, Fürst Valerian Michailowitsch, Kammerjunker, Neffe des obigen, wurde nach Sibirien verschickt, kam dann nach dem Kaukasus, starb 1859 amnestiert zu Petersburg.

Grischka Otrepjew = der Falsche Demetrius.

Gretsch, Nikolai Iwanowitsch (1787—1867), Journalist, Genosse Bulgarins.

Jermolow, Alexej Petrowitsch (1772—1861), Oberbefehlshaber auf dem Kaukasus.

Kachowskij, Pjotr Andrejewitsch, Gardeleutnant, geboren 1799, hingerichtet 1826.

Karamsin, Nikolai Michailowitsch (1766—1826), bedeutender Historiker und Dichter, kaiserlicher Hof-Historiograph, extrem-konservativ. Berühmt war seine Novelle „Die arme Lisa".

Konstantin, Großfürst, zweiter Sohn Paul I. (1779—1831), galt bei Lebzeiten Alexanders I. als Thronfolger; Statthalter in Polen; floh 1831 während des Aufstandes aus Warschau und starb zu Witebsk an der Cholera.

Küchelbäcker, Wilhelm Karlowitsch (1791—1846), Dichter, Freund und Studiengenosse Puschkins, floh nach dem Aufstande nach Warschau, wo er auf Grund des von Bulgarin mitgeteilten Signalements verhaftet wurde. Saß bis 1835 in verschiedenen Festungen, kam dann nach Ostsibirien, wo er auch starb.

Kusmitsch, Fjodor eine der geheimnisvollsten Gestalten der Weltgeschichte. Tauchte gegen 1836 am Ural auf und wurde wegen Vagabundage und Ausweislosigkeit geknutet und nach Sibirien verschickt, wo er bis zu seinem Tode (1864) zu Tomsk lebte. Galt beim Volke als heiliger Wundertäter und zugleich als der Kaiser Alexander I., der 1825 gar nicht gestorben sei und als der einfache „Starez" Fjodor Kusmitsch seine Sünden büße. An diese Legende glaubten auch manche Historiker.

Labsin, Alexander Fjodorowitsch (1766—1825), Mystiker und Herausgeber des „Zionsboten".

Lamsdorf, Graf Matwej Iwanowitsch (1745—1828), Gouverneur von Kurland, später Erzieher der Großfürsten Konstantin und Nikolai.

Lanskoi, Graf Sergej Stepanowitsch (1787—1862), Minister des Innern, nahm großen Anteil an den liberalen Bestrebungen Alexander I. in der ersten Periode seiner Regierung.

Lobanow-Rostowskij, Fürst Dmitrij Iwanowitsch (1758 bis 1838), General, war 1817—27 Justizminister.

Maria Fjodorowna (1759—1829), Kaiserin-Witwe, Mutter Alexanders, Konstantins, Nikolais usw., geborene Prinzessin von Württemberg, 1776 mit Paul I. vermählt.

Michail Pawlowitsch (1798—1849) Großfürst, jüngster Sohn Paul I., Oberbefehlshaber der Artillerie.

Miloradowitsch, Graf Michail Andrejewitsch (1771—1825), Gouverneur von Petersburg, nahm an den Feldzügen gegen Napoleon teil.

Murawjow-Apostol — drei am Dekabristenaufstand beteiligte Brüder: 1. Matwej Iwanowitsch, geb. 1793, Oberstleutnant, wurde nach Sibirien verschickt; starb amnestiert 1886. 2. Sergej Iwanowitsch, geb. 1796, Oberstleutnant, wurde gehenkt. 3. Ippolit Iwanowitsch, geb. 1805, fiel 1826 beim Aufstand in Südrußland.

Mordwinow, Graf Nikolai Sſemjonowitſch (1754—1845), Marineminiſter, Freund und Mitarbeiter des liberalen Speranſkij.

Naryſchkin, Alexander Ljwowitſch (1760—1826), Oberhofmarſchall, Direktor der kaiſerlichen Theater. Seine Frau, Maria Antonowna, war Geliebte Alexander I.

Naryſchkina, Sſofja, natürliche Tochter Alexander I. und ſeiner Geliebten Maria Naryſchkina; ſtarb jung als Braut Valerian Golizyns.

Nikolai I., Kaiſer, geb. 1796, vermählt 1817 mit Alexandra Fjodorowna (ſ. d.), ſtarrer Autokrat, ſtarb mitten im Krimkriege; es wird Selbſtmord angenommen.

Obolenſkij, Fürſt Jewgenij Petrowitſch (1796—1865), Oberleutnant, wurde nach Sibirien verſchickt, wo er 13 Jahre in den Bergwerken arbeitete; ſtarb amneſtiert zu Kaluga.

Odojewſkij, Fürſt Alexander Iwanowitſch (1803—39), Dichter, wurde nach Sibirien verbannt, dann als gemeiner Soldat nach dem Kaukaſus geſchickt, wo er auch ſtarb.

Paul I., geb. 1745, Sohn Katharina der Großen und (angeblich) Peter III., Kaiſer 1796—1801 (wohl die traurigſte Periode der ruſſiſchen Geſchichte); wurde in der Nacht auf den 11. März 1801, wohl mit Wiſſen der Familie, ermordet.

Peſtel, Pawel Iwanowitſch, geb. 1794, Sohn des Generalgouverneurs von Sibirien, Oberſt, einer der Hauptverſchwörer vom 14. Dezember, wurde gehenkt.

Pugatſchow, Jemeljan, Abenteurer, der ſich für den Kaiſer Peter III. ausgab und einen gewaltigen Aufſtand im Oſten des Reiches hervorrief; wurde 1755 hingerichtet.

Puſchtſchin, Iwan Iwanowitſch (1789—1859), Dichter, Freund und Studiengenoſſe Puſchkins, wurde nach Sibirien verſchickt und 1856 amneſtiert.

Radiſchtſchew, Alexander Nikolajewitſch (1744—1802), Publiziſt, wurde wegen ſeiner freiheitlichen Geſinnung von Katharina II. zum Tode verurteilt und zur Verbannung nach Sibirien begnadigt.

Roſtowzew, Jakow Iwanowitſch (1803—1860), hatte die Verſchwörer beim Kaiſer Nikolai denunziert, machte ſich ſpäter unter Alexander II. um die Vorarbeiten zur Bauernbefreiung verdient.

Rylejew, Kondratij Fjodorowitsch (1795—1826), namhafter Dichter, war erst Offizier, später Gerichtsbeamter und zuletzt Beamter der Russisch-Amerikanischen Compagnie. Wurde gehenkt.

Sascha — s. Alexander II.

Schischkow, Alexander Sjemjonowitsch (1753—1841), Admiral, Präsident der Akademie, Minister für Unterricht. Dichter und Philologe, äußerst reaktionär.

Speranskij, Michail Michailowitsch (1772—1839), Freund Alexander I. und bedeutender Staatsmann, nahm großen Anteil an den Reformbestrebungen dieses Kaisers, geriet 1812 in Ungnade und wurde verbannt; 1816 wieder begnadigt. Wurde von Nikolai I. mit der Schaffung eines Gesetzbuches betraut und bekam von ihm den Grafentitel.

Seraphim, Metropolit (1763—1843), führte einen erbitterten Kampf gegen die Bibelgesellschaft und die mystischen Bestrebungen der Zeit.

Tarakanowa, Fürstin, eine Abenteurerin, die sich für die Tochter der Kaiserin Elisabeth und Rasumowskij's ausgab; starb 1775 in der Peter-Paulsfestung an der Schwindsucht; eine Legende behauptet, sie sei in ihrer Zelle bei einer Überschwemmung ertrunken.

Trubezkoi, Fürst Sergej Petrowitsch (1790—1860), Gardeoffizier und einer der Hauptverschwörer vom Vierzehnten, wurde 1826 nach Sibirien verbannt und 1856 amnestiert. — Seine Frau Katharina folgte ihm freiwillig in die Verbannung und starb 1853 in Sibirien.

Tschaadajew, Pjotr Jakowlewitsch (1796—1856), Philosoph, Verfasser der „Philosophischen Briefe", nach deren Veröffentlichung er von Nikolai I. für wahnsinnig erklärt wurde; von Puschkin und Schelling hoch geschätzt; neigte dem Katholizismus zu und schrieb nur französisch.

Sindbad-Bücher

Phantastische und abenteuerliche Romane

Immer stärker macht sich in den letzten Jahren im lesenden Publikum Deutschlands wie auch aller anderen Nationen das Bedürfnis nach wertvollen spannenden Büchern geltend. Die Erregungen des großen Krieges und der schwere Lebenskampf dieser Zeit mögen zu dieser Wandlung des literarischen Geschmackes beigetragen haben, die von der Übersättigung der Leser mit Psychologie und handlungslosen Büchern vorbereitet worden ist. Der Tatsache, daß nunmehr die Fabulierkunst und die Phantasie des Dichters wieder zu ihrem Rechte kommen, Rechnung tragend, sollen in dieser neuen Sammlung Romane herausgegeben werden, die künstlerisch wertvoll und zugleich packend und spannend sind. Deutsche u. ausländische Dichter der Gegenwart wie der Vergangenheit werden in der Romanreihe vereinigt sein. Diese Bücher werden das Abenteuerlich-Phantastische in allen seinen Formen repräsentieren: Utopie, Abenteuer, Fahrten und Reisen, Kämpfe, Märchenromane, die große Welt des Wunderbaren wird sich aus diesen Büchern, die von bedeutenden Künstlern illustriert werden, auftun.

Bisher erschienen:

Norbert Jacques / Die Frau von Afrika (mit Zeichnungen von Richard von Below). Geh. M. 45.–, geb. M. 75.–

Claude Farrère / Die Todgeweihten. Übers. v. Hans Reisiger (mit Zeichnungen von F. Wittlinger). Geh. M. 55.–, geb. M. 85.–

Paul G. Ehrhardt / Die letzte Macht. Eine Utopie aus unserer Zeit (mit Bildern v. H. Kley). Geh. M. 75.–, geb. M. 100.–

Honoré de Balzac / Die tödlichen Wünsche (La peau de Chagrin). Übersetzt von E. A. Rheinhardt (mit Zeichnungen von Alphons Woelfle). Geh. M. 75.–, geb. M. 100.–

Robert L. Stevenson / Die Schatzinsel (mit Zeichnungen von Rolf von Hoerschelmann). Geh. M. 55.–, geb. M. 85.–

Maurice Renard / Die Blaue Gefahr. Übers. v. Marta Karlweiß (mit Zeichnungen v. Fritz Heubner). Geh. M. 75.–, geb. M. 100.–

Maurice Renard / Orlacs Hände. Übersetzt von Norbert Jacques (mit Zeichnungen von Paul Neresheimer).

Edgar Allan Poe / Die Geschichte des Arthur Gordon Pym. Übersetzt v. Maria Lazar (mit Zeichnungen v. Theo Scharf).

*

Drei Masken Verlag München

Robert Saudek

Diplomaten

Roman

Umschlagzeichnung von
J. Heubner

*

Geheftet M. 70.–, gebunden M. 90.–

*

Dieser Roman ist die erste ins Gewicht fallende Gestaltung der Ereignisse von 1914–1918 und des Unterganges der österreichisch-ungarischen Monarchie. Er spielt in der österreichischen Gesandtschaft im Haag und zeigt hier an typisch österreichischen Menschen das Schicksal des untergehenden Reiches. Was diesem Buche über den Gegenstand hinaus seine Bedeutung gibt, ist, daß in ihm zum ersten Male in der Literatur die Graphologie die Psychologie ersetzt, daß die beiden Helden, der Gesandte und seine Sekretärin, die Menschen, die menschlich und politisch eine Rolle spielen, nach der Handschrift beurteilen. So wird in diesem Roman die Welt des Seelischen in einer völlig neuen Weise dargestellt. Tiefe Menschenkenntnis, bedeutende Einsicht in die Geheimnisse der Politik und Diplomatie und eine ungewöhnliche Darstellungskraft vereinigen sich und schaffen in diesem Buche ein Meisterwerk, das literarisch und auch zeitgeschichtlich bedeutsam ist.

*

Drei Masken Verlag München

Otto Krauß

Der Tod im Brokat

Zwei Dichtungen aus der Renaissancezeit

Umschlagzeichnung von S. von Suchodolski

Geheftet M. 16.–, gebunden M. 22.–

*

Inhalt:

Ginevra

Nachtgesichte

oder Die Gespräche der Borja

Die Heimkehrenden / Der Brief / Das Opfer / Der Empfang / Die Gespräche in der Nacht und das Intermezzo: Einführung. Das erste Gespräch. Intermezzo. Das zweite Gespräch. Epilogisch / Das Gastmahl / Finale

---

Diese überaus kunstvoll ziselierten Dichtungen enthalten Schilderungen von großer Farbenpracht. Der Charakter der italienischen Renaissance-Menschen, denen der Mord nur ein Kinderspiel ist, die das Töten zu raffinierter Kunst erhoben, tritt plastisch in Erscheinung. Die Sprache ist wie aus Marmor gemeißelt und mit üppigen Blüten geschmückt. In das Rimini des Sigismondo Malatesta führt die Dichtung „Ginevra" – des Malatesta, der Ginevra von Este tötet, weil er sich ihrem Liebesjoch nicht beugen will, und der ihrem Zauber doch noch erliegt, nachdem er ihr bereits den Giftbecher reichte. Und das Rom Alexanders VI. schildern die „Nachtgesichte". In Alexanders Söhnen Juan und Cesar Borja personifiziert sich der den gedanklichen Inhalt der Dichtung bildende Gegensatz zwischen dem Geistigen und Sinnlichen, zwischen dem schwerblütigen Grübler und dem mit schrankenloser Gewalt sich auslebenden Triebmenschen, der über jenen kalt hinwegschreitet.

*

Drei Masken Verlag München

Carl Schwartze

Wahre und abenteuerliche

Lebensgeschichte eines Berliners

der in den Kriegsjahren 1807 bis 1815
in Spanien und Italien sich befand

Herausgegeben, mit Nachwort u. Anmerkungen
versehen
von Alexander von Gleichen-Rußwurm

Mit zehn Abbildungen
nach zeitgenössischen Lithographien u. Stichen

Geheftet M. 40.–, in Pappband M. 60.–, auf
bestem holzfreien Papier in Halbleder M. 150.–

Die Geschichte dieses Berliner Buchdruckergehilfen ist ein unterhaltsames Buch, reich an Abenteuern und Stimmungen.

Kriegsjahre haben wir alle hinter uns, aber keine so – man möchte sagen – gemütlichen wie die, von denen hier erzählt wird. Bei manchen der geschilderten Operationen muß man lächeln, was man um so behaglicher tut, als uns diese Welthändel gar nicht persönlich berühren. Dieses Buch wurde jedoch nicht der kriegerischen Bilder wegen neu aufgelegt, sondern wegen seines kulturgeschichtlichen Reizes, wegen der abenteuerlichen Wechselfälle dieses Söldnerlebens, weil dieses Buch mit einem Wort unterhaltend ist wie wenige seiner Art, und ein wenig lehrreich wie jedes gute Buch überhaupt.

*

Drei Masken Verlag München

Münchener Scriptor-Drucke

Mit den „Münchener Scriptor-Drucken“ bieten wir Bücher, die ganz im Geiſte des alten Kunſthandwerkes entſtanden ſind. Jeder Band wurde von einem Münchener Schrift-Künſtler geſchrieben, welcher auch Schmuck und Einband dazu ſchuf. So geſtaltete ſich jedes Buch zu einem Kunſtwerk von ſeltener Einheitlichkeit. Die Druckſeiten wurden direkt vom Original übertragen und zeigen durchaus die Handſchrift des Künſtlers. Die Bändchen ſind zweifarbig auf Bütten gedruckt und jeweils in einen dem Charakter des Werkes entſprechenden Einband gebunden. Sie genügen den ſtrengſten bibliophilen Anſprüchen; dabei gelang es uns, die Drucke zu ſo niedrigem Preiſe herzuſtellen, daß es jedem Buchkäufer – nicht nur dem reichen Bücherſammler – möglich iſt ſie zu erwerben.

Bisher erſchienen:

Das Roſenband
Gedichte aus dem Rokoko. Geſchrieben in ſchöner Curſiv von
Anna Simons

Die Seele des Weines
Trinklieder. In derber Curſiv geſchrieb. u. ſtilvoll illuſtr. von
E. Heigenmooſer

*

Troſtbüchlein
In gotiſchem Duktus geſchr. von
Heinrich Joſt

Liebesgedichte
Reizvoll geſchrieben von
J. v. Schnellenbühel

*

Mutter
In carolingiſcher Minuskel geſchrieben u. reich illuſtriert von
E. R. Vogenauer

Dante Alighieri
Sonette, Ballate, Seſtine
Im Urtext geſchrieben von
Anna Simons

Preis jedes Bändchens 30 Mark

Außerdem erſcheint eine numerierte Vorzugs-Ausgabe, über die ein zwölfſeitiger Sonder-Proſpekt unterrichtet

*

Drei Masken Verlag München

Dmitrij Mereschkowskij

Zinaïda Hippius / Dmitrij Philossofow / Wladimir Slobin

Das Reich des Antichrist

Rußland und der Bolschewismus

Mit dem Bildnis der Verfasser

Farbiger Umschlag von F. Wittlinger. 3. Auflage

Geheftet M. 70.–, in Pappband M. 100.–

*

Dmitrij Mereschkowskij, der große Romancier und Kritiker, ist nach unsäglichem Elend mit seiner Gattin Zinaïda Hippius und seinen Freunden Dmitrij Philossofow und Wladimir Slobin aus dem großen Kerker Sowjet-Rußland entflohen. In tiefster Not des Herzens schrieben nun die vier dieses Buch des Berichtes, der Anklage und der Warnung an die Welt. Tagebücher aus den Entsetzenstagen der verwesenden russischen Großstadt wurden mit prinzipiellen Aufsätzen über das Wesen des Bolschewismus vereinigt und ergaben ein Buch, das kein denkender Mensch übersehen darf. Der Standpunkt, von dem aus in diesem Buche die Erscheinung des Bolschewismus und die europäischen Ereignisse betrachtet werden, gestattet, ihre innere Logik zu sehen und ihren weiteren Verlauf in allgemeinen Zügen vorauszuahnen. Uns Zeitgenossen ist es besonders schwer, in den Hauptsinn der Vorgänge einzudringen; wir haben keine Perspektive, das Nebensächliche verdeckt vor uns zuweilen das Wichtigste, das Zufällige und Trügerische verdeckt die Wahrheit. Das Wesen des Vorgehenden begreifen oder sich ihm wenigstens nähern, die einheitliche Linie erkennen kann man nur dann, wenn man sich auf den tiefsten Standpunkt stellt: den religiösen. Unter diesem ewigen Zeichen sind auch die Aufsätze dieses Buches geschrieben, unter dem ewigen Zeichen des Kreuzes beginnt jetzt das langsame, schwere, doch mächtige Auferstehen Rußlands aus der Asche. Das Reich des Antichrist ist das erste wahrhaft bedeutsame Buch über den Bolschewismus. Der Name Mereschkowskijs bürgt für den geistigen Gehalt und die Wahrhaftigkeit dieses Werkes, dessen sittliche Höhe selbst die Freunde des Bolschewismus nicht werden leugnen können.

Das Werk erscheint soeben in 3. Auflage in russischer Sprache im gleichen Verlage (geheftet M 70.–, in Pappband M. 100.–)

*

Drei Masken Verlag München

Nachdruck A.-G. München

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02802 5990

DO NOT REMOVE
OR
MUTIL